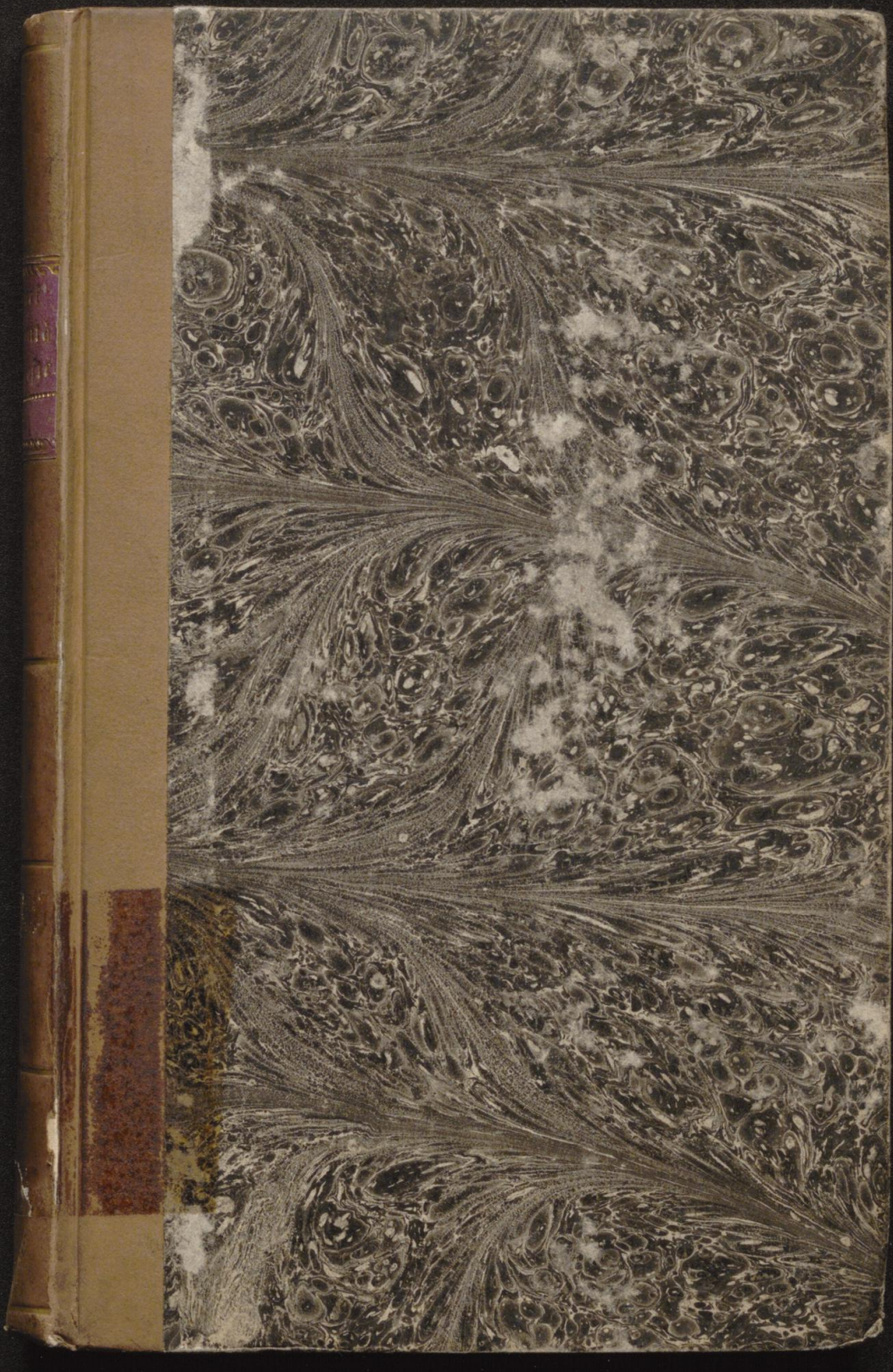


Bibliothek

der

Humanitäts = Wissenschaften

zur

Selbstbildung

für

Jünglinge von reiferem Alter.

Philosophische Wissenschaften.

Fünfter Band.

Wien, 1825.
Im Verlage bey Anton Doll.
Gedruckt bey Anton Strauß.

Theorie

der

Beredsamkeit

für alle Formen

prosaischer Darstellung.

Nach

den besten Quellen der Alten und der Neuern bearbeitet,

und mit Mustern und Beyspielen belegt.

Erster Theil.

Wien, 1825.

Im Verlage bey Anton Doll.

Gedruckt bey Anton Strauß.

HT002396224

19
slg5
483

25
polska
04995
6 582
(84.5)
Ra

5.026.404.01

Philos. Institut
der Universität
Düsseldorf

67/670

Einleitung.

§. 1.

Erklärung dieser Wissenschaft.

Die Redekunst (Ars rhetorica) ist die systematische Anweisung, prosaische schriftliche Aufsätze und mündliche Vorträge so zweckmäßig zu verfassen, daß sie sowohl durch den Stoff als durch die Form gefallen und ergreifen, indem sie durch die passendsten Gedanken, durch ihre Einkleidung in die treffendsten Worte und durch deren Stellung am schicklichsten Ort, Überzeugung, Rührung, Vergnügen und Entschluß im Leser oder Zuhörer hervorbringen.

Dahin zielt auch Heydenreich in seiner höher ausgesprochenen Definition: Beredsamkeit sey die Fertigkeit, ein Ganzes von Vorstellungen dem Erkenntnißvermögen so darzustellen, daß man zu gleicher Zeit auf Begehrungsvermögen, Gefühlsvermögen und Geschmack eine der Deutlichkeit und Bestimmtheit der Vorstellungen nicht nachtheilige, zweckmäßige und harmonische Wirkung hervorbringt.

Die Beredsamkeit beruht also auf vier Hauptpuncten; diese sind:

1. Glückliche Auffassung eines zweckmäßigen Stoffes (inventio).

2. Die Anordnung (dispositio), welche so beschaffen seyn muß, daß man dadurch auf die leichteste Art dem Erkenntnißvermögen die Idee des Ganzen und die Theilvorstellungen

darbiethe, zugleich aber auch rühre, und ein reines Wohlgefallen an den Verhältnissen hervorbringe.

3. Ausdruck und Darstellung der Gedanken (elocutio) durch Worte, Redensarten und Wendungen, welche so viel Versinnlichung zum Spiel der Phantasie enthalten müssen, als der schnellen und deutlichen Einsicht nicht hinderlich ist.

4. Der mündliche Vortrag (actio), welcher zwar sehr kräftig wirkt, aber minder wesentlich-nothwendig ist, weil er nur bey Abhaltung der eigentlichen Rede, dem Meisterstück der Beredsamkeit, Statt findet und finden soll.

Die Beredsamkeit ist also nach dieser Erklärung eine Kunst des Denkens und des Sprechens, und muß auf den Ausdruck eben so viel Sorgfalt und Kraft verwenden, als auf die Gedanken, zu deren Mittheilung dem Redner zwey Mittel zu Gebothe stehen: Worte und Geberden.

§. 2.

Umfang dieser Wissenschaft bey den frühern Rhetorikern.

Der Umfang, welchen man der Redekunst gab, war in verschiedenen Zeiten sehr verschieden, bald äußerst ausgedehnt, wieder sehr bald beschränkt. Geboren und gesäugt in Großgriechenland und Sicilien, fand sie in Athen endlich den Tempel ihrer Unsterblichkeit.

Die ersten Rhetoriker scheinen bey ihrem Unterrichte Stoff und Gedanken als den wichtigsten Theil dieser schönen Wissenschaft betrachtet und behandelt zu haben; sie zogen daher Dialektik und Staatskunde in ihr Gebieth.

§. 3.

Dialektik.

So hieß bey den Griechen theils die Logik oder Vernunftlehre überhaupt, insbesondere aber auch jener Theil derselben, welcher die Disputirkunst lehrte. Die Neuern verstehen darun-

ter bloß die Disputirkunst, welche Anweisung gibt, den Gegner durch alle Arten von Gründen und Schlüssen, selbst durch Scheingründe und Trugschlüsse, zu überwinden.

Die kantische Philosophie unterscheidet drey Arten der Dialektik:

Die logische, die transcendentale und die natürliche. Die erstere ist die Logik des Scheins, oder die Kunst, durch Schein und Blendwerk zu täuschen; die zweyte lehrt den Schein transcendentaler Urtheile (d. i. solcher, die von dem reinen Verstand, also ohne Rücksicht auf Erfahrung, oder a priori, gefällt werden) aufdecken; die dritte besteht in dem Hang, gegen die strengen Gesetze der Pflicht zu vernünfteln, um sie so viel möglich nach unsern Neigungen zu modeln.

Den ersten Versuch über die Dialektik schrieb Zeno aus Elea; Aristoteles aber vervollkommnete die Lehre von den Schlüssen so sehr, daß man ihn gewisser Maßen für ihren Erfinder ansehen kann.

Das erste Werk über die eigentliche Rhetorik schrieb der Syrakuser Korax, entehrte aber seine Kunst so sehr, daß er sich ihrer bediente, seinen eigenen Lehrer um den versprochenen Lohn zu bringen *).

§. 4.

Umfang bey den spätern Rhetorikern. Aristoteles.

Der Ausdruck wurde also von jenen frühern Rhetorikern vernachlässiget, wogegen die spätern ihn zur Hauptsache machten, und sich endlich damit so ausschließend beschäftigten, daß sie sich bis zu den ersten Grundregeln der Sprachlehre herabließen, und zwischen Rhetoriker und Grammatiker nur noch ein kleiner Unterschied blieb.

*) Aristot. rhet. l. 2. cap. 24.
Plat. in Phaedro.
Diog. Laert in proem.

Überhaupt wurde die Kunst der Beredsamkeit vor Aristoteles zu unbestimmt und zu isolirt in ihren Theilen behandelt. Erst durch diesen großen Geist erhielt sie Vollständigkeit, Licht und Klarheit in Bestimmung ihres Zweckes und ihrer Regeln. Alle seine Vorgänger schränkten sich, wie Barthelemy bemerkt *), darauf ein, bald die einzelnen Stücke der Rede mit Einsicht zu vertheilen, ohne an die Kraft bündiger Beweise zu denken; bald allgemeine Regeln oder Gemeinplätze zu sammeln; ein anderes Mahl, einige Vorschriften über den Styl oder über die Erregung der Leidenschaften zu ertheilen; noch andere Mahle, vielerley Kunstgriffe zu ersinnen, wodurch die Wahrscheinlichkeit über die Wahrheit und die schlimme Sache über die gute siege. Aber sie alle hatten wesentliche Stücke verabsäumt, wie z. B. die Lehre von der Stimme des Redners und von dem äußern Anstand beym mündlichen Vortrag; denn sie dachten nur an die Bildung eines Sachwalters, und vergaßen den öffentlichen Staatsredner, dessen Amt in Griechenland doch viel nützlicher, ehrenvoller und schwieriger als jenes des Erstern war. Aristoteles machte sich's daher zum Geschäfte, die Meinungen dieser Lehrer der Beredsamkeit in einem umfassenden und vollständigen Werke theils ganz umzuarbeiten, theils zu widerlegen, und fast durchgehends mit hellen Bemerkungen und wichtigen Zusätzen zu begleiten. Wir haben leider im Deutschen noch keine Übersetzung von dem vortrefflichen Werke dieses philosophischen Genius.

§. 5.

Umfang bey den Neuern.

Das eigentliche Meisterstück der Beredsamkeit findet allerdings nur in der Rede Statt. Die griechischen Rhetoriker sprechen daher auch nur von drey Gattungen der Beredsamkeit: der berathschlagenden, gerichtlichen und beweisenden. Bey den Neuern rechnet man in das erweiterte Gebieth der Beredsam-

*) Reise des jüngern Anacharsis. 4. B. 2. Abth.

keit nicht nur alle verschiedenen Arten der eigentlich sogenannten Reden, sondern auch Erzählungen, Beschreibungen, philosophische und historische Abhandlungen, Gespräche und Briefe, wenn nur die Form ihres Styls dem Begriff der Beredsamkeit entspricht.

Quintilians zwölf Bücher oratoriarum institutionum enthalten die geschmackvollste Blumenlese der Lehren aller griechischen Rhetoriker, auf die Beredsamkeit und Redner der Römer sehr glücklich angewendet.

§. 6.

Stufen der Wortsprache.

Die Griechen unterschieden drey Arten der Sprache: den Styl der Poesie, edel und prächtig; den Styl der Unterredung, einfach und bescheiden; und den Styl der höhern Prosa, welcher, nach Beschaffenheit seines Gegenstandes, sich mehr oder weniger an die erste oder zweyte Gattung anschließt.

Wir nehmen, ihrem Stufengange gemäß, vier Sprachgestalten an:

1. Die Sprache des gemeinen Lebens.
2. Beredtheit oder Wohlredenheit.
3. Die rednerische Sprache, nähmlich, die eigentliche Beredsamkeit.
4. Die dichterische Sprache.

§. 7.

Charakter und Unterschied dieser vier Sprachgestalten.

Die gemeine Rede (Sprache der Unterredung) drückt, ohne alle Nebenabsicht, die Gedanken so aus, wie die Gelegenheit sie in der Vorstellungskraft hervorbringt, geradezu, und bloß in der Absicht, sich andern verständlich zu machen.

Sie wird daher nicht als eine schöne Wissenschaft betrachtet, sondern ist bloß das Werk der Grammatik und des allgemeinen Unterrichts im Begreifen und Denken.

Die Beredtheit oder Wohlredenheit unterscheidet sich von der gemeinen Rede durch die angenehmere und gefälligere Form, welche sie den Gedanken und dem Ausdrucke zu geben sucht. Sie wird schon als ein Theil der Kunst betrachtet. Da sie aber vorzüglich nur den Bau einzelner Sätze und Perioden berücksichtiget, ohne sich auf förmliche Reden einzulassen, so machen ihre Lehren nur denjenigen besondern Theil der Rhetorik aus, welcher sich auf die Anweisung beschränkt, einzelne Begriffe und Gedanken durch Worte und Wendungen ästhetisch-schön auszubilden und dem Charakter ihrer Ausbildung gemäß auszudrücken.

Die Sprache überhaupt ist das Mittel, Vorstellungen durch Worte mitzutheilen; ihr Zweck, sich verständlich zu machen. Dem zu Folge muß sich die Beredsamkeit von dem Styl der gemeinen Prosa wesentlich unterscheiden.

Der Charakter der Beredsamkeit besteht also darin, daß sie bey wichtigen Gelegenheiten, und in der Absicht, die Gedanken und Empfindungen anderer Menschen nach einem genau bestimmten Zwecke zu lenken, eine Ideenreihe diesem Zwecke gemäß erfindet, anordnet und darstellt.

Die Beredsamkeit bestrebt sich daher, dem Zuhörer (oder Leser) die ihm mitzutheilenden Vorstellungen tief einzuprägen, ihn zu überzeugen und zu Entschlüssen zu bestimmen. Um dieß vollständig zu erreichen, muß sie uns durch die Form des Ausdrucks dasjenige Interesse mittheilen, welches in unserer Seele gewisse Vorstellungen hervorruft oder begleitet, und für die ganze Art der Ideendarstellung ein eigenes Wohlgefallen erreget.

§. 8.

Poesie und Beredsamkeit. Dichter und Redner.

Beyde unterscheiden sich sowohl durch die Art, als auch

durch die Mittel der Darstellung und den zu behandelnden Stoff.

Die Dichtkunst hat, wie Jenisch bemerkt, das Schöne zum Gegenstande. Dieses verziert sie mit allem ersinnlichen Schmuck der Worte und Wendungen, sucht die Einbildungskraft dafür zu erhitzen, die Leidenschaft in Flammen zu setzen, und gefällt nur um desto mehr, je glücklicher sie in dem Gebrauch aller Verschönerungsmittel der Rede ist; denn sie ist Spiel der Phantasie, nicht ernste Beschäftigung des Verstandes. Ihr Zweck ist Unterhaltung und Rührung, nicht Belehrung und Überzeugung. Sie täuscht, und will täuschen, aber nicht hinterlistig, sie kündet sich als Täuscherinn an, und man läßt sich gerne von ihr hintergehen, weil sie so offen und so angenehm täuscht.

Ganz anders ist die Redekunst; denn sie stellt Wahrheit, nicht Schönheit dar. Hieraus allein schon ergeben sich ihre unterscheidenden Eigenthümlichkeiten, und ihre Pflichten. Ernst, klar, aufrichtig, wie die Wahrheit an sich ist, muß sie auch in der Rede ohne Täuschung und ohne verschönernde Hülle dargestellt werden: Sache des Verstandes, nicht der Einbildungskraft, braucht sie die Belehrungen des erstern, nicht die Unterhaltungen der andern: Gegenstand deutlicher Erkenntniß, nicht der verwirrenden Leidenschaft, muß sie vorzüglich durch helle Begriffe, nicht durch Rührung wirken. Jedes merkbare Haschen nach zierlicher Wendung des Ausdrucks, nach Bildern und Gleichnissen, nach Bestechungsmitteln unsers Gefühls, macht uns die Wahrheitsliebe und Treue des Redners verdächtig, stößt unsern Glauben und unsere Theilnahme zurück; denn auch die Schönheit hat ihre Einfalt; aber gegen die Wahrheit gehalten, ist selbst ihre Einfalt nur Prunk.

Die Beredsamkeit ist also, wie Heydenreich bemerkt, von der Dichtkunst verschieden, in so fern bey dieser die Beziehung auf Begehrungsvermögen, Gefühlsvermögen und Geschmack der Hauptzweck ist, dem die Deutlichkeit der Erkenntniß nachsteht, und bey welchem das Wohlgefallen an schöner Form die vorzüglichste, entscheidende Wirkung ausmacht.

Der Styl der Beredsamkeit liegt also zwischen dem Styl der gemeinen Prosa und dem dichterischen Styl in der Mitte, und die Feinheit der Linie, auf welcher sich derselbe durch das Ganze eines jeden Werkes halten muß, beweiset die großen, damit verbundenen Schwierigkeiten. Der Styl der Beredsamkeit soll daher nicht bloß bestimmt und deutlich seyn, sondern zugleich auf Neigungen, Gefühl und Geschmack wirken; dieß soll er aber wieder nur bis auf den Grad, über welchen hinaus die Bestimmtheit und Deutlichkeit der Ideen leiden würde.

Der Redner unterscheidet sich daher vom Dichter durch die Wirksamkeit der verschiedenen Seelenkräfte, sowohl derjenigen, welche in ihm selbst thätig sind, als auch deren, welche er in dem Leser oder Zuhörer anspricht. Der Redner wirkt unmittelbar auf den Verstand, denn sein Hauptzweck muß immer die Überzeugung bleiben; auf Gefühl und Phantasie darf er nur mittelbaren Einfluß nehmen; der Dichter aber muß gerade diese zwey letztern vorzüglich anregen. Er steht also mit dem Redner beynahe im umgekehrten Verhältniß, daher auch die Wahl und die Behandlung des Stoffes bey beyden so verschieden sind, als ihr Ausdruck und ihre Darstellung. Wie verschieden würden z. B. nicht Redner und Dichter ein Thema über die Unsterblichkeit der Seele, in Folge der hier aufgestellten Grundsätze, ausführen! Man vergleiche z. B. Mendelssohns oder Platons Phädron mit Tiedge's Urania! —

§. 9.

Eigenschaften des Redners.

Der Redner bedarf dreyer Arten von Eigenschaften: Intellectuelle, moralische und physische. Nur durch ihre Vereinigung kann er sich der Vollkommenheit nähern.

§. 10.

Intellectuelle Eigenschaften: Verstand und Einbildungskraft.

Diese sind:

1. Ein durchdringender Verstand, um in Allem,

was die Menschen am meisten interessirt, das Wahre, Wichtige und Große richtig zu erkennen; nicht bloß durch dunkles, obschon sicheres Gefühl, zu empfinden, sondern seine eigenen Vorstellungen zu einem solchen Grade von Klarheit und Lebhaftigkeit zu erheben, daß er sie auch Andern höchst einleuchtend mache.

2. Eine reiche, lebhafte und starke, manchmahl selbst kühne Phantasie, indem der Redner oft theils sichtbare Gegenstände so klar und lebendig schildern muß, daß man sie mit Augen zu sehen glaubt, theils auch abstracte Gedanken, um sie durch Versinnlichung eindringender zu machen, durch Bilder gleichsam verkörpern muß. Er hüte sich jedoch, mehr als der Dichter, seiner Phantasie stets Meister zu bleiben! Um die Kraft und den ganzen Umfang der Phantasie zu begreifen, und dadurch den Maßstab ihrer Herrschaft über Dichter oder Redner zu haben, ist eine Darstellung ihrer Arten und Grade nothwendig, nach Ehrenbergs trefflichen Bemerkungen *) über dieses Seelenvermögen.

§. 11.

Arten und Grade der Einbildungskraft für Dichter und Redner.

Die reiche Phantasie muß mit wahren, edlen und würdigen Bildern genährt seyn; denn sie kann nichts geben, was sie nicht empfangen hat, und soll doch viel geben. Aus dem, was sich in der Phantasie angehäuft hat, bildet sich der Gedanke, und die denkende Kraft erhält davon Stoff, Reiz und Hülfe. Reichthum der Phantasie ist wenigstens eine Bedingung des Gedankenreichthums. Menschen, deren Einbildungskraft leer ist, verstehen sich eben so schlecht darauf, von Andern Belehrung anzunehmen, als selbst Ideen zu erzeugen. Die Phantasie muß große Vorräthe haben, damit sich dem Witze das

*) In dem Werke: Charakter und Bestimmung des Mannes.

Ähnliche, der Überlegung jeder Gegenstand mit seinen Eigenschaften klar darstelle. Die Bereicherung der Phantasie geschieht aber besonders durch den freyen vielseitigen Blick in die Welt, doch muß darüber niemahls die Ausbildung einer andern Kraft versäumt werden. Am wenigsten darf sie dem Denkenden hinderlich werden.

Reizbar ist die Phantasie, wenn sie leicht angeregt wird; beweglich, wenn sie die angeregte Thätigkeit schnell und anhaltend fortsetzt. Die reizbare Einbildungskraft knüpft an jede Anschauung und an jeden Gedanken irgend ein Bild, das, nach ihren Gesetzen, damit zusammenhängt; sie läßt selten die Betrachtung und das Nachdenken seinen Gang fortgehen. Eine nothwendige Folge hiervon ist, daß demjenigen, welcher von der Natur diese Art der Einbildungskraft erhalten hat, bey allem, was er sieht, oder sich vorstellt, etwas anderes einfällt. Die bewegliche Einbildungskraft aber eilt von einem Bilde zum andern; es biethen sich ihr immer neue Verknüpfungen dar, und sie muß mit Gewalt zu dem Zwecke der jedesmahligen Geistesbeschäftigung zurückgeführt werden.

Es zeigt sich hieraus, daß diese Art der Phantasie dem Dichter mehr zusage als dem Redner, und daß dieser Letztere gegen zu große Reizbarkeit und Beweglichkeit sehr auf seiner Huth seyn müsse; denn sie verhindern ihn, bey einer Sache so lange zu verweilen, bis er sie gehörig durchdrungen hat; sie verursachen unaufhörliche Zerstreuungen, stören ihn im festen Gange der Untersuchung, da sie die Aufmerksamkeit auf Nebendinge ziehen, und erfüllen überhaupt den Geist mit Unruhe und Flüchtigkeit, bey welcher nichts mit Besonnenheit und Kraft ausgeführt wird. Der Redner muß also diese beyden Eigenschaften der Phantasie, wenn gleich die Natur ihn damit begabt hat, sorgfältig zu mäßigen bemüht seyn.

Die lebhafte Einbildungskraft äußert sich dadurch, daß sie jedes Bild mit großer Anschaulichkeit vergegenwärtiget, indem sie den abwesenden Gegenstand so darstellt, daß er beynahe dieselbe Gewalt über uns ausübt, als ob er gegenwärtig wäre.

Sie kann dieß auf zweyerley Arten bewirken, nähmlich: 1. durch Klarheit und Bestimmtheit des Bildes; 2. durch starkes Ausmahlen der interessantesten Züge; 3. durch Anregung derjenigen Gefühle, wodurch er am meisten ergreift.

Im ersten Falle verträgt sie sich vollkommen mit der Besonnenheit des Geistes, und befördert sogar das bestimmte Denken, die Weisheit der Maßregeln und die glückliche Darstellung. Sie ist also dem Redner unentbehrlich und äußerst vortheilhaft.

Im zweyten und dritten Falle wird sie der parteylosen und vollständigen Untersuchung leicht gefährlich. Ihre Betrachtungen sind fast immer einseitig, und ihr Glaube ist gewöhnlich der Widerschein ihrer Gefühle und Neigungen, indem der damit Behaftete an allen Dingen mehr das erblickt, was seiner Stimmung zusagt.

Diese zweyte und dritte Art der lebhaften Einbildungskraft soll also mehr das Eigenthum des lyrischen Dichters, als des Redners seyn.

Der lebhaften Einbildungskraft steht in gewisser Hinsicht entgegen die feurige. Jene stellt alles in individueller Bestimmtheit oder doch in individueller Beziehung, diese alles in großen Umrissen und ergreifenden Verhältnissen dar. Jene vergegenwärtiget den Gegenstand selbst in anschaulicher Klarheit oder Innigkeit des Gefühls; diese deutet ihn nur an in einzelnen, aber kräftigen und sinnvollen Zügen; jene verweilt bey ihm in stiller Betrachtung, diese strömt gewaltig an allem — nur berührend — vorüber. Jene führt ins Leben herab, diese über das Leben hinauf. Die feurige Einbildungskraft kann der kalten Vernunft zur Unterstützung dienen, indem sie uns in den Stand setzt, große Plane zu entwerfen, große Ideen zu fassen und erhabene Entschließungen zu bilden. Sie ist daher bey vielen Gelegenheiten nicht nur dem Redner, sondern auch dem Philosophen zuträglich, da sie der philosophischen Forschung einen höhern Schwung gibt, oft auf unbekannte Gebiethe führt, oft auch mit Ideen bereichert, vorausgesetzt, daß

sie dem ruhigen Denker nie in den Weg tritt, die Vernunft nicht aus ihrem Rechte verdrängt, sich keine Entscheidungen anmaßt, welche dieser allein zu kommen, und nicht mystische Sprüche für die gediegene Weisheit ausgibt.

Ihre Ausartung wird aber verhindert durch stäte Beschäftigung des Verstandes, Ausbildung der sittlichen Anlagen, ernsten Blick in das Leben und deutliches Bewußtseyn der menschlichen Bestimmung.

Die Eigenheit einer starken Einbildungskraft ist es, eine Idee lange festzuhalten, von allen Seiten auszugestalten, und sich ganz in sie zu verlieren. Sie ist nöthig, wo mehr als Gemeines zum Vorschein kommen — und unentbehrlich, wo dem gegenwärtigen Zustande der Dinge ein bedeutender Umschwung gegeben werden soll. Ihr Nutzen für den Redner ist also wohl außer Zweifel. Nur darf sie die übrigen Kräfte des Geistes nicht überwachsen, und es stehe der helle Gedanke, das feste Einwurzeln im wirklichen Leben, offener Sinn für menschliche Angelegenheiten und Trieb zum Handeln mit ihr in stätem Bunde. Ohne dieses führt sie entweder zu leeren Grübeleyen oder zu phantastischen Träumen — und der Redner wird zum bilderreichen Schwärmer.

Die kühne Einbildungskraft dringt in ihrer Stärke über jede Schranke hinaus, welche Verstand und Erfahrung ihr anlegen wollen; ihr schwebt unaufhörlich die Idee des Unendlichen vor, und wenn sie sich auch bewußt ist, dieses nie erreichen zu können, so strebt sie doch, in beständigen Erweiterungen des Endlichen, sich demselben zu nähern, oder es in Symbolen anzudeuten. Sie kann nur bey den höchsten Flügen des lyrischen Dichters Statt finden, beym Redner um so weniger, als sie nur durch eine äußerst feine Gränzlinie von der ganz regellosen Phantasie getrennt wird, welche der Seele ihre Kraft raubt, dem Gemüthe seine Harmonie, besonders, wenn sie im Dienste einer düstern Stimmung oder sinnlicher Neigungen steht.

§. 12.

Fortsetzung der intellectuellen Eigenschaften: Wissenschaftliche — und Sachkenntnisse, Kunstbildung.

3. Muß der Redner insbesondere ausgebreitete wissenschaftliche — und Sachkenntnisse besitzen. Er kommt in Gelegenheiten, über die verschiedenartigsten Gegenstände sprechen zu müssen, und darf daher in keinem bedeutenden Fache ein Fremdling, wenigstens nicht unvorbereitet seyn, sondern muß vielmehr durch ununterbrochenes Studium Alles, was das Interesse und die Wohlfahrt der Menschen betrifft, durchdacht und kennen gelernt haben, und mit reichen Kenntnissen geschmückt seyn. Vor allen andern aber müssen Philosophie, Geschichte und Politik die unzertrennlichen Gefährtinnen des Redners seyn; denn sie versehen ihn vorzüglich mit Gedankenstoff, Beweisen und Beyspielen. Nur die eingerissenen Mißbräuche, bemerkt Cicero *), verursachten die Trennung der Philosophie und der Beredsamkeit, welche bis dahin einerley Geschäft betrieben und sogar einerley Nahmen geführt hatten (Sophistik und Sophisten). Sie wurden dadurch der Hülfe beraubt, welche sie sich wechselseitig hätten leisten können. Da warf dann die Philosophie der Beredsamkeit manchmahl mit verächtlichem Tone vor: daß sie sich eines Eingriffes in ihre Rechte anmaße, daß sie Fragen über Religion, Staatskunst und Sittenlehre abzuhandeln wage, ohne die Grundsätze dieser Wissenschaften zu kennen. Man kann ihr aber antworten: daß, da sie selbst durch die Erhabenheit ihrer Lehren und die Genauigkeit ihres Ausdruckes unsere Streitigkeiten nicht schlichten kann, sie wohl gestatten möge, daß ihre Nebenbuhlerinn ihr zur Dollmetscherinn diene, sie mit einigen Reizen schmücke, und sie uns etwas näher bringe. Dieß haben wirklich auch alle Redner gethan, welche die Fortschritte und den günstigen Einfluß beyder Kenntnisse benutzten, und ihre Kunst dem allgemeinen Besten widmeten.

*) Cic. de orat. l. 3. cap. 16. etc. Barthélemy Voyage d. j. A.

4. Ist dem Redner die eigentliche Kunstbildung unentbehrlich. So wenig er in Künsten und Wissenschaften überhaupt ein Fremdling seyn darf, so muß er doch vor allem in die tiefsten Geheimnisse seiner eigenen Kunst einzudringen, und zu diesem Ende das Studium der Theorie mit jenem der vorzüglichsten Redner verbinden. Cicero sagt daher: er empfehle zum Muster des Styls keinen einzelnen Redner, sondern alle überhaupt, weil durch das Nachdenken über sie, und durch ihre Vergleichung mit einander, man nicht bloß seine Schreibart mit glänzenden Farben ausschmücken lerne, sondern auch den feinen und richtigen Geschmack, und eine Art von schnellem Gefühl erlange *).

Dem Redner sind daher auch ununterbrochene Sprachstudien zu empfehlen, denn er bedarf einer umfassenden grammatikalischen und philosophischen Kenntniß der Sprache. Beyde müssen innig mit einander verbunden seyn; denn es nützt wenig, daß man klar und richtig denke, wenn man nicht auch die Worte findet, jeden Begriff eben so auszudrücken. Eben so wenig aber fruchtet auch die Kenntniß aller Worte, wenn man nicht ihrer Bedeutung vollkommen gewiß ist, und ihre feinsten Nebenbegriffe und Schattirungen kennt. Die Athener zeigten gegen alles, was in einer Rede geschmaklos oder nur nicht hinlänglich gefeilt war, Mißfallen und Verachtung; ein unpassender Ausdruck, ein Verstoß gegen den Wohlklang wurde in den Versammlungen des Volkes mit den lautesten Äußerungen des Unwillens empfangen.

§. 13.

Moralische Eigenschaften des Redners.

Das schöne und erhabene Ziel des Redners erheischt auch den edelsten Charakter. Ihn muß das wärmste Gefühl und ein brennender Eifer für die Rechte der Menschheit, für das Beste des Staats und der Gesellschaft beseelen. Unrecht, wenn auch

*) Cic. de orat. l. 2. cap. 14.

der Geringste es leiden soll, ist ihm ein empörender Gräuel; falsche Maßregeln, sie mögen in Privat- oder öffentlichen Angelegenheiten schädlich seyn, sind Aufforderungen an ihn, den Thoren und den Irrenden auf den rechten Weg zu führen. Ordnung, Wahrheit, Weisheit, Klugheit und Gerechtigkeit sind sein höchstes Interesse, und fordern bey jeder Gelegenheit seine Gemüthskräfte zum Dienste anderer Menschen und zum Wohl des Staates auf.

§. 14.

Physische Eigenschaften des Redners.

Die körperliche Gestalt und Constitution des Redners sollen so viel möglich, zum mündlichen Vortrage geeignet seyn. Sein Äußeres muß daher edlen Anstand haben, wenigstens nichts Widriges oder Lächerliches. Seine Sprachwerkzeuge müssen so beschaffen seyn, daß er sehr vernehmlich werde und im Reden ausdauern könne. Manche Mängel der Natur lassen sich durch Fleiß und Übung verbessern. Demosthenes hatte eine schwache Brust, und konnte den Buchstaben R nicht aussprechen. Er wurde bey seinem ersten öffentlichen Auftreten von der Rednerbühne verjagt. Weit entfernt, sich dadurch von seinem vorgesetzten Ziele abschrecken zu lassen, bemühte er sich vielmehr, mit äußerster Kraftanstrengung jene Gebrechen zu verbessern. Er nahm kleine Kiesel in den Mund, und declamirte gehend, selbst auf beschwerlichen und steilen Wegen. Um seine Stimme zu stärken, hielt er Reden am Ufer des Meeres, unter dem Getöse der empörten Wogen. Dann verschloß er sich mehrere Monathe in einem unterirdischen Gewölbe und übte sich ununterbrochen.

Cicero ließ keinen Tag ohne Übung in der Redekunst vorübergehen. Er declamirte mit Jünglingen seines Alters lateinisch und griechisch, und brachte, um nichts zu versäumen, was zur Verbesserung seiner Sprache dienen konnte, manche Stunden der Muße in Gesellschaft solcher römischen Frauen zu,

die ihre Muttersprache mit ausgebildeter Feinheit redeten, und deren Väter sich durch Beredsamkeit Ruhm erworben hatten. Im Alter von acht und zwanzig Jahren unternahm er, zur Ausbildung seiner Stimme, eine Reise nach Griechenland und Asien. „Mein Körper," erzählt er von sich selbst, „war schwach und entkräftet, mein Hals lang und dürr, ein Körperbau, den man dem Tode leicht unterworfen glaubt, wenn die Lunge zu stark angegriffen wird *). Dieß beunruhigte Alle, die an mir Antheil nahmen, um so mehr, da ich, ohne meine Stimme zu verändern und sie ausruhen zu lassen, mit der größten Anstrengung derselben und mit den heftigsten Bewegungen des Körpers redete. Da mir also Freunde und Ärzte riethen, mich nicht mehr mit Prozessen zu beschäftigen, beschloß ich lieber, mich der Gefahr auszusetzen, als die schönen Hoffnungen nach jenem Ruhme aufzugeben, welchen ich mir von dem Geschäfte eines Sachwalters versprach. Als ich aber bedachte, daß ich der Gefahr entgehen und weit leichter würde reden können, wenn ich es versuchte, meine Stimme zu mäßigen und meinen ganzen Vortrag zu ändern, entschloß ich mich, nach Asien zu reisen, bloß um Gelegenheit zu bekommen, meine Stimme zu ändern **).

§. 15.

Gegner der Beredsamkeit.

Auch die Beredsamkeit fand ihre Gegner; und was sie sagen, ist allerdings nicht ohne Gewicht — aber dennoch nicht richtig. Jenisch hat die Gründe für und gegen die Beredsamkeit in seiner Parallele: Demosthenes und Cicero, umständlich und treffend aus einander gesetzt. Wir folgen ihm, und hören zuerst, was sich gegen die Beredsamkeit sagen läßt.

Die Streitsache, deren Entscheidung der Redner durch sei-

*) Cicero hatte damahls schon seit zwey Jahren die Rednerbühne mit Ehre betreten.

**) Cic. in Brut. cap. 91.

nen Vortrag an die richterliche Versammlung befördern soll, betreffe nichts Geringeres, als die Rechtfertigung eines Unschuldigen, die Anklage eines Sträflichen, die Abstellung eines alten Gesetzes, die Einführung eines neuen, das Heil des Staats.

Der Redner tritt auf, und erschöpft allen Scharfsinn des Verstandes, alle künstliche Schlußkraft der Vernunft, alle Ideen-Verbindungskraft der Phantasie, alle Stärke der Leidenschaft und alle Blumen der Rede — um seinen Zweck zu erreichen.

Ist das, was der Redner hier thut, nicht entbehrlich, überflüssig, und vielleicht sogar zweckwidrig? Wozu hier Scharfsinn und Erfindungskraft aufbiethen? Die Wahrheit leuchtet entweder durch sich selbst, oder man lege sie, aus ihrer Goldgrube hervorgegraben, ohne Schlacken, so wie ohne fremden Schimmer, dem wartenden Zuhörer vor Augen. Wozu künstlich verwickelte Schlußreihen? Nicht der Redner soll seine Kunst spielen lassen, sondern die Wahrheit soll ihre Kraft auf die Gemüther äußern; der Zuhörer selbst soll urtheilen, der Redner — nur desselben Urtheil leiten, ihm gleichsam nur die Materie dazu, rein bearbeitet, vorlegen. Warum allen Schmuck des Witzes und alle Blumen der Rede herbeyhohlen, um den Gegenstand zu verschönern? Die Wahrheit ist schön durch sich selbst; und Schmuck verputzt sie nur. Betrifft es aber einen mißfälligen Gegenstand; wofür ihn ins Häßlichere schildern? Seine eigene Gestalt wird sich dem Gemüth, in welchem die Bilder des Moralisch-Schönen und Häßlichen leuchtend eingeprägt sind, schon von selbst widrig genug mahlen. Und wozu endlich sich an die Leidenschaft der Zuhörer wenden, und ihre gefährliche Gewalt aufregen? Sie verdunkelt die Klarheit, mit welcher die Wahrheit allein nur erkannt wird; sie übertölpelt gleichsam den Verstand und mißleitet die Richtung des Willens.

Der ernste Denker wird die bewundertste Rede dieser Gattung anfangs mit auffallender Befremdung über die unerwartete Darstellungsart anhören: aber die Kunst des Vortrags,

der Scharfsinn der Gründe, die lebhaften Schilderungen, die pathetischen Gemählde — sie erwärmen, erhitzen ihn allmählig; das Interesse des Sprechenden geht in den Hörenden über; die aufgeregte Leidenschaft erhebt sich; und er wird, sich selbst unbewußt, hingerissen. Allein kaum erwacht er aus dem Zustande der Entzückung über die Kunst des Redners zu dem Gedanken an den vorgetragenen Gegenstand: und Mißtrauen gegen die Treue des Redners, Zweifel an seiner Wahrheitsliebe, geheimer Unwille über den zweckwidrigen Gebrauch seiner Talente — sind die Empfindungen, die sich seiner Seele bemächtigen. Er fühlt sich gerührt; und er wollte überzeugt seyn: er wollte den vorgetragenen Gegenstand klar einsehen; und die Blumen des Redners haben ihm denselben fast verdeckt: er wollte der Sache Beyfall geben oder versagen; und er ist von Bewunderung für die Kunst des Redners durchdrungen. „Es kann so seyn; kann aber auch anders seyn." Dieses Gefühl ist das einzige und höchste, was der Redner, mit allen seinen Kunstgriffen, dem ernsten Denker abgewinnen kann: wie weit aber eine solche schwankende Überredung von einer festen Überzeugung absteht, zeigt sich von selbst.

Das für die Redekunst höchst traurige Resultat dieser Diatribe wäre denn: die Reize der (verführerischen) Beredsamkeit verwandeln das Heiligthum der Gesetze und der Gerechtigkeit in ein Schauspielhaus: die Vertheidiger der Unschuld, die Ankläger der Bosheit, die Berather des öffentlichen Wohls — werden Schauspieler; die Richter werden bloße Bewunderer der redenden Darstellungskunst, die zuhörende Versammlung gewöhnt sich an den gefährlichen Leichtsinn, die öffentlichen Verhandlungen als ein leeres Schauspielgepränge anzusehen, wie es bey Griechen und Römern der Fall war.

§. 16.

Gründe für die Beredsamkeit.

Und so wären denn Redekunst und Beredsamkeit überflüssig oder schädlich, und in beyden Fällen verwerflich. Die Dar-

stellung dürfte nichts thun; die Sache selbst müßte allein für oder wider sich sprechen.

Daß eine solche Beschuldigung allerdings viel zu weit getrieben sey, und vielmehr nur den Mißbrauch der Redekunst, nur die verführerische, täuschende, durch Blendwerk betäubende Beredsamkeit eines Sophisten treffen könne, ist außer Zweifel, und wird noch mehr einleuchtend durch die folgenden von Jenisch bemerkten Gründe, welche die Nothwendigkeit und Wichtigkeit der Darstellungsgabe und des Vortrags beweisen, ohne welche die gerechteste, so wie die schlechteste Sache, wirkungslos bleiben müßte.

Der Gründe für die Beredsamkeit sind also mehrere, und zwar:

1. Der Hang, alles zu verfeinern, zu verschönern, zu veredlen, ist der menschlichen Natur eigenthümlich, und ein Theil des Vervollkommnungstriebes. Er sucht selbst dem bloß Nützlichen und Nothwendigen, wo möglich, irgend eine gefällige Gestalt anzubilden. Der Mensch verziert das Messer, dessen er sich zu unentbehrlichen Handarbeiten bedient; er schmückt die Hütte, in welcher er sich vor Wind und Regen beschirmt; er bringt Form und Zierlichkeit in das Kleid, welches ihn deckt. Auf dieselbe Art und aus dem allgemeinen Verschönerungstriebe bringt er auch Schmuck und Zierde in seinen Vortrag. Da nun die Rede das Sprachrohr des Geistes ist, welcher dadurch seine erhabenen Anlagen des Scharfsinns, des Witzes, der Einbildungskraft, gleichsam laut werden läßt, und der Mensch nichts Größeres kennt, als seinen eigenen Geist: so erklärt sich daraus die besondere Achtung selbst des ungebildetsten Menschen für angenehme Erzähler, für zierliche Sprecher, für Gewandtheit, Leichtigkeit, Wohlklang, Gefälligkeit und Kraft des mündlichen Vortrags.

2. Das Bedürfniß klarer und lebhafter Anschauung enthält gewisser Maßen den Keim aller Beredsamkeit und aller ihrer Kunstgriffe; der Verschönerungstrieb selbst wirkt nur auf eine diesem Bedürfniß untergeordnete Weise;

denn alle Blumen der Rede, jedes starke Gemählde, und jede gefällige Wendung, so wie nicht weniger die angeführten Gründe, sind eben so viele Mittel, den vorgetragenen Gegenstand klar und anschaulich darzustellen.

3. Die Wahrheit — nicht bloß in den Wissenschaften, sondern auch in den praktischen Angelegenheiten des menschlichen Lebens — liegt oft sehr tief; die Unschuld eines Menschen muß nicht selten aus einem Gewirre der sonderbarsten und abenteuerlichsten Umstände gleichsam herausgegraben, als Bosheit und Tücke aus ihren labyrinthischen Schlupfwinkeln hervorgescheucht werden. Auf gleiche Weise liegen die Gründe der Empfehlung einer heilsamen Maßregel oftmahls eben so tief und dem gemeinen Auge unerreichbar, als die Gründe des Widerrathens einer verderblichen Maßregel; besonders wenn die Gemüther schon zum voraus gegen die heilsame eingenommen, und durch mannigfaltiges Interesse zu dem Entschluß für die verderbliche hingezogen werden. Aber selbst die bloße Zusammenstellung dieser Gründe erfordert, wenn eine klare und anschauliche Darstellung hervorgebracht werden soll, viel Sorgfalt, Kunst und Gewandtheit. Bald stärker, bald schwächer, entweder durch sich selbst, oder durch die Darstellung des Redners können sie sich, durch die bloße Zusammenordnung, in ihrer Wirkung auf das Gemüth sehr leicht einander hindern oder auch förderlich seyn; und ohne eine zweckmäßige, auf die Gesetze der eigenthümlichen Empfänglichkeit unsers Gemüths berechnete Zusammenstellung, werden sie allemahl einer schnellen oder starken, wenigstens ihrer vollen Wirkung entbehren.

4. Schon der bloße Verschönerungstrieb würde den Redner dazu bestimmen, dieses Talent vor seinen Zuhörern in aller seiner Fülle zu entwickeln. Aber noch ein wichtigerer Bestimmungsgrund für ihn ist die Gewalt, welche, nach der allgemeinen Beobachtung, treffende Gleichnisse, neue und originelle Metaphern, schlaue Anspielungen, jede sogenannte Redefigur, Klang und Melodie der Perioden, über

die Gemüther ausüben, eine Gewalt, die nur mit dem Übergewicht der Phantasie in den meisten Menschen über den Verstand im Verhältniß steht, und deren Wirkung deßhalb nur desto unfehlbarer ist.

5. Die Geschicklichkeit in der Anregung der Leidenschaften ist allerdings ein unentbehrliches Talent des Redners. Der Grund davon liegt in der auffallenden Macht der Leidenschaften, welche sich an die Allgewalt der Phantasie enge anschließt und mit ihr gemeinschaftlich fest wurzelt. Man hat die Leidenschaften die Winde genannt, welche unser Gemüth in rastloser Thätigkeit erhalten, indem sie uns zu neuen Ideen, schnellen Entschließungen und kühnen Unternehmungen hinreißen.

6. Indeß ist allerdings gewiß, daß nicht Figuren, Schönheit der Ausdrücke und Harmonie des Periodenbaues, sondern Philosophie, Geschichte und Politik, Menschenkenntniß und Erfahrung, und mehr noch die Heilsamkeit und Wohlthätigkeit der vorgeschlagenen Maßregeln die kräftigsten Überredungsmittel des Redners sind, jene rhetorischen aber nur dazu dienen, diesen praktischen Eingang zu verschaffen, und sie in ihr volles und glänzendes Licht zu setzen.

Werden nun diese zwey Arten der Hülfsmittel des Redners, die praktischen und die rhetorischen, auf gute und edle Zwecke hingerichtet, auf Vertheidigung der Unschuld, Entlarvung der Cabale, Bestrafung der Bosheit, Erregung edler, moralischer oder patriotischer Gesinnungen in den Gemüthern des Volks u. s. w., so läßt sich weder die Nothwendigkeit noch der bedeutende Nutzen der Beredsamkeit läugnen und verkennen. Denn so unwidersprechlich und so leuchtend auch, bemerkt Jenisch, die Bilder des Moralisch-Schönen und Häßlichen, der Tugend und des Lasters, der Gerechtigkeit und der Ungerechtigkeit, jeder unverdorbenen Menschenseele eingeprägt sind, so wird doch, durch augenblickliche Aufwallungen, durch eigenthümliches Interesse, durch Leidenschaften der mannigfaltigsten Art, durch tückische Vorspiegelungen verführerischer Betrieger, der helle Schein jenes innern Lichts in den meisten

Gemüthern sehr häufig verdunkelt, seine Geist und Herz durchdringende Wärme geschwächt und abgekältet, seine für das Heil des Menschengeschlechts über alles wohlthätige Wirksamkeit auf eine höchst verderbliche Weise erschwert und nicht selten ganz vereitelt. Und es ist daher offenbar thöricht, jedes Überredungsmittel des Geistes, und jedes Weckungsmittel des moralischen Gefühls, dessen sich der Redner zu guten Zwecken bedient, für unnütz und entbehrlich, oder wohl gar der guten Sache schädlich zu erklären. Selbst aufgeklärte Geister und edle, warm fühlende Gemüther, können für gewisse bessere Überredungen, für gewisse gute Entschließungen und Handlungen, deren Bestimmungsgründe ihnen, durch irgend eine momentane Verwirrung oder durch vorgefaßte Meinung, nicht hell genug einleuchten, jener Überredungs- und Weckungsmittel bedürfen. Beredsamkeit kann also, in Fällen dieser Art, sehr wohlthätig selbst auf sie wirken — durch die bestimmtere Richtung ihrer Geisteskräfte und ihres moralischen Sinnes auf den vorliegenden Gegenstand des Entschlusses oder der Handlung.

§. 17.

Würde und Nutzen der Beredsamkeit.

Die Beredsamkeit ist also das vollkommenste Mittel, die Menschen verständiger, besser und glücklicher zu machen. Bey Bildung der ersten Menschenvereine war das Talent der Rede, wie die Geschichte uns beweiset, von großem Einflusse. Durch die herrliche Gabe der Darstellung sind Sokrates, Plato, Xenophon, Demosthenes und Cicero, Herder und Rousseau, und so viele andere der größten Geister aller Völker und Zeiten, Lehrer der Menschheit geworden. Die Beredsamkeit unterrichtet ja sowohl einzelne Menschen, als auch ganze Gesellschaften, über ihr wahres Interesse; durch sie werden die Empfindungen der Menschlichkeit, der Ehre, der Liebe zum Vaterland und zu jeder geselligen Tugend in den Gemüthern rege gemacht.

In der Beredsamkeit findet die Politik ein wichtiges Mittel zur Wirksamkeit. Was keinem äußern Zwange gelingt, wird durch Beredsamkeit erreicht. Leistet sie dem Sittenlehrer Hülfe, so wird er die verderblichsten Leidenschaften glücklich zu bekämpfen, und die edelsten Gesinnungen in das menschliche Herz zu pflanzen vermögen. Wie groß die Macht der eigentlichen Beredsamkeit, welche nur in der Rede Statt findet, einst bey den Griechen und Römern war, davon sind alle Blätter der Geschichte voll. Aber nicht nur Demosthenes und Cicero wirkten durch sie mit wunderbarer Kraft in den öffentlichen Versammlungen; sogar die Beredsamkeit des Umgangs, welche Sokrates in so hohem Grade besaß, hatte die wichtigsten Folgen. Durch diese Art der Beredsamkeit gelang es dem praktischen Philosophen, durch eine einzige Unterredung aus einem ausschweifenden Jüngling einen der edelsten und besten zu machen. Ein nicht minder ergreifendes Beyspiel von der Gewalt der Beredsamkeit finden wir im Leben des Redner Antonius. In sein Haus waren Mörder geschickt, ihn zu tödten. Sie begaben sich zu ihm in das Gemach. Ihr Anführer blieb am Eingange des Hauses zurück, weil er bey der gräßlichen That nicht selbst Hand anlegen wollte. Als er lange vergebens gewartet hatte, ohne daß die Soldaten vom verübten Morde zurückkamen, fand er für nöthig, endlich selbst in das Haus zu gehen. Aber wie groß war sein Erstaunen, als er in das Gemach eintrat! dahingerissen von der Macht der Beredsamkeit des Mannes, den sie tödten sollten, standen die rohen Menschen gerührt und erschüttert; ja mehrere von ihnen zerflossen in Thränen — und vermochten es nicht, ihn durch ihre Schwerter verstummen zu machen. —

Eben so zeigt sich auch in allen Reden, welche Livius, Tacitus, Thucydides, Dionysius von Halicarnaß, Dio Cassius u. m. a. ihren unsterblichen Geschichtsbüchern eingeflochten haben, die unverkennbare Gewalt der Beredsamkeit.

Heut zu Tage sind zwar freylich nur wenige Staaten (z. B. England und Frankreich), in deren Regierungsgeschäften

öffentliche Redner auftreten; aber welcher Gesetzgeber hat nicht nöthig, mehrmahlen durch Edicte und Aufrufe mit seinem Volke zu reden? Wo ist eine gebildete Nation, bey der nicht in moralischen Angelegenheiten Redner und Schriftsteller auftreten? Wie viel vermag nicht der geistliche Redner zu wirken? Wie sehr kann nicht der Feldherr durch Beredsamkeit seine Soldaten in Begeisterung setzen? Tausend Beyspiele aus der ältern und neuern Geschichte bekräftigen dieß.

Obwohl uns nun aber die Gelegenheiten, in öffentlichen Versammlungen aufzutreten und in eigentlichen Reden die Stärke der Beredsamkeit geltend zu machen, größten Theils benommen sind, so bleibt uns doch noch manches andere, nicht minder Wichtige in diesem Fache zu vollbringen. Der Sachwalter, der Feldherr, der Staatsmann, insbesondere in diplomatischen Sendungen, können noch jetzt durch mündliche Vorträge höchst bedeutende Rechts- und Staatsmaterien auf eine Art behandeln, die in den wesentlichen Stücken wenig von der Art der griechischen und römischen Redner abweicht. Der patriotische Redner findet auch jetzt noch Veranlassungen, wo er es unternehmen kann, wichtige öffentliche Anstalten zu empfehlen, von schädlichen Mißbräuchen abzurathen, National-Vorurtheile auszurotten, oder National-Gesinnungen einzupflanzen.

Das Reich dieser Kunst, sagt Plato im Dialog Phädrus, ist sehr groß. Sie herrscht in den allgemeinen Versammlungen, wo über die Vortheile eines gesammten Volkes berathschlagt wird; vor den Richterstühlen, wo man die Rechtsfälle einzelner Bürger beurtheilt; in den Reden, wo das Laster und die Tugend mit ihren wahren Farben dargestellt werden sollen; endlich bey allen Veranlassungen, wo es auf Belehrung der Menschen ankommt.

Die von der Zeit verschont gebliebenen Meisterwerke der griechischen und römischen Redner, welche sich dem Ideale nähern, müssen also auch dem modernen Redner noch immer Vorbilder bleiben; nur muß man in der Ausübung selbst nie

Cicero's *) Bemerkung vergessen, daß die Beredsamkeit sich stets nach dem Charakter der Nation zu richten habe, ohne welches sie wenigstens nie ihre volle Wirkung thun würde.

§. 18.

Mißbrauch der Beredsamkeit. Sophisten.

Aus dem edlen Zweck und der bisher geschilderten Würde der Beredsamkeit ergibt sich von selbst, wie sehr sie verschieden sey von der unechten Schwester Sophistik, nähmlich der unedlen Kunst, sich der Schwächen der Menschen zu seinen Absichten zu bedienen und mit hinterlistig angebrachter Wendung und Form der Ideen-Darstellung durch Sprache zu Urtheilen und Entschlüssen zu locken.

Wie groß die Macht dieser falschen Kunst einst in Griechenland war, und bis zu welchem hohen Grade sie getrieben wurde, davon möge man sich durch einige hier ausgehobene Züge aus dem Gemählde der Sophisten von Barthelemy's Meisterhand überzeugen, wozu Plato, Aristoteles, Plutarch, Dionysius von Halikarnaß, Philostratus, Cicero, und mehrere andere ihm die Farben lieferten.

„Die Sophisten verbreiteten sich durch ganz Griechenland. Sie wanderten von Stadt zu Stadt, und wurden allenthalben von einer großen Anzahl Schüler begleitet, die durch Hülfe der Beredsamkeit sich zu den ersten Staatsämtern hinaufzuschwingen brannten, und deßhalb die Anweisung dieser Lehrer theuer bezahlten. Ihre Werke waren mit so abgemessener Zierlichkeit geschrieben, so gedrängt und gehäuft voll Schönheiten, daß die Anstrengung, welche sie ihren Verfassern kosteten, selbst dem Leser peinlich wurde. Wenn es ihnen auch bisweilen gelang, ihn zu gewinnen, so vermochten sie doch nie ihn zu erschüttern, weil ihnen Paradoxie statt der Wahrheit diente, und Wärme der Phantasie statt der Wärme des Herzens.

*) Orat. cap. 8.

Ihnen war die Redekunst bald ein Werkzeug zur Überredung, dessen Behandlung mehr Verstand als Gefühl erfordert; bald eine Art von Taktik, welche dahin abzweckte, eine Menge von Wörtern zusammen zu bringen, sie dicht an einander zu schließen, wieder auszubreiten, gegenseitig zu unterstützen und sie keck auf den Feind anrücken zu lassen."

Ein besonders reiches Feld fanden diese Sophisten in unmäßigen Lobeserhebungen. Die Sucht des Ruhmes stieg so hoch, daß sie auch leblose Dinge zu ihrer glänzenden Behandlungsart wählten. So verfaßte z. B. ein Sophist eine Lobschrift auf das Salz, worin er allen Reichthum der Einbildungskraft erschöpfte, um die Nützlichkeit dieses Minerals für den Menschen mit den übertriebensten und grellsten Farben zu schildern. Ein Hauptgrundsatz der Sophisten war: der Redner müsse im Stande seyn, dem Verbrechen wie der Unschuld, der Lüge wie der Wahrheit, den Sieg zu verschaffen; zu welchem Ende sie ihre Schlüsse auf die Spitzfindigkeiten der Dialektik bauten. Die Reden dieser Menschen wirkten auf das Volk freylich nur wie ein vorübergehender Rausch, aber um desto heftiger für den Augenblick. So schrieb der Sophist Gorgias im Grunde herzlos und kalt, haschte nach dem Erhabenen auf falschen Wegen, wußte aber die Dürftigkeit seiner Gedanken durch den Pomp seiner Ausdrücke zu überkleistern, — und wirkte gewaltig. Er kam einst, von den Siciliern gesandt, nach Athen, um dessen Beystand für seine Landsleute zu erbitten. Er hielt vor dem versammelten Volk eine Rede, worin die kühnsten Bilder und die schimmerndsten Ausdrücke Schlag auf Schlag einander folgten. Die Perioden waren dabey bald nach einerley Sylbenmaß geordnet, bald durch einerley Schlußfall ausgezeichnet. Und er erreichte nicht nur seinen Zweck vollkommen, sondern die geblendeten Athener zwangen ihn sogar, sich bey ihnen niederzulassen, drängten sich um seinen Unterricht in der Redekunst, und stellten endlich sogar, in seiner Gegenwart, in Apolls Tempel, sein Bildniß auf.

Der heftigste Gegner der Sophisten war, unter den Schrift-

stellern, Plato. Er schildert sie in mehreren seinrr Dialogen als Menschen ohne Begriffe und Einsichten, als unfähig zur Übersicht einer Schlußkette, als unwissend genug, um in die gröbsten Schlingen zu fallen, und als die verächtlichsten Schriftsteller. Plato ging hierin offenbar zu weit. Kenntnisse und Geschicklichkeit lassen sich den Sophisten seiner Zeit keineswegs absprechen; aber Mißbrauch und Übertreibung waren ihre großen Fehler. Hätten sie weniger Fähigkeiten besessen, so wären sie weniger gefährlich und schädlich gewesen.

§. 19.

Hauptzweck der Beredsamkeit.

Jene erhabenen Lehrer der Weisheit und Beredsamkeit der Vorwelt, Aristoteles, Plato und Cicero, setzten den Zweck der Redekunst also fest *): Ihr Verdienst, sagen sie, besteht nicht in der wohlgelungenen Verbindung des Eingangs der Erzählung und der übrigen Theile der Rede, nicht in den Kunstgriffen des Styls, der Stimme und Geberdung. Dieß sind nur Nebendinge, welche zuweilen nützlich, aber stets gefährlich sind. Wir fordern daher vom Redner, daß er zu den natürlichen Anlagen Wissenschaft und Nachdenken füge.

Bestimmt die Natur dich zum Rednee, so warte, bis die Weisheit dich langsam dahin führe! Sie beweise dir, daß die Beredsamkeit zuvörderst überzeugen und dann erst überreden soll, folglich ihre Hauptstärke aus der Kunst zu schließen schöpfen muß; sie lehre dich deßhalb, dir richtige Begriffe zu verschaffen, sie klar auszudrücken, ihre Gegenstände nach allen ihren Beziehungen und Entgegensetzungen einzusehen, das wahre Wesen jedes Dinges zu erkennen, und Andern anschaulich zu machen. Wenn sie immerfort auf dich gewirkt hat, so wird sie dich mit den Einsichten begaben, welche einem Staatsmanne, einem unparteyischen Richter, einem trefflichen Patrioten zustehen. Unter ihren Augen wirst du die verschiedenen Arten der Re-

*) Barthelemy's Reise d. j. A. 4. B.

gierungsformen und der Gesetze, den Staatsvortheil der Völker, die Natur des Menschen und das bewegliche Spiel seiner Leidenschaften ergründen. — Nur dann wird dir das Recht zu unserer Belehrung zustehen, um uns auf der Rednerbühne zu entwickeln, was wahrhaft nützlich ist; vor den Gerichtsschranken, was wahrhaft gerecht ist; und in deinen, dem Andenken großer Männer, oder dem Preise der Sittlichkeit gewidmeten Reden, was wahrhaft anständig und edel ist. —

§. 20.

Modificationen des Hauptzwecks.

Der Hauptzweck der Beredsamkeit ist also allerdings die Überzeugung; indessen arbeitet der Redner oft auch auf andere diesem untergeordnete, oder mit demselben verwandte Zwecke.

Dieß zeigt sich schon daraus, daß jede Art des einfachen Redesatzes der Inhalt einer Rede werden kann, und sodann den Zweck bestimmt, welcher hiernach eben so verschieden seyn kann. Beyspiele von bejahenden, verneinenden, erklärenden, befehlenden, ermahnenden, und ausrufenden Sätzen werden dieß am deutlichsten zeigen.

Bejahender Satz: „Die Redlichkeit gibt Seelenruhe."

Verneinender Satz: „Dummheit kann kein wahres Glück geben."

Jeder von diesen zwey Sätzen kann durch eine ausführliche Rede bestätiget oder widerlegt werden. Der eigentliche Zweck des Redners muß hier Überzeugung seyn, da er Etwas als wahr oder falsch darzustellen hat.

Bloß erklärender Satz: „Gefälligkeit ist ein edles Anschmiegen an die Denkungsweise und an den Willen anderer Menschen; sie unterscheidet sich also von der Schmeicheley, welche ein unedles und sträfliches Anschmiegen ist."

Der unmittelbare Zweck dieses Satzes ist die Entwicklung und Festsetzung des Begriffes der Gefälligkeit, folglich nicht sowohl Überzeugung, sondern vielmehr Aufklärung.

Befehlender oder ermahnender Satz: „Deine Weisheit lehre dich, mit den Thorheiten und Schwachheiten der Menschen zu spielen!" —

Der Zweck solcher Sätze ist eigentlich Rührung, Erweckung oder Besänftigung irgend einer Leidenschaft, z. B. der Hoffnung, des Muthes, oder der Furcht und des Zornes.

Auch der bloß ausrufende Satz: z. B.: „O unglückliches Vaterland!" „O lieblicher Sitz der Unschuld und der Ruhe!" — könnte der Inhalt einer ausführlichen Rede seyn. Die Hauptabsicht des Redners wäre sodann die Entwickelung seines eigenen Gefühls, wodurch er in uns Empfindungen angenehmer und zärtlicher, oder trauriger und schmerzhafter Art erwecken würde.

Überdieß kann es auch Fälle geben, wo der Redner keinen andern Zweck hat, als die angenehme Unterhaltung seiner Zuhörer.

Lehre vom redneriſchen Ausdruck.

§. 1.

Der Satz und deſſen Theile.

Die kleinſten Theile der Rede ſind Sätze. Mehrere verbundene Wörter bilden den Satz. Jeder Satz beſteht gewöhnlich aus drey Theilen; dieſe ſind:

1. Das Subject, die Perſon oder Sache, von welcher etwas geſagt wird.

2. Das Prädicat, nähmlich dasjenige, was von der Sache oder Perſon behauptet wird.

3. Die Copula, das Verbindungswort beyder Ausdrücke.

Beyſpiel:

Die Erde iſt ein Planet.

Subj. Cop. Präd.

Anmerkungen.

a) In der Sprachlehre iſt Copula ein Bindewort, z. B. und; in der Logik aber, wie hier oben, dasjenige Wort, welches Subject und Prädicat verbindet. Die Copula im Sinn der Sprachlehre kann alſo eben ſo wohl zwey Prädicate mit einander verbinden. Z. B. Sokrates und Cato waren beyde weiſe und gerechte Männer. Beyde und ſind hier Copulä im grammatiſchen Sinn.

b) Oft liegt die Copula, manchmahl auch das Subject, im Zeitwort verborgen, und wird nicht ausdrücklich geſetzt; z. B. Kommt! Gehorchet! Hierin liegt das Subject: ihr oder Menſchen, und die Copula: und oder um zu, in den zwey Zeitwörtern verborgen.

c) Jeder Theil des Satzes kann auch mehrere Worte ent-

halten, und oft liegen in einem Satze mehrere Prädicate und Subjecte, z. B.

„Die schönen Künste und Wissenschaften bewirken und erhö-
Subj. grammat. Subj. logische Cop. gram. log.
Cop. Cop.
hen die Bildung des Geistes und die Veredlung des Gemüths."
Cop. Prädicat gram. Prädicat.
Cop.

Durch diese Vorbegriffe wird auch die tiefsinnigere Erklärung des Aristoteles verständlich *). Er sagt:

„In jedem Urtheilssatze werden mehrere Begriffe entweder als einstimmig oder als widersprechend angegeben. Man unterscheidet dabey das Vorderglied (Subject), das Verbindungszeichen (Copula), und das Hinterglied oder die Aussage (Prädicat). In dem Satze z. B. „Sokrates ist weise;" macht Sokrates das Vorderglied aus, ist das Verbindungswort, und weise das Hinterglied."

„Das Subject oder Vorderglied heißt, was untergelegt oder vorangestellt wird. Man nennt es darum so, weil es diejenige Sache anzeigt, welche beschrieben und vor Augen gelegt werden soll; vielleicht auch, weil es minder allgemein als die im Hintergliede ihm zugeschriebenen Eigenschaften, und diesen daher auf gewisse Weise untergeordnet ist."

„Das Vorderglied enthält bald einen allgemeinen Begriff, welcher mehreren Individuen zukommt, wie die Begriffe Mensch, Thier: bald aber einen besondern Begriff, welcher nur einem einzelnen Ding zukommt, als Kallias, Sokrates. Je nachdem es allgemein oder besonders ist, wird auch der Satz, worin es sich befindet, ein allgemeiner oder ein besonderer."

Soll ein allgemeines Vorderglied in seinem ganzen Umfange genommen werden, so müssen die Wörter: Alle oder Keiner, hinzugefügt seyn. Das Wort Mensch ist ein allgemeiner

*) Aristot. de interpret.

Begriff. Sage ich nun: „Alle Menschen, kein Mensch;" so nehme ich es in seinem ganzen Umfange, weil ich keinen einzigen ausschließe. Sage ich aber: „einige Menschen," so schränke ich seine Allgemeinheit ein."

„Das Verbindungszeichen gibt zu erkennen, daß eine bestimmte Aussage einem bestimmten Vordergliede zukommt. Sie mußten natürlich durch ein Band verknüpft werden, und dieses ist das Zeitwort seyn, welches immer, ausdrücklich oder im Sinne behalten, da ist. Ich sage: im Sinne behalten, weil es, wenn andere Zeitwörter gebraucht werden, darunter verborgen liegt; denn die Worte: ich gehe, bedeuten doch eigentlich: ich bin gehend."

„Das Hinterglied wird aus einer der Kathegorien genommen, welche die Gattungen aller Aussagen (Prädicate) enthalten." — Über die verschiedenen Arten und Verbindungen der Sätze wird im Verfolg des Werkes ausführlicher gehandelt werden.

Gelegenheit zu Übungen über diese Lehre findet man in den Sätzen, welche am Anfange der rhetorischen Chrestomathie dieses Bandes, unter dem Titel: Sentenzen und Maximen, vorkommen.

§. 2.

Eigenschaften der vollkommenen Sprache.

Die Eigenschaften der Sprache sind allgemeine oder besondere.

Allgemeine sind diejenigen, welche jeder Gattung des Styls wesentlich nothwendig sind; besondere, welche nur in einzelnen Gattungen desselben Statt finden.

Die allgemeinen sind:

1. Reinigkeit und Correctheit.
2. Richtigkeit.
3. Deutlichkeit und Klarheit.
4. Bestimmtheit oder Präcision.
5. Einheit.

6. Kraft und Nachdruck.

7. Wohlklang.

Hier folgt die Lehre von den allgemeinen Eigenschaften. Von den besondern wird in der Theorie des Styls gehandelt werden.

§. 3.

Reinigkeit der Sprache.

Die Reinigkeit ist diejenige Eigenschaft der Sprache, vermög welcher sie keine andere Wörter und Wortverbindungen aufnimmt, als solche, die ihrer eigenen Sprachähnlichkeit und ihrem Genius gemäß sind, oder denen sie vor der Aufnahme und Einverleibung das Fremdartige und ihr Widersprechende abgeschnitten hat.

Alles, was der Sprache aufgedrungen wird, ohne ihr analog zu seyn, alles, was sich durch Form oder Klang als ihr heterogen ankündiget, heißt daher Barbarismus, und ist sorgfältig zu vermeiden.

§. 4.

Purismus. Puristen.

Mit dem Worte Purismus bezeichnet man das Bestreben, die Sprache von allem Fremdartigen zu reinigen, und Wörter dieser Art durch einheimische zu ersetzen. Denjenigen Sprachlehrern, welche diese Eigenschaft der Sprache besonders geltend zu machen suchten, wurde der Nahme Puristen beygelegt. Daß man auch in dieser, an sich sehr löblichen Bemühung zu weit gehen kann, haben leider so manche mißlungene Versuche bewiesen, wobey man aus zu großem Eifer für die gute Sache ins Gezwungene, Einseitige, Kleinliche, Spielende und Läppische verfiel.

Man muß daher auch hierin nichts übertreiben. Entbehrliche fremde Wörter sind allerdings zu vermeiden. Läßt sich aber ein fremdes Wort durch ein einheimisches nicht richtig, ungezwungen und glücklich ersetzen, so behalte man lieber jenes bey; und wähle aus zwey Übeln das geringere, sonst wird die Sprache mit

originell-unsinnigen Wörtern und Zusammensetzungen überhäuft, oft bis zur lächerlichsten Albernheit. So wäre es z. B. höchst abgeschmackt, statt Perrücke aus Reinigkeitssucht Haarmütze zu sagen; oder statt Nonnenkloster (Claustrum) Jungfernzwinger. Man kann sich also fremder Wörter ohne Verletzung der Reinigkeit bedienen, sobald sie entweder das Bürgerrecht bey uns erhalten haben, oder nach den Gesetzen der deutschen Sprache gebildet sind. Ein sprachwidrig gebildetes deutsches Wort verstoßt aber gegen die Reinigkeit eben so sehr als ein entbehrliches fremdes.

§. 5.

Correctheit.

Mit der Reinigkeit unmittelbar verbunden ist die Correctheit; welche in der äußern und innern mechanischen Vollendung der gebrauchten Wörter und der durch sie bezeichneten Begriffe besteht.

Die Correctheit kann daher entweder eine grammatikalische oder eine logische seyn; die erstere verstoßt gegen den Mechanismus der Worte, die letztere fehlt durch Lücken in der Stufenfolge der Begriffe. Selbst der kleinste Fehler gegen eine von beyden Arten der Correctheit beleidiget entweder das Vorstellungsvermögen oder die Schönheit der Form.

§. 6.

Barbarismen.

Es gibt vier Arten von Barbarismen:

1. Archäismen, oder veraltete Wörter und Formen, die sich zwar manchmahl in der Sprache des allgemeinen Lebens halten, von den besseren Schriftstellern der Nation aber nicht mehr gebraucht werden.

2. Neologismen, das ist, neugebildete, und der Sprache ohne Noth aufgedrungene Wörter, deren Bildung weder durch die Etymologie *), noch durch Analogie gerechtfertiget wird.

*) Etymologie heißt derjenige Theil der Sprachlehre, wel-

3. Provincialismen, oder Wörter und Formen, welche nur in den Mundarten gewisser Provinzen vorkommen, den Gesetzen der hochdeutschen oder Schriftsprache aber zuwider und deßhalb in sie nicht aufgenommen sind.

4. Alle aus fremden Sprachen entlehnten Wörter und Formen, das ist: alle Grăcismen, Latinismen, Gallicismen, Anglicismen u. s. w.

§. 7.

Archăismen.

Schon Horaz sagte eben so schön als wahr:

„So wie die Wälder das Laub mit den eilenden Jahren verändern,
Voriges welkt: so vergeh'n absterbender Worte Geschlechter*)."

Der Grund des Veraltens der Wörter kann aber liegen:

a) In einer Verstümmelung, welche dem vervollkommneten Bau der neuern Sprache zuwider ist; z. B. haußen statt hier außen; naus statt hinaus; Heinz statt Heinrich.

b) In dem Unedlen des Ausdrucks, z. B. schmeißen statt werfen; Gesell statt Gefährte; stiften statt wirken oder bewirken.

c) In der Zweydeutigkeit des Ausdrucks, welcher späterhin durch beobachtete Unterscheidung berichtiget wurde; z. B. einfältig statt einfach; ahnden statt ahnen.

d) In dem nicht gehörig ausgebildeten Bau der Wörter; z. B. fährlich statt gefährlich; Fährlichkeit statt Gefahr; söhnen statt versöhnen; benahmsen statt benennen; gülden statt golden; zween oder zwo statt zwey; stund, fund statt stand, fand; Copei statt Copie.

e) In dem unnützen Sylben-Überfluß; z. B. geruhig statt ruhig; nachdeme statt nachdem; denen statt den;

cher sich mit der Abstammung der Wörter beschäftiget, und sie auf ihre Wurzel- oder Stammwörter zurückführt.

*) Epist. ad Pis. von Voß übersetzt.

dahero statt daher; alldieweil statt weil; anverwandt statt verwandt.

Indeß läßt sich aber auch nicht läugnen, daß manche Wörter ohne Grund, oder wenigstens ohne hinreichenden Grund, außer Gebrauch kamen, und eigentlich mehr vergessen, als verworfen wurden. Solche, bloß durch Zufall veraltete Wörter, werden aber von guten Schriftstellern aus ihren Gräbern oft wieder erweckt, und mit verjüngter Schönheit in die Sprache eingeführt. Von dieser Art sind z. B. die Wörter: Minne, beginnen, frommen u. m. a. Aus den vorhergehenden Bemerkungen wird man sich überzeugen, daß zwischen alten und veralteten Wörtern überhaupt ein großer Unterschied sey, und daß ein Wort alt seyn könne, ohne deßhalb veraltet zu seyn. Die Erfahrung lehrt, daß neugeschmiedete Wörter oft schneller veralten als so manche alte. Quintilian bemerkt *), daß die aus dem Alterthum gehohlten Wörter dem Styl eine gewisse reizende Würde mittheilen, indem sie das ehrwürdige Ansehen des Alters mit dem Reize der Neuheit verbinden. Nur gebrauche man sie nicht zu häufig und nicht ohne Noth und Absicht! Dem poetischen Styl, und insbesondere den Komikern, ist hier etwas mehr Freyheit gestattet. Im Geschäftsstyl sind Archäismen manchmahl kaum zu vermeiden, und deßhalb hier und da zu entschuldigen, als Fehler aus Noth.

Eben so wie die einzelnen Wörter sind auch gewisse Wendungen und Formen nach und nach veraltet. So setzt man z. B. jetzt den Artikel und die Hülfszeitwörter seyn und haben viel häufiger als ehemahls, wo man damit bis zur Gefahr der Dunkelheit und Sprachrichtigkeit zu sparen suchte. So ist auch die einst so beliebte Ökonomie verschwunden, welche man da beobachtete, wo zwey oder drey auf einander folgende Wörter gleiche Endsylben hatten; man gab ihnen dann gleichsam eine einzige gemeinschaftliche Endsylbe, welche erst bey dem letzten Worte gesetzt wurde.

*) Instit. orat. l. I. cap. 4.

§. 8.

Neologismen.

Die Fortschritte und Entdeckungen im Reiche der Künste und Wissenschaften, das stets mehr erweiterte Gebieth der Begriffe, die immer zunehmende Veredlung und Verfeinerung der Empfindungen, die veränderten Ansichten, Vorstellungsarten und Gesinnungen, ja selbst die bloße Liebe zur Abwechslung und Mannigfaltigkeit machen neue Wörter, oder wenigstens Schattirungen und Abstufungen der schon vorhandenen Ausdrücke nothwendig. Es ergibt sich aber von selbst, daß diese neuen Wörter nicht wohl Wurzelwörter, sondern nur abgeleitete seyn können; daher ihre Gestaltung nach den strengen Regeln der Etymologie und der Analogie geschehen muß. Da ferner entweder Bereicherung oder Berichtigung der Zweck aller Neologismen sind, so zeigt sich, daß Bildung neuer Wörter, der Regel nach, nur da Statt haben darf, wo eine von diesen beyden Absichten dadurch erreicht wird. Jedes neugebildete Wort muß entweder einen neuen Begriff enthalten, oder einen alten von einer neuen Seite beleuchten; und wenn es diese Vortheile nicht gewährt, muß es, bey gleicher Richtigkeit mit dem Alten, nebstdem noch zur Beförderung der Mannigfaltigkeit und des Wohlklanges dienen. Alle neuen Wörter also für Gegenstände, zu deren Bezeichnung schon andere schicklichere, richtigere und befriedigendere Ausdrücke in der Sprache vorhanden sind, haben kein Verdienst und erscheinen als leere Geschöpfe der Neuerungssucht, welche eben so tadelhaft ist, als die übertriebene Vorliebe für das Alte. Das Bedürfniß und den Vortheil der Bildung neuer Wörter schildert Horaz in den folgenden Versen trefflich *):

„Auch in der Worte Gebrauch vorsichtig zugleich und enthaltsam
Soll dieß scheuen, dieß lieben, wer edlen Gesang uns verheißet.
Trefflich gesagt ist Jenes, wo dir durch schlaue Verbindung
Neu ein tägliches Wort sich erhebt. Wenn etwa die Noth will,
Daß du verborgene Ding' in frischen Bezeichnungen aufführst,

*) In der erst angeführten Epistel an die Pisonen.

Dann sey, Worte zu prägen, wie kein Altvater sie hörte,
Gerne vergönnt; nur werde bescheiden genutzt die Erlaubniß.
Gunst auch findet ein junges und neu aufkommendes Wort, wenn's
Griechischen Quellen entsprang, sanft abgebeuget." — — —
„Frey war's, frey bleibt es auf ewig,
Auszugeben ein Wort, vom heutigen Stämpel gemünzet.
So wie die Wälder das Laub mit den eilenden Jahren verändern,
Voriges welkt: so vergehen absterbender Worte Geschlechter,
Und gleich Jünglingen blüh'n die neugebornen voll Lebens." —

* * *

— — „Was Sterbliche schufen, vergeht einst.
Und fortblüheten Sprachen in Ehr' und dauernder Anmuth?
Vieles erwächst von neuem, was schon abdorrte; verdorrend
Sinken die jetzt ehrhaften Benennungen, wenn's der Gebrauch will,
Welcher mit Macht und Befehl und Entscheidungen waltet des Redens." —

Eine vortreffliche Regel für die Bildung neuer Wörter gab Quintilian. Schon vorhandener Wörter, sagt er, bedient man sich mit mehr Sicherheit; neue bilden wir nicht ohne Gefahr. Werden sie angenommen, so verschaffen sie dem Vortrage kein so gar großes Lob; verworfen aber, werden sie leicht lächerlich. Indeß muß man doch etwas wagen; denn was oft im Anfange rauh und hart schien, mildert der Gebrauch.

§. 9.

Provincialismen.

Es gibt vielerley Arten von Provincialismen; denn sie bestehen bald in gewissen ganz eigenen Wörtern, z. B. weitschichtig, bald in Verwechslung des Geschlechts der Hauptwörter, z. B. der oder die Luft; bald in Verwechslung der Fürwörter, z. B. wir wollen sich setzen; bald in falschen Beugungen und Abwandlungen, z. B. die Mädchens; er sturb, statt er starb; gewoben, für gewebt; gewiegt, für gewogen; hub für hob; bald im unrichtigen Gebrauch der Beugungsfälle, insbesondere da, wo Dativ und Accusativ

verwechselt werden, z. B., ich versichere Ihnen; manchmahl auch in größern Wortverbindungen und ganzen Wendungen.

Die Provincialismen sind streng zu vermeiden, und zwar aus zwey Gründen:

1. weil sie (was ihr Hauptfehler ist) größten Theils platt und gemein, oder niedrig und ekelhaft sind;

2. weil sie sich mit dem wohlgegründeten und allgemein anerkannten Sprachgebrauch nicht vereinigen lassen, oder doch völlig entbehrlich sind, wo es für ihre Begriffe hochdeutsche Zeichen gibt.

Es läßt sich aber dessen ungeachtet nicht läugnen, daß manche Ausdrücke von Provincial-Dialekten bisweilen zur Bereicherung der hochdeutschen Sprache dienen, die Einführung derselben ist aber, so wie Erweckung veralteter Wörter, nur den Schriftstellern vom ersten Range gestattet. So hat z. B. Voß sowohl aus der nieder- als oberdeutschen Mundart wie auch aus dem Altdeutschen manche Ausdrücke mit Glück in das Hochdeutsche überpflanzt. So braucht er z. B. das Wort mucken von mürrischem Stillschweigen mit kurzen brummenden Worten:

„Umsonst! die Mucker mucken fort,
Und reden kein vernünftig Wort,
Und spielen!" —

Lahmen für lahm seyn; erlahmen für lahm werden.

Mäkeln nimmt Voß für Makel oder Fehler aufsuchen;

Kühren, mit Prüfung wählen; daher die Benennung Churfürsten.

Im Lied, die Kartoffelernte, braucht Voß das Wort Überschwang, nach Luther, für Überfluß; und so auch das alte niedersächsische Wort Vergang, von welchem bey uns bisher nur das Beywort vergänglich noch üblich war; hecken, überhaupt für sich fortpflanzen, vom alten ehen, igen, zeugen; höfeln, Hofsitte treiben, als Verkleinerung von hofen, Hof halten, Hof machen, hofiren; barhaupt, das altdeutsche Wort, nach der Analogie von barfuß, von

dem alten bären (englisch: bear), tragen, wegheben, daher bar die Bedeutung entblößt erhielt; u. s. w. Man sehe die Anmerkungen zu den vier Bänden der lyrischen Gedichte.

§. 10.

Fremde Wörter.

Nur der Mangel an eigenen, den Gegenstand vollkommen bezeichnenden Ausdrücken kann die Aufnahme fremder Wörter entschuldigen und rechtfertigen; daher sind selbst Schriftsteller vom ersten Range nicht berechtiget, der Sprache fremde Wörter und Wendungen ohne Noth aufzudringen. Die Aufnahme solcher Wörter und Wendungen kann also nur dann Statt finden, wenn unsere Sprache entweder keinen befriedigenden Ausdruck darbiethet, oder sich erst mit Umschreibungen behelfen müßte, welche den Vortrag gedehnt und schleppend machen. In solchen Nothfällen erhalten fremde Wörter das Bürgerrecht der deutschen Sprache. Von dieser Art sind alle Wörter, die wir mit der Sache selbst vom Auslande bekommen haben, z. B. Tabak, Kaffeh, Taffet, u. s. w. Auch alle Benennungen, welche Gegenständen, insbesondere Kunsterzeugnissen, nach dem Nahmen ihrer Erfinder, oder von dem Ort ihrer Erfindung beygelegt worden sind; z. B. das Wort Kutsche, welches hungarischer Abkunft ist, und vom Ort der Erfindung herrührt. Das Wort Berline (eine Art bequemer Wägen) hat bey Deutschen und Franzosen das Bürgerrecht erhalten. Hierher gehören auch die Nahmen gewisser Ämter und Würden, z. B. Consul, General, Lieutenant, u. a. m. Daß die Aufnahme fremder Wörter also manchmahl nothwendig sey, beweisen alle Sprachen, sowohl die alten als die neuen. Nahm nicht die reiche griechische Sprache Wörter aus der persischen und phönicischen? Nahmen nicht die Römer so viele Wörter aus der griechischen? Nahmen nicht Engländer und Italiener deutsche Wörter auf? — Die Benennungen neuer Begriffe und Erfindungen werden gewöhnlich aus der Sprache desjenigen Volkes angenommen, welches uns jene

mittheilte. Darum findet man auch in allen Sprachen des gebildeten Europa so viele griechische und lateinische Wörter, weil die unsterblichen Werke der Griechen und Römer die Quellen unserer geistigen Bildung wurden.

Besonders zu vermeiden sind aber, als eigentlich der Sprachreinigkeit entgegen, folgende Wörter:

1. Alle Wörter, welche ganz undeutsche Laute haben, wie auch alle unverändert aufgenommenen oder nur unmerklich veränderten; z. B. Nüance, genereux, Katalogus, Dignität, Divertiren, Diversion.

2. Die lateinischen Endungen der von eigenen Nahmen gebildeten Wörter; so sagt man z. B. statt Athenienser besser Athener, statt Ägyptier besser Ägypter.

3. Alle aus mehreren Sprachen zusammen gesetzten Wörter; z. B. antiroyalistisch.

4. Alle undeutschen Formen und Wendungen, z. B. manche Vossische Latinismen und Gräcismen in den Übersetzungen Virgils und Homers, welche dem Genius der deutschen Sprache zuwider sind, als: „Wenn ihn wiederzusehen ich leb', und vereint ihm zu wandeln; „Si visurus eum vivo et venturus in unum." —Hierher gehören auch die Gallicismen, z. B. Die Ehre habend, Sie zu kennen, bin ich so frey ꝛc.;" oder: „Es macht warm." Oder: „Einen gehen machen;" oder die Anglicismen: „Er liebt beydes (both), die Ehre und den Reichthum."

§. 11.

Beyspiele von fremden Wörtern, welche von Schriftstellern des ersten Ranges durch deutsche vollkommen ersetzt worden sind:

Phantasie, Einbildungskraft, Einbildung, auch Erscheinung, wie z. B. bey Fieberkranken und Schwärmern.

Moment, Augenblick.

Vegetation, Pflanzenwelt oder Pflanzenleben.

Antipode, Gegenfüßler.

Antagonist, Gegner.

Criterium, Unterscheidungszeichen, Merkmahl.
Contour, Umriß.
Exempel, Beyspiel.
Discurs, } Gespräch.
Dialog, }
Sphäre, Kreis, Wirkungskreis, Fach.
Evident, gewiß, augenscheinlich.
Simplicität, Einfachheit.
Instinct, Trieb, Natur- oder Kunsttrieb.
Ressource, Hülfsquelle, Erhohlungsmittel.
Affectiren, häucheln, vorgeben.
Profan, weltlich, unheilig.
Profaniren, entweihen, entheiligen, entwürdigen.
Charlatan, Marktschreyer.
Oval, eyförmig.
Attaque, Angriff,
Arrest, Gefängniß, Verhaft.
Incorporation, Einverleibung.
Complexion, Leibes- oder Gemüthsbeschaffenheit.
Effect, Wirkung.
Register, Verzeichniß.
Kakophonie, Übellaut.
Visite, Besuch.
Pleonasmus, Wortfülle, Worthäufung.
Intuitiv, anschaulich.
Maliciös, boshaft, heimtückisch, schelmisch.
Object, Gegenstand.
Poliren, glätten, ausfeilen, glänzend machen, Glanz geben.
Suspect, verdächtig.
Präsentiren, jemanden vorstellen u. s. w.

Fülleborn führt in seiner Rhetorik viele Wörter dieser Art an; bey manchen scheint aber die Verdeutschung einseitig oder gezwungen zu seyn, wie z. B. Discurs, Unterhaltung; Intrigue, Listgewebe; Debüt, Hervortritt; Maske, Ver-

mummung; articuliren, gliedern; Duett, Zweygesang. Manche andere Verdeutschungen sind auch ganz falsch; z. B. tragisch, durch traurig; denn diese zwey Worte sagen gewiß nicht das Nähmliche: es kann ja Manches traurig seyn, und ist desto ungeachtet keineswegs tragisch, sobald die Größe dabey fehlt. Eben so unrichtig und schielend sind auch mehrere andere versuchte Verdeutschungen, als: romantisch durch abenteuerlich; grotesk durch ungeheuer u. s. w. Die Nahmen mehrerer Wissenschaften hat man mit Glück ins Deutsche übertragen; z. B. Botanik, Kräuterkunde; Physik, Naturlehre; Nautik, Schifffahrtskunde; Geographie, Erdkunde; Chronologie, Zeitrechnung; u. m. a. *)

§. 12.

Bildsamkeit der deutschen Sprache.

Eine sonderbare Eigenschaft unserer deutschen Sprache besteht darin, daß sie mit großer Bildsamkeit großen Abscheu gegen die Annahme des Fremdartigen verbindet. Ich füge daher am Schluß der Lehre von der Reinigkeit der Sprache einige treffende Bemerkungen bey, welche uns Hofrath Moriz in einer Rede **) über die Bildsamkeit der deutschen Sprache, mittheilte.

„So wie unsere deutschen Vorfahren," sagt dieser geistreiche Philolog, „sich sträubten, ihren Nacken unter das Joch der römischen Herrschaft zu beugen, so sträubt sich unsere Sprache noch bis auf den heutigen Tag, irgend eine Mischung von fremdem Zusatze in sich aufzunehmen und zu dulden; sie will nur aus und durch sich selbst gebildet seyn; was sie Fremdes aufnimmt, ist nie seines Bürgerrechts ganz gesichert, man versucht es irgend einmahl wieder auszustoßen, und, statt der fremden, wo möglich durch neugebildete Wörter den Reich-

*) S. Kinderling über die Reinigkeit der deutschen Sprache.

**) In der königlichen Akademie der Wissenschaften gehalten am 24. Jänner 1792. S. Deutsche Monathschr. Febr. 1792.

thum zu vermehren; und schon auf manches neugebildete Wort, das im Anfange verspottet wurde, haben Gebrauch und Zeit unwiderstehlich ihr Gepräge gedrückt. Jeder Versuch, den man zur Bildung unserer Sprache machte, ging vorzüglich darauf hinaus, ihren eigenthümlichen Charakter ihr wieder zu verschaffen, und sie in ihre angestammten Rechte wieder einzusetzen."

„In der englischen und französischen Sprache fügen sich die Wörter, welche aus der lateinischen darin aufgenommen worden, durch eine leichte Biegungssylbe, nach dem Genius und dem Laute, der in diesen Sprachen herrschend ist. In der deutschen macht die Aufnahme eines lateinischen Wortes in den meisten Fällen unendliche Schwierigkeiten. Ich führe nur das Wort Verbum zum Beyspiele an: declinirt man es, und sagt des Verbi, der Verborum, so spricht man offenbar zwey Sprachen; will man ihm eine deutsche Endung geben, und sagt: des Verbums, so fühlt man, daß man der Sprache Gewalt anthut; sagt man das Verb und die Verben, so ist dieß ebenfalls eine gezwungene Biegung. Wer wird sich hierbey nicht unzähliger Beyspiele von ähnlicher Art erinnern? Man sieht hieraus die Ungeschmeidigkeit und Unbildsamkeit unserer Sprache, sodald man sie zwingen will, das Fremde in sich aufzunehmen. Man scheint dieß auch selbst in dem Zeitpunct empfunden zu haben, wo noch die Sucht herrschte, unsere Sprache mit fremden Wörtern auszuschmücken: man wagte es nicht, z. B. die Endung iren, die den fremden Infinitiv bezeichnet, deutsch zu schreiben, wodurch denn die Schrift ein eben so seltsames buntes Ansehen, wie die Sprache erhielt."

„So unbildsam und ungeschmeidig unsere Sprache gegen die Aufnahme des Fremden ist, so geschmeidig und bildsam ist sie in und durch sich selber, weil sie ihre Stamm- und Wurzelsylben, gleichsam wie ein zweytes Alphabet, auf unendlich mannigfaltige Weise wieder zusammengesetzt, und dadurch in mehr als einer Wissenschaft Wörter gebildet hat, die ungeachtet ihrer Neuheit gleich anfänglich allgemein verständlich

waren. Da nun aber zu der Bildung einer Sprache wegen der immer zunehmenden Ideen-Masse vorzüglich ihre Bereicherung gehört, und die unserige am wenigsten erborgten Reichthum duldet; so muß sie zu sich selber, zu ihren veralteten Ausdrücken, die oft schöner und kraftvoller als die neuern sind, und zu ihren Mundarten, worin ein Schatz von bedeutenden und ausdrucksvollen Zeichen der Gedanken verborgen liegt, ihre Zuflucht nehmen. Dieß haben unsere vorzüglichsten deutschen Schriftsteller schon mit vielem Glücke gethan." —

§. 13.

Hülfsquellen zur genauesten Beobachtung der Sprachrichtigkeit sind gute Wörterbücher, indem sie den sogenannten Sprachschatz darstellen. Adelung hat in seinem grammatisch-kritischen Wörterbuch der hochdeutschen Mundart bey Erklärung der Abstammung und Bedeutung deutscher Wörter allerdings tiefe Einsichten gezeigt; seine Verdienste sind entschieden; denn er brachte das allein zu Stande, was in Frankreich und Italien dem vereinigten Bemühen ganzer Akademien gelang. Indeß bleibt doch eben so gewiß, daß er (wie Voß in den philologischen Anmerkungen zum ersten Band seiner lyrischen Gedichte bemerkt) manche Wortbestimmung verfehlte, und zwar aus Unkunde der alten Sprache, und weil sein Sachsen ihm Deutschland war. Durch Soltau's Berichtigungen ist einigen Mängeln abgeholfen worden.

Campe hat sich um die Reinigung und Bereicherung der deutschen Sprache bedeutende Verdienste erworben, vorzüglich durch sein deutsches Wörterbuch, welches einen weit größern Schatz von Wörtern enthält, als das Adelung'sche; nur wäre zu wünschen, daß er sich auch in die Erklärung über die Abstammung der Wörter eingelassen hätte. Eine rühmliche Erwähnung verdient das grammatische Wörterbuch der deutschen Sprache von Carl Philipp Moriz, der sich durch seine deutsche Sprachlehre und Prosodie (Tonmessung) nicht minder verewigte.

Voß hat, dem Umfange nach zwar wenig, durch Scharfsinn und Beyspiel aber viel geleistet in seinen vorher erwähnten Anmerkungen zu den lyrischen Gedichten *).

Kinderlings Werk über die Reinigkeit der deutschen Sprache und die Beförderungsmittel derselben, mit einer Musterung der fremden Wörter verbunden, verdient wegen der ausführlichen und tiefsinnigen Behandlung dieses Gegenstandes zum besondern Studium empfohlen zu werden.

Von nicht geringerm Vortheil als Wörterbücher und Sprachlehren, ist zur Befestigung in der Sprachreinigkeit das praktische Studium oder die, mit kritischem Nachdenken verbundene Lectüre der vorzüglichsten Schriftsteller. Man lasse sich jedoch nicht irre machen, wenn man selbst in diesen manchmahl Wörter findet, welche den Gesetzen der strengen Sprachreinigkeit nicht angemessen sind. Große Schriftsteller setzen sich bisweilen aus Stolz, Eigensinn oder Nachlässigkeit darüber hinaus; aber selbst das Ansehen des größten Schriftstellers ist nicht hinreichend, um Sprachfehler zu rechtfertigen und festgegründete Regeln aufzuheben.

§. 14.

Mundarten der deutschen Sprache.

Die deutsche Sprache theilet sich, nach Adelung, in zwey Haupt-Mundarten: die südliche oder oberdeutsche, und die nördliche oder niederdeutsche. Jede derselben zerfällt wieder in mehrere kleinere und untergeordnete Provinzial-Mundarten.

*) Nachrichten über einige, schon in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, projectirte deutsche Akademien, insbesondere zu Wien und Mannheim, wie auch über verschiedene, durch sie veranlaßte deutsche Wörterbücher, findet man im Journal von und für Deutschland 1792 St. 11. und 12.; dann auch im Februar-Hefte der deutschen Monathschrift vom Jahr 1794.

§. 15.

Streit über die Entscheidung der Frage: was ist Hochdeutsch?

Die unter dem Nahmen der hochdeutschen bekannte Sprache ist, nach Adelungs Bemerkung, eine Tochter der oberdeutschen, doch mehr der nördlichen als der südlichen Provinzen. Es ist die, durch den obersächsischen Dialect gemilderte, und durch Geschmack, Künste und Wissenschaften ausgebildete und verfeinerte oberdeutsche Mundart.

Die Entscheidung der Frage: was ist Hochdeutsch? gab in den Jahren 1782 und 1783 zwischen zwey Koryphäen unserer Literatur und Philologie Veranlassung zu einer interessanten Fehde *).

Nach Adelungs Meinung hatte Deutschland seine Schriftsprache, das ist, die Sprache, worin alle diejenigen schreiben müssen, welche gut deutsch schreiben wollen, wenigstens dreymahl geändert; zuerst war sie fränkisch, dann südlichdeutsch oder schwäbisch, und endlich die südlich-obersächsische. Die erste erhielt sich bis gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts, wo die kaiserliche Würde an das schwäbische Haus von Hohenstaufen kam. Schwaben, in seinem weitesten Umfang, oder das südöstliche Deutschland, ward zu dieser Zeit diejenige deutsche Provinz, welche alle übrigen an Wohlstand und Geschmack übertraf. Dadurch wurde auch die Landessprache verfeinert und bekam in den spätern Zeiten den Nahmen der hochdeutschen.

Diese Sprache, fährt der deutsche Philolog fort, erhielt sich in ihrem Ansehen bis gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, da sie der neuern hochdeutschen, nähmlich der obersächsischen, sowohl den Nahmen als den Vorzug abtrat. Das südliche Deutschland verlor nach und nach den Grad von Wohlstand, wodurch es der blühendste Theil von

*) Man sehe den deutschen Merkur von diesen beyden Jahren.

Deutschland gewesen war; dagegen bildete sich Obersachsen zur blühendsten Provinz, und legte dadurch den Grund zu dem vorzüglichen Grade des Geschmacks, worin es nachher alle übrigen übertraf. So verfeinerte es dann auch seine gesellschaftliche Sprache, woraus endlich das neuere Hochdeutsch entstand. Diese Verfeinerung geschah aber nicht sowohl durch die Schriftsteller, sondern war vielmehr das Werk der obern und mittlern Classen des südlichen Obersachsens, unter denen der gute Geschmack allgemein genug war, um auf die Sprache und das ganze Empfindungs-Vermögen zurück zu wirken. Obersachsen diente also, als Deutschlands Attika und Toskana, dem bisher noch schwankenden und unvollkommenen Geschmack zur Führerinn; Leipzig wurde Deutschlands Athen; und der Zeitpunct von 1740 bis auf den verderblichen siebenjährigen Krieg, nähmlich von 1756 bis 1760, war die schönste Epoche nicht nur der schönen Literatur Deutschlands, sondern auch des deutschen Geschmacks *).

Dieß ist Adelungs Behauptung im Wesentlichen, deren Blößen Wieland mit den ihm eigenen Waffen der Ironie glücklich bestritt. Er zeigte zuerst, daß die deutsche Sprache, so wie sie in dem Zeitraum der schwäbischen Kaiser im südwestlichen Deutschland gesprochen und geschrieben wurde, und wie sie sich uns in den Gedichten der Minnesänger und in vielen andern Überbleibseln dieses goldnen Alters unserer alten Sprache und Literatur darstellt, sich in einem vollkommneren Stande befand, als in den zunächst auf die Ausrottung des hohenstaufischen Hauses gefolgten Zeiten.

*) „Dem goldenen Zeitalter unserer Literatur (sagt Voß in einer Anmerkung zu seinem Gedicht: Wehklage, vom Jahr 1794) bestimmte ein damahliger Modeschriftsteller die Dauer vom siebenjährigen Kriege bis 1780; Herr Adelung vom kalten Winter 1740 bis zum Frieden von Hubertsburg; einige Kunstrichter, beyde vereinigend, von 1740 bis 1780, da nähmlich am Neujahrsmorgen die bis dahin goldnen Klopstocke, Wielande, Gleime, Ramler, Göthe, Engel u. s. w. plötzlich als silberne erwachten."

„Eben so wenig," sagt Wieland, „kann bewiesen werden, daß das südliche Obersachsen von der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts bis zum Jahre 1760 der Sitz des guten Geschmacks in der deutschen Literatur, und so auch die Mundart dieser Provinz die echte hochdeutsche Sprache gewesen sey, indem die besten Prosaisten und Dichter jener Zeiten bekanntlich keine Obersachsen waren. Was aber den Professor Gottsched betrifft, so sey ganz gewiß, daß er (wenn man gleich seiner betriebsamen Eitelkeit das Verdienst zugestehen müsse, der deutschen Sprache und Literatur einige Dienste geleistet zu haben) als Muster unter der Mittelmäßigkeit, als Lehrer meistens bloßes Echo französischer Kunstrichter, als Anführer und Haupt einer Partey, der Beschützer, Aufmunterer und Lobredner aller Dunse seiner Zeit, überhaupt aber der Koryphäus des schlimmen Geschmackes oder vielmehr des Ungeschmackes, auf den das deutsche Athen (das damahlige Leipzig) in keiner Betrachtung stolz zu seyn Ursache hatte, noch zu haben glaubte."

Endlich zeigt Wieland, daß nicht, wie Adelung glaubt, die obern Classen der Einwohner der blühendsten Provinz der Nation, sondern die guten Schriftsteller es seyen, welche die Schriftsprache derselben ausbilden und zum möglichsten Grade der Vollkommenheit bringen.

„Der blühende Stand einzelner Provinzen," sagt er *), ist eine sehr zufällige und wandelbare Sache. Vor sechzig Jahren war Hamburg das deutsche Athen, dreyßig Jahre später war es Leipzig **), warum sollte die Reihe nicht auch noch an Wien, München, Mannheim, Nürnberg, Augsburg, Stuttgard u. s. w. kommen können? Und werden die obern Classen in den verschiedenen Provinzen, worin diese Städte die Hauptstädte sind, alsdann nicht eben das Recht haben, die Schriftsprache, oder das wahre, reine Hochdeutsch, festzu-

*) Man sehe den sechsten Theil der Supplemente.
**) Wieland spricht im Jahre 1782.

setzen, welches Herr Adelung dem deutschen Athen von 1740 — 60 eingeräumt wissen will? — Ich muß mich sehr irren, oder es bleibt gegen die babylonische Sprachverwirrung, die hieraus entstehen müßte, kein besseres Mittel, als es bey dem alten Grundsatze zu lassen, daß es die guten Schriftsteller sind, welche die wahre Schriftsprache eines Volkes bilden und (so weit als die Natur einer lebenden und sich also nothwendig immer verändernden Sprache zuläßt) befestigen."

„Sie allein," sagt er bald nachher, „sind dazu geschickt; denn ihre Werke bestehen; da hingegen die Volkssprache, auch bey den obern Classen der blühendsten Provinzen, wenigstens alle viertel Jahrhunderte allerley Veränderungen erleidet und überhaupt einen immerwährenden Hang hat, unregelmäßig zu werden und sich zu verderben."

„Aber wenn es wahr ist," fährt Wieland fort, „daß jede lebende Sprache, so vollkommen sie auch seyn mag, niemahls für ganz vollendet angesehen werden kann, so lange noch ein höherer Grad von Aufklärung und Politur bey der Nation möglich ist, so lange noch neue Ideen erworben, neue Empfindungen entwickelt, neue Schattirungen (nuances) der einen und andern gemacht werden, und also hierzu entweder neue Wörter, oder neue Redensarten, ungewöhnliche Metaphern, Figuren und Constructionen nöthig seyn können: um wie viel mehr muß dieß alles nöthig seyn, wenn eine Sprache noch kaum vor wenig Jahrzehenden mit Geschmack geschrieben zu werden angefangen hat, wenn ihre schöne Literatur erst noch im Wachsen begriffen ist, und wenn es noch in verschiedenen wichtigen Fächern an einer hinlänglichen Anzahl wahrer Meisterstücke fehlt? Es scheint schon unschicklich genug (um nichts stärkeres zu sagen), die Sprache einer der ersten Nationen des Erdbodens in die Schranken der Aufklärung, des Witzes und des Geschmackes einer einzigen kleinen Provinz, und des kleinen Zeitraums, worin diese sich einiger wirklicher Vorzüge vor den übrigen rühmen konnte, einschränken zu wollen; aber wie unfüglich wird dieses Unternehmen erst dadurch, wenn

erweislich ist, daß die Literatur der Nation in dem engen Zeitraum von zwanzig Jahren, binnen welchen man ihre Sprache durch eine einzige Provinz auf ewig fixirt wissen will, von ihrer höchsten Stufe noch weit entfernt war, und nur noch in wenigen Fächern solche Meisterwerke, die auch von Ausländern, auch von der Nachwelt dafür erkannt werden können, hervorgebracht hatte! Daß dieß der Fall unserer Sprache sey, braucht wohl bey unparteyischen Schätzern unserer Literatur keines andern Beweises, als eines hellen Blicks auf ihren Zustand in den Jahren von 1740 — 60, und auf die Früchte des Witzes und Geschmacks, womit uns der südlich-sächsische Boden in diesem Zeitraum beschenkte."

Aus allem diesen zieht Wieland endlich die gegründeten Schlußfolgerungen:

„a) Daß die hochdeutsche Sprache, oder die Frage: was ist Hochdeutsch? sich nicht durch die Mundart irgend einer blühenden Provinz, sondern ganz allein aus den Werken der besten Schriftsteller bestimmen lasse; b) daß hiervon auch die Schriftsteller des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts nicht ausgeschlossen werden dürfen; c) daß die Zeit noch nicht gekommen sey, wo die Anzahl der Schriftsteller, welche den ganzen Reichthum unserer Sprache enthalten, für beschlossen angenommen werden könnte, und daß d) bis dahin die ältern Dialekte noch immer als gemeines Gut und Eigenthum der echten deutschen Sprache, und als eine Art von Fundgruben anzusehen seyen, aus welchen man den Bedürfnissen der allgemeinen Schriftsprache, in Fällen, wo es vonnöthen ist, zu Hülfe kommen könnte." —

Dieß Wielands Behauptung, deren Wahrheit und Gründlichkeit wohl keinem Zweifel unterliegt. Wir wenden uns daher, nach dieser Berichtigung über den Begriff der hochdeutschen Sprache und ihre Ausbildung (welche hier nothwendig ihren Platz finden mußte) zu der Theorie der Sprachrichtigkeit.

§. 16.

Richtigkeit der Sprache.

Die Richtigkeit der Sprache besteht in der Beobachtung der allgemein angenommenen Sprachregeln, so weit der Sprachgebrauch, die Sprachähnlichkeit (Analogie) und der Geist der Sprache sie bestimmt haben, und betrifft nicht nur die einzelnen Wörter, sondern auch die Redesätze und ihre Wendungen.

§. 17.

Sprachgebrauch.

Den Sprachgebrauch erklärt Professor Pölitz sehr richtig als die stillschweigende Übereinkunft der vorzüglichsten Schriftsteller einer Nation in Rücksicht auf die Art, wie sie aus einzelnen Wörtern ganze zusammenhängende Perioden bilden, und wie sie die einzelnen Redetheile auf einander folgen lassen und in sich mit einander verbinden *).

Der Sprachgebrauch ist zwar zum Theil in so fern willkührlich, als er sich sehr oft nicht nach dem an sich nothwendigen und unabänderlichen Bande zwischen Wörtern und Redensarten richtet (denn man könnte sich vielmahls eben so gut anderer, als der gewöhnlichen von dem Sprachgebrauch eingeführten Verbindungen der Wörter und Begriffe bedienen); indeß geht doch diese Willkührlichkeit nicht so weit, daß jeder einzelne Schriftsteller den Gebrauch der Wörter und Verbindungen nach Gutdünken, Laune und Eigensinn bestimmen könnte. Der Sprachgebrauch kann also nur von der Übereinstimmung der vorzüglichsten Schriftsteller, dem Gang der Sprach-Cultur gemäß, Bestätigung und Ansehen erhalten.

Die Macht und die Wirkung des Sprachgebrauchs erstrecken sich auf alle Redetheile; so bestimmen sie z. B. das Ge-

*) Versuch eines Systems des deutschen Styls von Pölitz.

schlecht der Hauptwörter, die regelmäßige oder unregelmäßige Abwandlung der Zeitwörter, den Gebrauch der Vorwörter und der von ihnen verlangten Beugungsfälle, die Art und Weise, die Sätze zu verbinden, zum Theil selbst die Interpunctions-Zeichen, die regulären oder irregulären zweyten und dritten Vergleichungsstaffel, u. s. w.

§. 18.

Analogie.

Die Analogie oder Sprachähnlichkeit gründet sich auf den Sprachgebrauch, und darf ihm daher nicht widersprechen. Sie bestimmt, in allen ähnlichen Fällen, das gleichmäßige Verfahren, sowohl in der Bildung einzelner Wörter, als auch in der Stellung und Verbindung mehrerer Redetheile. Sie gibt das an, was in den meisten Fällen gilt, und dadurch zur Regel wird; was davon abweicht, besteht nur als Ausnahme. So müßten z. B. die Zeitwörter heben und geben nach der Analogie von leben und schweben, beben, u. s. w. in der jüngstvergangenen Zeit ich hebete und gebete haben; allein der Sprachgebrauch fordert hier eine Ausnahme, und so entsteht die Abweichung: ich hob, ich gab.

§. 19.

Geist der Sprache. Idiotismen.

Der Geist einer Sprache ist ihre Eigenthümlichkeit in Ausdrücken und Wendungen, in der Wortverbindung und Periodirung, wodurch sie sich von allen andern Sprachen unterscheidet. Dieser Geist der Sprache ist Eines mit dem Geist des Volkes, welches sie spricht, da jene grammatischen Eigenthümlichkeiten sich auf die Eigenthümlichkeiten des National-Charakters gründen. Man nennt sie in den einzelnen Fällen, wo sie sich zeigen, Idiotismen.

Die Idiotismen einer Sprache sind also die wahrsten Ab-

drücke ihres Landes und ihres Volkes, für Übersetzer aber stets eine große, manchmahl kaum besiegbare Schwierigkeit.

Eben so schön als treffend erklärt sich Herder *) über die Idiotismen der deutschen Sprache. Ich führe seine eigenen Worte an:

„Unsere Sprache ist reich an Idiotismen, und Idiotismen sind patronymische Schönheiten, und gleichen jenen heiligen Öhlbäumen, die rings um die Akademie bey Athen ihrer Schutzgöttinn Minerva geweiht waren. Ihre Frucht durfte nicht aus Attika gehen, und war bloß der Lohn der Sieger am panathenäischen Feste. Ja, da die Lacedämonier einst alles verwüsteten, so ließ die Göttinn es nicht zu, daß die fremden Barbaren ihre Hände an diesen heiligen Hain legten. Eben so sind die Idiotismen Schönheiten, die uns kein Nachbar durch eine Übersetzung entwenden kann, und die der Schutzgöttinn der Sprache heilig sind: Schönheiten, in das Genie der Sprache verwebt, die man zerstört, wenn man sie austrennet."

„Idiotische Schriftsteller also, die selbst den Eigensinn ihrer Sprache nutzen, aus dem Überflüssigen und Unregelmäßigen derselben Vortheile ziehen, aus ihren Fundgruben Schätze heraufhohlen, und so schreiben, als sich nur in dieser Sprache schreiben läßt, sind ein Schatz der Nation: sie sind National-Schriftsteller im hohen Verstande. Die Tugenden und Schönheiten ihres Ausdrucks wurden keinem fremden Lande entführt, sondern aus ihrer Sprache geboren. — Eben so schwer lassen sie sich entführen: sie sind wie Gewächse, die unter einem fremden Himmel sterben, und also Vorzüge ihres Vaterlandes. Überdem können sie sich der Denkart ihrer Nation so genau anschmiegen, daß dieselbe in jedem Wort, das ihrer Zunge entwandt ist, in jedem Zuge, darin sie sich unvermuthet wieder findet, die Freude des Wiedererkennens fühlet, wie, wenn man unvermuthet einen Landsmann, einen Verwandten, einen Gespielen unserer Jugend in einem

*) S. dessen sämmtliche Werke z. sch. Lit. und Kunst, I. Thl. §. 9.

fremden Lande erblickt. Wie wir alsdann aufwallen und ihn umarmen: so wallen wir auch dem eigenthümlichen Ausdruck entgegen, der sich mit unsern Sprachwerkzeugen zusammenbildete, mit unsern Seelenkräften gemeinschaftlich aufwuchs, und der uns also an die Freuden unserer Jugend erinnert."

„Nirgends," fährt Herder bald darauf fort, „reizt diese idiotische Schreibart mehr, ja nirgends ist sie unentbehrlicher, als bey Schriftstellern der Laune, bey Dichtern von eigner Manier, und in dem Vortrage für den gemeinen Mann, der auch in Schriften leben soll. Nimmt man diesen das Idiotistische ihrer Sprache, als einer lebendigen, als einer angebornen, als einer National-Sprache; so nimmt man ihnen Geist und Kraft." — „Es muß auch wirklich schwer seyn, zu diesen Geheimnissen der Sprache zu gelangen, weil wir unsere wahren idiotistischen Schriftsteller in allen drey Gattungen leicht aufzählen können."

„Idiotismen des Ernstes und des philosophischen Nachdrucks" sagt Herder gegen den Schluß seiner Abhandlung, „sind in unserer Sprache die häufigsten: sie drängen sich wie die Myrmidonen des Achilles an einander: Schild an Schild, Helm an Helm, Mann an Mann: wie wenn ein Baumeister in der Mauer des hohen Pallastes Stein an Stein fügt, um den Stürmen der Winde zu trotzen."

„Hierin waren unsere eigenthümlichsten Denker am glücklichsten: und wenn man seine Hand stark fühlt, um die besten Idiotismen derselben zu wägen: so wird das Übergewicht gewiß auf diese Seite des Ernstes fallen." —

So ruft Herder aus seinem Grabe, zur Erhaltung der echten Sprache Thuiscons, die Gegenwart und die Zukunft an.

§. 20.

Arten der Sprachrichtigkeit.

Es gibt eine zweyfache Sprachrichtigkeit, eine grammatikalische, und eine logische, welche von einigen Rheto-

rikern auch die lexikalische genannt wird. Die erstere, das Werk des niedern Syntaxes, bezieht sich auf Beugung, Abwandlung, Stellung und Verbindung einzelner Redetheile; die letztere auf Beobachtung des Sprachgebrauchs und des Geistes der Sprache in ganzen Redesätzen und Redensarten; sie ist das Resultat der höhern Syntax oder der Logik.

Dem gemäß bestimmt also die grammatische Sprachrichtigkeit die Stellung des Artikels und des Beyworts vor dem Hauptwort, die Construction der Vorwörter und der von ihnen zu regierenden Beugungsfälle, die Stellung der Bindewörter und die Art, in welche hiernach das Zeitwort gesetzt wird, nähmlich die verbindende oder die anzeigende, u. s. w.

Die logische oder lexikalische Sprachrichtigkeit bestimmt den innern Zusammenhang der Redetheile, z. B. das Verhältniß der verschiedenen, sich nähernden Zeiten zu einander, als: das Verhältniß der jüngst vergangenen Zeit zur ganz vergangenen, der ganz vergangenen zur längst vergangenen, der anzeigenden Art zur verbindenden u. s. w.

Man sieht hieraus, daß zur Beobachtung dieser letztern Unterschiede, Ähnlichkeiten und Verhältnisse der Redetheile ein logisch-ausgebildeter Kopf gehöre.

Um gegen die Sprachrichtigkeit nicht zu verstoßen, muß man selbst auf scheinbare Kleinigkeiten genau achten; auch vorzüglichen Schriftstellern entschlüpft manchmahl aus Nachlässigkeit irgend eine Unrichtigkeit der ersten oder letztern Art.

§. 21.

Solöcismen.

Alle Fehler gegen die Sprachrichtigkeit, das ist, gegen die niedere oder höhere Syntax, heißen überhaupt Solöcismen *).

*) Die Benennung Solöcismen leitet man von Soli oder Solos, einer Stadt in Cilicien, her, deren Einwohner ihre Mundart nach und nach so sehr entstellten, daß man von jedem, der schlecht griechisch sprach, sagte: er spreche solisch.

Da die Sprachrichtigkeit, wie in dem vorhergehenden Paragraph erklärt wurde, eine grammatische oder eine logische ist, so beziehen sich alle Arten der Solöcismen und alle Regeln zu ihrer Vermeidung auf die eine oder die andere dieser zwey Gattungen. Wir theilen sie daher in zwey Classen ein:

§. 22.

Solöcismen gegen die grammatische Sprachrichtigkeit.

1. Jede unrichtige Vorstellung überhaupt; vorzüglich aber die fehlerhafte Stellung der Fürwörter, woraus Zweydeutigkeit entsteht. Zu Beyspielen mögen die folgenden Stellen dienen:

„Der Verfasser des Agathon, welcher so lange berühmt seyn wird, als ꝛc." — Das Fürwort welcher kann sich eben sowohl auf den Agathon als auf den Verfasser des Agathon beziehen.

„Ich sah Henriette; ich sah auch ihre Schwester. Sie gab ihr ein Buch." — Es ist hier zweifelhaft, ob die Fürwörter Sie und ihr sich auf Henriette oder auf die Schwester beziehen.

„Die Freundschaft, welche der Fürst diesem Minister schenkte, gereichte zu seinem Verderben." — Es ist hier zweifelhaft, ob die Freundschaft zum Verderben des Fürsten oder des Ministers gereichte. Das Fürwort sein kann sich auf beyde beziehen.

2. Unbehutsamer Gebrauch von doppelsinnigen Wörtern, die mehr als eine Bedeutung haben, wie z. B. das Wort Gesicht, welches bald die Sehkraft, bald das Antlitz, bald eine Vision oder ein Traumbild bedeutet; Acht, Aufmerksamkeit oder Verfolgung und Ächtung; Maul, Mund oder Maulthier; Strauß, ein Vogel oder der Kampf. Mehrere Stellen, welche, wegen doppelsinniger Wörter, eine verschiedene Auslegung zulassen, führt Pölitz in dem erwähnten Werke an; ich hebe nur zwey davon aus:

„Die Zöglinge waren so zerstreut, daß sie meinen

Vortrag nicht verstehen konnten." Dieß kann sowohl heißen: Sie waren so vertheilt, so von mir entfernt — als auch: sie zeigten so wenig Aufmerksamkeit. „Ich habe gewisse Mittel in den Händen;" kann heißen: ich habe zuverlässige Mittel; und auch: ich habe solche Mittel, die ich noch nicht wohl angeben darf oder will.

3. Alle Wörter, die entweder gar keinen, oder keinen hinlänglich bestimmten Sinn haben; z. B. spinthisiren, Schnurpfeifereyen u. d. gl. Sie dürfen höchstens im komischen Styl, und auch da nur sehr mäßig und behutsam gebraucht werden.

4. Alle unedlen und gemeinen Ausdrücke, z. B. kriegen, statt bekommen. Hierher gehört auch der unschickliche Gebrauch des Zeitworts thun, z. B. trinken thue ich nicht mehr; insinuiren thust du dich damit nicht.

5. Fehlerhafte Präpositionen; z. B. ich habe es vor ihn gethan, statt für ihn; oder er starb für Verdruß, statt vor Verdruß.

6. Unrechte Beugungsfälle in Verbindung mit Zeitwörtern oder Präpositionen; z. B. Es freut mich, Ihnen zu sehen, statt Sie zu sehen. Ohne ihr oder ihm, oder dir kann ich nicht leben, statt ohne sie oder ihn, oder dich.

7. Fehlerhafte Häufung überflüssiger Wörter; z. B. seiner Mutter ihr liebstes Kind. Meines Bruders sein Messer.

§. 23.

Solöcismen gegen die logische Sprachrichtigkeit.

1. Willkührliche Verwechslung allgemein angenommener Redensarten gegen solche, die es nicht sind. So wäre es z. B. unrichtig, wenn man sagen wollte: in Verknüpfung stehen, da die Redensart: in Verbindung stehen, allgemein angenommen ist.

2. Alle veralteten, schwerfälligen, auffallend ungewöhnlichen, gezierten und affectir-

ten, überladenen und verwickelten Constructionen. Veraltet: z. B. Er hat es kein Hehl, statt, er verbirgt es nicht. Schwerfällig: z. B. Nachdem Hochdieselben mich über alle Maßen dergestalt zu begnadigen geruhen wollen. Auffallend ungewöhnlich und daher steif: Vor allem übrigen achte ich diensam, über die Geschichte der Weltweisheit einige Betrachtungen hergehen zu lassen, damit man wisse, welchem Ziele ich habe nachgejagt *). Affectirt: Angereizt von ihm, dem ich nichts abschlage; aufgefordert von dem, dessen Wort bey mir Gewicht hat; gewitziget durch manche Erfahrungen, die ich gemacht habe, willigte ich endlich ein. Überladen und verwickelt: Wenn ich, der ich von Ihrer Güte, die schon so viel für Andere gethan hat, fest überzeugt bin, nicht ebenfalls hoffen dürfte, daß Sie sich meiner annehmen würden ꝛc.

§. 24.

Synonyme.

Da die Synonyme für die Richtigkeit des Ausdrucks und der Schreibart von großer Wichtigkeit und von besonderem Nutzen sind, so wird es nothwendig, am Schlusse der Theorie der Sprachrichtigkeit eine kurzgedrängte Synonymik folgen zu lassen.

Synonyme sind sinnverwandte Wörter, welche zwar einen Hauptbegriff, aber verschiedene Nebenbegriffe ausdrücken. Man hat die Synonymik, ihres Nutzens und ihrer Wichtigkeit wegen, seit einiger Zeit zu einem einzelnen und besondern Zweige des philosophischen Sprach-Studiums erhoben; und Männer von Geist und Scharfsinn beschäftigten sich damit. Hierher gehören:

Stosch, Versuche in richtiger Bestimmung einiger gleich-

*) Diese Stelle ist aus Tiedemanns Geist der spec. Philosophie, und wird, nebst einigen andern tadelhaften Beyspielen, von Pölitz angeführt.

bedeutender Wörter; drey Theile, 1770—1773. Im Jahre 1775 erschienen Nachträge dazu.

Heynatz, Versuch eines synonymischen Wörterbuchs der deutschen Sprache; Berlin 1795—1799; zwey Bände.

Delbrük, deutsche sinnverwandte Wörter, in Hinsicht auf Sprache, Seelenlehre und Moral; Leipzig, 1796.

Die vorzüglichste Empfehlung verdient Eberhards synonymisches Wörterbuch der deutschen Sprache, für Alle, die sich in dieser Sprache richtig ausdrücken wollen. Von diesem großen Werke erschien auch ein Auszug, unter dem Titel: synonymisches Handwörterbuch, vom Verfasser selbst bearbeitet.

§. 25.

Wichtigkeit und Nutzen der Synonymik.

Beydes bestimmt Eberhard treffend und zuverlässig. Seine Gründe sind in Kürze die folgenden:

1. Die Synonymik befördert die Richtigkeit im Denken, da sie den Umfang unserer Kenntnisse erweitert, und dieselben in ihren feinsten Bestandtheilen aufhellt. Dieß ist insbesondere der Fall bey Begriffen, wissenschaftlichen Wahrheiten, welche sich nicht den Sinnen darstellen lassen, und daher durch eine sorgfältige Zergliederung, da wo sie durch eine nahe Verwandtschaft unter einander täuschen könnten, von der Synonymik bestimmt werden müssen.

2. Die Synonymik bildet den Verstand und übt den Scharfsinn, indem sie uns Gelegenheit gibt, die Begriffe richtig abzusondern und sie nach ihren feinsten Unterschieden genau zu unterscheiden.

3. Das Gefühl der Aufhellung unserer Begriffe in ihren feinsten Zügen führt einen eigenen Reiz des Vergnügens mit sich.

4. Die durch das Studium der Synonymik bewirkte vertraute Bekanntschaft mit dem Wörtervorrath der Sprache verschafft uns die Fähigkeit eines leichten, schicklichen und angenehmen Ausdrucks.

Dieß sind die beträchtlichsten der Vortheile, welche uns das Studium der Synonymik gewährt; wir übergehen die mindern, wie z. B. beym Unterricht der fremden in der deutschen Sprache, beym Elementar-Unterricht, beym geistreichen Spiel mit sinnverwandten Wörtern, u. s. w., welches Eberhard weitläufiger ausführt, und geben lieber, zum vollen Beweise des Gesagten, zur Übung und Erweckung der Liebe für dieses herrliche Studium, aus Eberhards Werke einige

§. 26.

Beyspiele von Synonymen.

Anständig. Sittsam. Bescheiden. Ehrbar.

Das Anständige vermeidet das Anstößige, so fern es entweder ekelhaft ist, oder der sittlichen Würde des Menschen überhaupt, oder der Würde eines gewissen höhern Standes entgegen ist. Sittsam steht allem Heftigen und Auffallenden entgegen. An dem Sittsamen gefällt ein gewisser Ton der Mäßigung in seinen Bewegungen, in seinen Reden, in seinen Blicken, in seiner Kleidung, so fern in allem diesem nichts Übertriebenes, nichts zu Starkes, nichts Heftiges, nichts Auffallendes ist. Und das alles darum, weil dieser Ton der Mäßigung nicht allein ein Zeichen der innern Ruhe, der Selbstbeherrschung, der Überlegung und der Herrschaft der Vernunft, sondern auch der Achtung gegen sich selbst und Andere ist. Die Bescheidenheit ist die Einschränkung des Gebrauches unserer Rechte, die aus dem mäßigen Urtheile von unserem eigenen Werthe und unserer eigenen Vollkommenheit entspringt. Der Bescheidene verlangt daher keine Ehrenbezeigungen, weil er von seinen Vollkommenheiten keine hohen Begriffe hat. Ein Liebhaber ist bescheiden, wenn er nur auf unschuldige Gunstbezeugungen Anspruch macht. Die Ehrbarkeit schließt die Anständigkeit und die Sittsamkeit in sich. Sie ist diejenige Einrichtung unsers Betragens in der menschlichen Gesellschaft, ohne die wir uns keine Achtung und Ehre erwerben können. Ein ehr-

barer Mensch wird sich allzeit hüten, etwas zu thun, wodurch er die Achtung Anderer verlieren könnte, und sich hingegen so betragen, daß er die Achtung verdiene, die seinem Stande, seinem Alter und seinem guten Nahmen gebührt. Daher sind unanständige Worte, Geberden und Handlungen auch gegen die Ehrbarkeit, und man sagt von einem Kinde, das für sein Alter schon sehr sittsam ist, daß es recht ehrbar dasitze.

Harren und warten.

Beyde Wörter bedeuten den Zustand eines Menschen, welcher der Gegenwart einer Sache entgegen sieht. Diesen Zustand drückt das Wort warten ohne weitere Nebenbegriffe aus. Wer wartet, sieht also bloß einer Sache, die noch nicht da ist, entgegen. Es ist also nicht nothwendig mit einer unangenehmen Empfindung verbunden. Man kann sogar mit Vergnügen auf etwas warten, z. B.:

„Ihr Freunde seyd vergnügt,
Und laßt das Schicksal walten!
Es weiß, worauf ihr warten sollt." —

Harren enthält den Nebenbegriff eines Mißvergnügens, es ist ein unangenehmes Warten. Das Unangenehme bey dem Harren entsteht zunächst aus der damit verbundenen Sehnsucht. Man wartet auch auf gleichgültige Dinge; ein Bedienter wartet auf seinen Herrn; man harret aber nur auf ein Gut oder auf die Befreyung von einem Übel, wornach man sich sehnt. Harren ist also ein langes, sehnsuchtsvolles Warten auf Etwas, das man sich als ein großes Gut vorstellt.

Horchen. Lauschen. Lauern. Spähen.

Horchen ist die gespannte Aufmerksamkeit durch den Sinn des Gehörs. Das Lauschen ist die gespannte und heimliche Aufmerksamkeit sowohl auf sichtbare als hörbare Gegen-

stände. Wer lauert, bemerkt noch nichts, er hofft und erwartet aber mit Ungeduld, etwas gewahr zu werden. Z. B.:

„Sie deuten jeden Blick und horchen hier und dort,
Und lauern nie umsonst auf Laune, Zeit und Ort."
Manso.

Spähen ist das Aufsuchen eines Gegenstandes durch das unmittelbare eigene Wahrnehmen mit den Augen.

Hüpfen. Springen.

Hüpfen drückt bloß das schnelle Erheben aus; Springen aber zugleich die schnelle Durchlaufung des Zwischenraums von dem Puncte, den der Springende verläßt, bis zu dem, auf welchen er niederfällt.

Platt. Niedrig.

Das Platte verräth einen merklichen Mangel an Witz und Verstande; das Niedrige an Würde der Gesinnung. Eine platte Schmeicheley ist eine unverhüllte und geistlose; eine niedrige Schmeicheley verräth unedle Gesinnungen.

Körper. Leib.

Körper heißt der Leib der Menschen und Thiere bloß, so fern er aus Materie besteht, Leib, so fern er beseelt ist; z. B.: der menschliche Leib bedarf zu seiner Nahrung viele Pflanzen, die durch das Feuer des Sonnenkörpers Wachsthum erhalten. Leib ist daher der Seele, Körper dem Geiste entgegen gesetzt; denn die Seele ist die durch den Körper empfindende und den Leib bewegende Kraft; Geist aber ist die Substanz, die keinen Körper hat. Sobald also der menschliche Körper aufhört, ein schickliches Werkzeug der Empfindung und der Bewegung zu seyn, sobald ist er kein Leib mehr, aber er bleibt immer noch ein Körper, weil er die Gestalt desselben hat. Der Anatom hat auf seinem Tische menschliche Körper, aber keine Leiber. Man nennt endlich Körper alles, was die drey bekannten Ausdehnungen hat.

Kleid. Kleidung. Anzug.

Kleidung ist überhaupt, was wir nicht nur zur Bedeckung des Leibes, sondern auch des Hauptes und der Füße gebrauchen. Man sagt daher: Jemanden in Kleidung erhalten, für seine Kleidung sorgen, und darunter wird alles verstanden, was zur Bedeckung des Leibes gehört. Ein Kleid begreift die Kleidungsstücke, welche man öffentlich und in Gesellschaft zu tragen pflegt. Im gemeinen Leben nennt man auch den bloßen Rock das Kleid, und begreift Westen und Hosen nicht darunter; denn die Hosen werden gewöhnlich auch im Hause getragen, die Westen bisweilen; wenn man aber in Gesellschaft erscheinen will, so legt man seinen Schlafrock ab und bekleidet sich mit einem solchen Rocke, der eben darum vorzugsweise das Kleid genannt zu werden pflegt. Man würde nicht angekleidet seyn, wenn man in Gesellschaft ohne Rock erschiene. Bey der weiblichen Kleidung ist der nähmliche Fall; das Kleid ist der nähmliche Theil der Bekleidung des Leibes, womit in den gesitteten Ständen Personen weiblichen Geschlechts in Gesellschaft erscheinen. — Ein Anzug ist der Inbegriff von Allem, was man zugleich anzieht oder anlegt, um öffentlich zu erscheinen. Er begreift daher alles in sich, was nach der Verschiedenheit des Geschlechts sowohl zu der öffentlichen Bekleidung, als auch zur Zierde und zum Schmuck gehört; bey den Männern selbst der Hut, Degen und Stock, und bey beyden Geschlechtern selbst das Unterhemde.

Putz. Schmuck. Zierde. Zierrath. Verzierung. — Putzen. Schmücken. Zieren.

Putzen drückt zuvörderst ursprünglich die geringern Grade der Verschönerung aus, und das ist die Reinlichkeit; Schmücken und Zieren die höhern. Die Bauern putzen ihre Stuben und Kammern, indem sie dieselben ausfegen und die Möbeln abstäuben. Der Schmuck verschönert die Sache durch seinen Glanz und seine Kostbarkeit, der Zierrath durch seine eigentliche Schönheit. Putzen ist also hiernächst über-

haupt so viel als verschönern. Schmücken durch Glanz und Kostbarkeit oder bey Feyerlichkeiten. Zieren ist gleichfalls verschönern, aber nicht durch bloße Reinigung, wie das Putzen, sondern durch Hinzufügung von Etwas, das selbst schön ist, dessen Schönheit aber nicht in Glanz und Kostbarkeit, sondern in einer vorzüglichen Form besteht. Zierde, Zierrath, Verzierung sind das, womit Etwas geziert wird. Zierde ist das Abstractum von der Eigenschaft des Verschönerns, die man einem Dinge beylegt; Zierrathen sind die Dinge, welchen man diese Eigenschaften beylegt. Nicht alle Zierrathen, welche man an einem Gebäude anbringt, gereichen demselben zur wahren Zierde; denn sie haben nicht immer die Eigenschaft, das Gebäude wirklich zu verschönern. Zierrathen und Verzierungen sind beydes die Dinge selbst, die eine Sache verschönern. Allein Zierrathen sind nur Kleinigkeiten, womit man etwas zu verschönern sucht; denn für die großen Verschönerungen, und die, welche an großen Werken angebracht werden, gebraucht man lieber das Wort Verzierung.

Harnisch. Panzer. Küraß.

Der Harnisch ist die ganze eiserne Bekleidung, die zur Schutzrüstung des Körpers gehört. Diese besteht aus dem Panzer, den Lenden-, Bein- und Arm-Schienen. Der Panzer hingegen ist nur die eiserne Bekleidung der Brust, des Unterleibes und des Rückens vom Halse an bis an die Lendschienen. Der Küraß, der allein von der alten Rüstung übrig geblieben ist, ist jetzt nur ein halber Panzer oder das Bruststück.

Gleichgültig. Gleichgeltend.

Das Gleichgültige kann nicht mehr Gutes als Böses wirken, das Gleichgeltende wirkt in der That nicht mehr als ein anderes Ding. Ein Thaler ist mit vier und zwanzig Groschen gleichgeltend, wenn ich etwas dafür kaufe,

und es ist gleichgültig, ob man mir einen Thaler oder vier und zwanzig Groschen gibt; denn ich kann für beydes gleichviel kaufen.

§. 27.

Gebrauch und Mißbrauch der Synonyme.

Die Synonyme gleichen den verschiedenen Abstufungen einer und derselben Farbe. Man kann sich daher ihrer sehr vortheilhaft bedienen, um Gemählde und Schilderungen zu erhöhen und zu vollenden, indem man durch ein Wort dasjenige ersetzt, was dem andern an Kraft und Glanz etwa noch abgeht.

Wenn man aber die Synonyme bloß willkührlich mit einander verwechselt, sich ihrer, als wäre ihre Bedeutung vollkommen gleich und einerley, nur zur Ausfüllung leerer Stellen oder zu mehrerer Abwechslung und Rundung des Vortrags bedienet, so entsteht aus diesem Mißbrauche Dunkelheit und Verworrenheit in den Ideen sowohl, als auch in dem Ausdruck.

Dieß wird dann eine Quelle der weitschweifigen, gegen das Gesetz der Präcision verstoßenden Schreibart *).

§. 28.

Deutlichkeit.

Die Deutlichkeit besteht in der Auswahl der verständigsten Wörter und Ausdrücke zur Bezeichnung eines Gegenstandes, und in der faßlichsten Stellung und Verbindung der Redesätze. Sie gründet sich also auf die Sprachrichtigkeit, und kann ohne diese nicht bestehen.

Aristoteles **) erklärt die Beobachtung der Deutlichkeit und des Schicklichen für die zwey Haupteigenschaften des Vortrags.

Das erste Gesetz der Deutlichkeit ist also: seine Gedanken so auszudrücken, daß sie von andern nicht nur vollkommen ver-

*) S. den 31. §. von der Präcision.

**) Arist. rhet. l. 3. cap. 8.

standen, sondern auch ohne Mühe begriffen werden, und daß der Sinn der Rede nicht nur sich finden lasse, sondern auch so ausgedrückt sey, daß man ihn gar nicht verfehlen kann. „Man vergesse nie," sagt Quintilian *), „daß der Zuhörer nie so scharf nachdenke, um die Dunkelheit bey sich selbst zu zerstreuen und den finstern Vortrag mit dem Licht seines Verstandes zu verfolgen, sondern daß er oft durch vielerley Nebengedanken abgezogen werde, und nicht vollkommen aufmerke, wofern nicht alles, was wir sagen, so faßlich ist, daß die Rede sich seiner Seele so bemächtiget, wie das Licht der Sonne die Augen erhellt, ohne daß man nöthig hat, sie scharf anzustrengen. Man sey daher nicht so wohl besorgt, daß er uns verstehe, sondern vielmehr, daß er verstehen müsse."

§. 29.

Regeln für die Deutlichkeit **).

1. Man wähle nur Wörter von bestimmter und üblicher Bedeutung.

2. Man sey vorzüglich behutsam mit den metaphorischen Ausdrücken. (Von den Eigenschaften einer guten Metapher wird späterhin gehandelt werden.)

3. Man vermeide die veralteten Wörter und Formen, und hüte sich

4. auch vor dem zu häufigen Gebrauche technischer Ausdrücke, sonst wird man entweder unverständlich, oder der Leser bedarf zu jeder Zeile eines Commentars.

5. Man versetze die Wörter nicht zu sehr, z. B. nicht nach Art der lateinischen Syntax.

6. Kein Periode sey zu lang, damit die Aufmerksamkeit nicht vor dem Schlusse desselben ermüde.

7. Man vermeide, so viel es möglich ist, alle Zwischensätze,

*) Quint. orat. instit. l. 8. cap. 2.

**) Ich folge hier größten Theils den von Aristoteles und Quintilian aufgestellten Grundsätzen.

denn ihr gewaltsames Eindrängen trennet immer den Sinn der Rede. Kann man ihnen nicht ausweichen, so sey man wenigstens auf ihre möglichste Kürze bedacht.

8. Eben so nachtheilig sind der Deutlichkeit die langen, wortreichen Umschreibungen.

9. Bey neugebildeten Wörtern vermeide man alle regellose Willkühr.

10. Gesuchte Kürze, welche der Rede selbst die unentbehrlichen Wörter raubt, ist der Deutlichkeit im höchsten Grade schädlich. Manche Schriftsteller sind zufrieden, wenn nur sie sich selbst verstehen; ob auch der gefolterte Scharfsinn des Lesers den Sinn zu enträthseln vermöge, darum bekümmern sie sich nicht.

11. Jeder grammatische Fehler überhaupt bewirkt Undeutlichkeit. Aristoteles sagt: „Verstoßest du gegen die Regeln der Sprachlehre, so werde ich oft deine Meinung gar nicht fassen können." Hierher gehören z. B. die falsch angebrachten Verbindungswörter, die Verwechslung der beyden Zahlen, verfehlte Geschlechtswörter, unrichtige Interpunctionen u. s. w.

12. Endlich erliegt die Deutlichkeit oft auch unter einem Schwall überflüssiger Zierrathen, welche den Sinn gleichsam erdrücken.

§. 30.

Klarheit.

Eine Schwester der Deutlichkeit ist die Klarheit. Beyde sind unzertrennlich.

Die Klarheit, sagt Pölitz, „besteht in dem lichtvollen Hervorheben der unterscheidenden Merkmahle in den einzelnen Theilen eines stylistischen Ganzen, so daß man es wahrnimmt, wo die Gränzen des einen Theiles aufhören und das Gebieth des andern anfängt. Dadurch wird die Übersicht des Ganzen um ein Großes erleichtert." —

Man sieht hieraus, daß die Klarheit eine nothwendige Folge des richtigen Gebrauchs der Synonyme ist.

Man könnte hier die Frage aufwerfen, ob die Schwierigkeit eines Gegenstandes etwa den Mangel an Deutlichkeit entschuldigen kann? Keineswegs. Was man deutlich denkt, sagt Hugo Blair in seinen rhetorischen Vorlesungen, kann man auch deutlich ausdrücken; über einen Gegenstand aber, den man nicht deutlich erkennt, soll man auch nicht schreiben. Deutlichkeit des Ausdrucks ist eine nothwendige Folge der Klarheit der Begriffe, so wie Dunkelheit des Ausdrucks aus Verworrenheit der Begriffe entsteht.

§. 31.

Präcision.

Die lateinische Benennung des bey uns eingebürgerten Wortes Präcision kommt von praecidere, abschneiden. Präcision ist hiernach eigentlich nichts anderes, als die Beschneidung alles Überflüssigen; der präcise Ausdruck aber derjenige, welcher nicht mehr und nicht weniger gibt, als eine genaue Bezeichnung der Gedanken, welche dem Darstellenden vorschweben.

Die Präcision zerfällt daher in zwey Haupteigenschaften: Bestimmtheit und Kürze. Die Bestimmtheit besteht in der richtigen Auswahl der passendsten Wörter und Ausdrücke zur Bezeichnung von Ideen, Empfindungen und Gegenständen. Die Kürze aber liegt darin, daß man nur solche Ausdrücke wählt, welche zur Bezeichnung der darzustellenden Begriffe, Gefühle und Gegenstände wesentlich gehören, folglich nicht wegbleiben können ohne Dunkelheit zu verursachen.

§. 32.

Arten der Präcision.

Die Präcision des Ausdruckes ist unzertrennlich von der Präcision der Gedanken; wer daher präcis schreiben will, muß zuerst präcis denken.

Man kann aber auf drey Arten gegen die Präcision verstoßen:

a) wenn die Wörter nicht denjenigen Gedanken ausdrücken, welchen man im Sinne hat, sondern irgend einen ähnlichen und verwandten;

b) wenn die Ausdrücke zwar diesen Gedanken bezeichnen, aber nicht ganz und in seinem vollen Umfang;

c) Wenn die Wörter nebst diesem Gedanken noch mehr ausdrücken, als man sagen wollte.

Quintilian sagt daher, es dürfe im Ausdrucke nichts fehlen und nichts überflüssig seyn; so werde der Vortrag den Kenner befriedigen, dem Ungelehrten verständlich seyn.

Nebst der Auswahl der passendsten Wörter und Ausdrücke, kommt auch viel auf die richtige Stellung desselben an. So ist z. B. im folgenden Satze die Stellung des Umstandswortes verfehlt:

„Unter Größe verstehe ich nicht allein den Umfang eines Gegenstandes, sondern auch ꝛc." Es sollte richtiger heißen: „Unter Größe verstehe ich nicht den Umfang eines Gegenstandes allein, sondern auch ꝛc.;" denn nach der ersten Stellung scheint es sich mehr auf das Fürwort ich zu beziehen, und würde dann sagen: nicht ich allein, sondern auch Andere.

Auch eine ungeschickte Stellung und Einschaltung der Nebenumstände ist der Präcision entgegen; wie z. B. in der folgenden Stelle:

„Dieß sind Entwürfe, welche zu billigen irgend jemand, der in diesem Lande geboren ist, unter welchen Umständen es auch sey, sich schämen und scheuen soll."

§. 33.

Weitschweifiger Vortrag.

Das Gegentheil der Präcision ist der weitschweifige Vortrag, welcher in einem Überfluß von Wörtern und Ausdrücken besteht.

Blair gibt von der Art und Weise, wie Schriftsteller in diesen Fehler der Weitschweifigkeit verfallen, folgende psychologische Erklärung:

„Seichte Köpfe," sagt er, „bedienen sich einer Menge von Ausdrücken, um sich, ihrer Meinung nach, desto besser verständlich zu machen; und dennoch verwirren sie dadurch nur noch mehr."

„Sie fühlen es selbst, daß sie den eigentlichen Ausdruck nicht gefunden haben, und suchen sich daher, so gut sie können, durch andere Wörter zu behelfen, die, wie sie glauben, jenen Mangel ersetzen und auf das, was sie eigentlich im Sinn haben, hindeuten sollen. Sie umgehen ihren Gegenstand von mehreren Seiten, ohne doch je den richtigen Gesichtspunct, aus dem er gesehen werden muß, zu treffen. Das Bild, welches sie uns von dem Gegenstande vorhalten, erscheint dadurch immer doppelt, und kein doppeltes Bild ist hinlänglich klar und bestimmt."

§. 34.

Einheit.

Einheit des Ausdrucks kann nur durch Einheit in den Gedanken erreicht werden. Sie äußert ihre vorzüglichste Wirkung im Periodenbau, durch harmonische Verbindung der Sätze zu einem Ganzen.

Regeln für die Einheit:

1. In einem Satze werde der Gesichtspunct nicht zu oft gewechselt.

2. Man häufe in Sätzen und einfachen Perioden nicht Dinge, welche in mehrere Sätze und Perioden gehören.

3. Vordersatz und Nachsatz in einem Perioden müssen stets zu einem Begriffe gehören.

4. Man vermeide, so viel es sich thun läßt, alle Parenthesen.

Zur Erläuterung mögen die zwey folgenden Beyspiele verletzter Einheit dienen:

„Nachdem wir Anker geworfen hatten, setzten sie mich ans Land, wo ich meinen Freunden willkommen war, die mich sehr gütig aufnahmen." —

„Robert wurde außerordentlich geliebt, sowohl vom Könige als von der Königinn, welche beyde den Doctor N. zu seinem Nachfolger ernannten." —

In der ersten Stelle wird der Gesichtspunct zu viel gewechselt; die zweyte verbindet Dinge, welche nicht zusammen gehören.

§. 35.

Kraft und Stärke des Ausdrucks.

Die Vernachlässigung dieser beyden Eigenschaften wäre für den deutschen Schriftsteller um so sträflicher, als gerade sie einen vorzüglichen Charakterzug unserer Sprache ausmachen. So sagt auch Herder: „Männlich und stark ist unsere Sprache in ihren Elementen — rauh und fest in ihren Sylbenmaßen — gesetzt und langsam in ihren Wortverkehrungen — nachdrücklich und ernsthaft in ihren Idiomen."

Zur Erreichung der Kraft und Stärke des Ausdrucks werden die folgenden Regeln dienlich seyn, weil sie uns wenigstens den entgegen gesetzten Fehler vermeiden lehren.

1. Man vermeide alle in irgend einer Rücksicht überflüssigen Wörter, und alle Tautologien. Z. B.

„Da er zufrieden war, daß er einen Triumph verdient hatte, so schlug er daher die Ehre desselben aus."

Die Wörter: da er, war, daß er, so, daher, schwächen hier offenbar die Kraft der Rede. Diese Stelle würde viel kräftiger so lauten: „Zufrieden, einen Triumph verdient zu haben, schlug er die Ehre desselben aus."

Aus der nähmlichen Ursache wiederhohle man auch das Wörtchen und nie zu oft, ausgenommen, wenn die Wiederhohlung desselben eine besondere Wirkung thun soll, und daher eine rednerische Figur wird.

2. Man trenne die Präpositionen nicht zu weit von den Hauptwörtern, zu welchen sie gehören, wie z. B. in der folgenden Stelle geschieht. „Er hat mich vor, und wenn ich mich recht besinne, auch nach seiner Abreise erinnern lassen." —

3. Man vermeide alle sogenannten Flick- und Füllwörter, und endige insbesondere nie den Satz mit einem unbedeutenden Wort, wie im folgenden Beyspiel:

„Die Sonne ging am frühen Morgen über bethaute Hügel, welche ihre Häupter in die Ferne streckten, mit majestätischem Glanze auf."

Dagegen ist ein vernünftiger Gebrauch der Klang- und Machtwörter zu empfehlen, an denen unsere Sprache reich ist, ehemahls aber noch reicher war, wie dieß insbesondere die altdeutschen Gedichte aus der schwäbischen Epoche beweisen.

4. Man hüte sich vor der gewissen Sylben-Ökonomie, wodurch einige Schriftsteller eine bündige Kürze zu erreichen glauben. Es läßt sich nicht läugnen, daß mehrere, dicht aufeinander folgende Wörter von gleichen Endsylben dem Ohre widerlich sind; der Übelstand wird aber dadurch nicht gehoben, wenn man die — mehreren Wörtern gemeinschaftliche Endsylbe erst dem letzten Worte beysetzt, und die vorhergehenden verstümmelt. Solche Wort-Mißhandlungen entnerven die Sprache, welche dadurch einem Körper ähnlich wird, der nicht den vollen Gebrauch seiner Glieder hat, oder aus Mangel an hinlänglicher Nahrung ein kümmerliches Aussehen bekommt. Will man der Unschicklichkeit gleicher Endsylben ausweichen, so wähle man Wörter von verschiedenen Ausgängen, an welchen unsere Sprache nicht Mangel leidet; aber man muß dann ihre Schätze kennen.

Ein auffallendes Beyspiel von der Lächerlichkeit der Sylben-Ökonomie führt Kotzebue an. Es ist die Anzeige eines Schlesiers, aus dem in Rußland erschienenen Journal Ruthenia genommen:

„Da ich mit meiner Familie häuf- und kostspielige Reisen von Gold- nach Silber- und nach Schmiede- von da nach Hirsch- und Trachenberg mache, so suche ich unter aller Bedingung ein Subject, welches mir mehrere andere ersparte. Selbiges müßte mich ra- meine Frau fri- meine Söhne instru- uns alle in leeren Stunden amü- und sich überhaupt aufs beste conduisiren.

Da ich noch den ganzen Nov- und December, vielleicht auch noch den Jan- und Februar, mich hier aufhalten werde, so kann man sich binnen dieser Zeit bey mir melden. Fried- Hein- Diet- Emmerich. Stall- Ritt- Post- und Bürgermeister." —

5. Man lasse die Glieder eines Satzes stets aufsteigend und mit zunehmender Wichtigkeit auf einander folgen.

6. Man beobachte sorgfältig die Gegensätze in den Gedanken auch durch die Stellung und Anordnung des Ausdruckes.

7. Man schließe jeden Satz vollständig, ohne Schleppen anzuhängen, wie es in der zweyten Hälfte der hier folgenden Stelle geschieht: „Wir sind mit den Schriften des Cicero bekannter als mit jenen des Demosthenes, welcher doch vor jenem große Vorzüge hat, wenigstens als Redner."

§. 36.

Inversionen.

Die deutsche Sprache, sagt Adelung, hat nebst manchen andern den Grundsatz angenommen, daß man in der Folge seiner Vorstellungen von dem minder Bestimmten und Zufälligen zu dem Bestimmtern und Wichtigern fortgehen müsse.

Dieser Grundsatz bestimmt auch unsere Wortstellung in den Sätzen. Der Subjects-Nominativ und sein Zeitwort gehen gewöhnlich voran; das Prädicat folgt ihnen. Hat der Subjects-Nominativ mehrere Wörter bey sich, welche zu seiner genaueren Bestimmung dienen, so stehen sie vor ihm, wogegen aber das Zeitwort seine Bestimmungswörter sich nachfolgen läßt. Die Ordnung der Bestimmungswörter untereinander hängt von dem Grade ihrer Bestimmtheit ab, so daß der Artikel oder ein allgemeines Zahlwort immer die erste Stelle einnimmt.

Dieß sind die Hauptgrundsätze der natürlichen und gewöhnlichen Wortfolge. Ihr Detail gehört in die Sprachlehre, wo es in seiner ganzen Ausführlichkeit und Vollständigkeit behandelt wird.

Es gibt Fälle, wo eine Abweichung von der gewöhnlichen Wortfolge Statt findet. Diese Abweichung ist aber entweder eine nothwendige oder eine willkührliche.

Die nothwendige Abweichung von der gewöhnlichen Wortfolge wird durch die Beschaffenheit der Rede selbst herbeygeführt, und kann in zwey Fällen Statt finden;

a) wenn mehrere Sätze durch Bindewörter zu einer zusammen hangenden Rede verbunden werden; denn die meisten Bindewörter verändern die natürliche Ordnung der Wörter. So wird z. B. nach dem größten Theil solcher Bindewörter, welche den Satz anfangen, das Zeitwort aus seiner ersten Stelle in die letzte versetzt. So spricht z. B. die natürliche Wortfolge: „Ich bin ruhig; die Hoffnung gibt mir Kraft und Muth." Das Bindewort weil wird aber die Stellung der Wörter auf die bemerkte Art verändern: „Ich bin ruhig, weil die Hoffnung mir Kraft und Muth gibt."

b) Wenn die veränderte Gemüthsstimmung des Sprechenden auch die Gedankenfolge verändert; z. B. bey Fragen, Anreden, Befehlen, Bitten, Ermunterungen, Wünschen, Ausrufungen u. s. w. In diesen Fällen wird dann, gegen die gewöhnliche Wortstellung, der Subjects-Nominativ hinter das Zeitwort gesetzt, oder das bestimmte Zeitwort kommt ans Ende des Satzes.

So sagt die natürliche Wortfolge: „Dein Freund wird noch heute kommen." Durch die Frage aber: „Wird dein Freund noch heute kommen? tritt der Nominativ aus seiner vorigen Stellung, und kommt hinter das Zeitwort der bestimmten Art und Weise. Eben so auch, wenn man sagt: „Er wird es bey mir gut haben;" so wird diese gewöhnliche Wortstellung durch den Ausruf nothwendig verändert, und lautet: „Wie gut er es bey mir haben wird!" — Das Zeitwort ist an das Ende versetzt.

c) Die willkührliche Abweichung von der gewöhnlichen Wortfolge geschieht, um der Rede entweder mehr Nachdruck,! oder höhern Wohlklang, oder angenehmere Abwechslung zu verschaffen. Diese Veränderung trifft meistens das

Subject des Satzes, weil es zwar der wichtigste Theil desselben ist, zugleich aber auch am meisten durch andere Wörter erst deutlicher bestimmt werden muß, z. B. durch die Beschaffenheits- und Umstandswörter. Jeder Affect weicht von der gewöhnlichen Wortfolge ab; daher kann die Veränderung in der Stellung höchst mannigfaltig seyn, indem man jedes beliebige Wort von seinem Platze wegnimmt und an die Stelle des Subjectes setzt, um die Aufmerksamkeit des Zuhörers vorzüglich darauf hinzuführen. Man nennt diese Abweichung Inversion; sie kann aber nicht nur bey einzelnen Wörtern, sondern auch bey ganzen Sätzen Statt finden.

I. Wortversetzungs-Arten.

a) Versetzung des Dativs und Accusativs vor das Zeitwort oder nach demselben; „Dich erfreut seine Ankunft? Einen Treulosen nennst du mich?" Die gewöhnliche Wortstellung wäre: „Seine Ankunft erfreut dich? Du nennst mich einen Treulosen?" — Oder: „Dir rathe ich einmahl für allemahl!" Gewöhnlich: „Ich rathe dir." — Oder: „Ich gebe meine Stimme dir;" statt: „Ich gebe dir meine Stimme."

b) Versetzung des Infinitivs; z. B. „Geduld haben will sie nicht;" statt der gewöhnlichen Wortfolge: „Sie will nicht Geduld haben."

c) Versetzung des Hauptwortes sammt seinem Bestimmungswort: „Auf deine Freundschaft gründe ich meine ganze Hoffnung;" statt: „Ich gründe meine ganze Hoffnung auf deine Freundschaft."

d) Versetzung der Mittelwörter; z. B. „Geschrien hat er, nicht geredet; „statt: „er hat geschrien, nicht geredet."

e) Versetzung der Beschaffenheits- und Umstandswörter; z. B. „Mächtig sind meine Feinde;" statt: „Meine Feinde sind mächtig." Hierher kann man auch die Trennung der Beschaffenheitswörter von ihren Hauptwörtern rechnen, von welcher Voß, Göthe, Schiller und andere Schriftsteller vom ersten Rang

häufigen Gebrauch machen; z. B. das Meer, das unendliche; das überrheinische Land, das schöne; u. s. w.

f) Als Wortversetzung ist auch anzusehen, wenn der Subjects-Nominativ zwar an seinem gewöhnlichen Platze vor dem Zeitworte steht, nach demselben aber durch ein persönliches Bestimmungswort gleichsam wiederhohlt wird; z. B. »die Tage unsers Lebens, wie schnell fliehen sie dahin!"

II. Die Versetzung ganzer Sätze

kann nur darin bestehen, daß der Nachsatz vor den Vordersatz, folglich dieser hinter den Nachsatz gestellt wird. Auch in diesem Falle tritt, wie schon oben erwähnt wurde, der Subjects-Nominativ des nachgesetzten Vordersatzes hinter sein Zeitwort. Einschiebung des Nachsatzes zwischen die getrennten Wörter des Vordersatzes darf nie Statt finden; dieß heißt, die Glieder der Rede auf die Folter spannen, wie z. B. in der folgenden Stelle: „daß ich meine wärmsten und aufrichtigsten Wünsche Ihnen vorzutragen es wage;" statt: daß ich es wage, Ihnen meine wärmsten und aufrichtigsten Wünsche vorzutragen.

Wir haben den Zweck und die Wirkung der Inversionen erklärt; hieraus ergibt sich, daß sie, sobald jene nicht erreicht werden, fehlerhaft erscheinen; und dieß zwar in folgenden Fällen:

a) Wenn die Rede durch die Inversion nichts an Nachdruck gewinnt, folglich diese letztere ganz überflüssig wird.

b) Wenn die Rede durch die Inversion dunkel und zweydeutig wird. Dieß geschieht insbesondere bey allen Hauptwörtern des weiblichen und sächlichen Geschlechts in der einfachen Zahl, deren Nominative und Accusative gleichlautend sind. Es wird in diesem Falle ungewiß, welches der Nominativ oder der Accusativ ist, daher es sogar zweifelhaft bleibt, ob eine Versetzung wirklich Statt findet, oder nicht. Einer solchen Unschicklichkeit kann nur durch die natürliche Wortfolge ausgewichen werden, welche den Nominativ und Accusativ schon durch ihre Stelle deutlich bezeichnet, indem der Nominativ, der Ordnung

nach, vor dem Zeitworte, der Accusativ aber nach dem Zeitworte stehen muß. So wäre z. B. tadelhaft die Inversion: „Die Meeresfluthen durchschnitten die Schiffe." Die zweydeutige Dunkelheit könnte nur die natürliche Stellung des Nominativs vor dem Zeitworte, und des Accusativs nach dem Zeitworte gehoben werden: „Die Schiffe durchschnitten die Meeresfluthen."

* * *

Die Griechen nannten die Inversion, wenn sie als Figur gebraucht wurde, Hyperbaton. Dem Longin verdanken wir einige treffliche Bemerkungen über dieses Verschönerungsmittel der Rede *). „Diese Figur," sagt er, „ist der Heftigkeit des Affects eigen, und ihr natürliches Kennzeichen. Denn da die Zornigen, oder diejenigen, die etwas fürchten, oder die, welche aus Eifersucht oder sonst einer Ursache in eine heftige Gemüthsbewegung, dergleichen es unzählige gibt, gerathen sind, immer von Einem auf's Andere fallen, bald etwas ohne Zusammenhang einwerfen, dann wieder auf's Erste kommen, und im Aufruhr ihrer Seele, worin sie, wie von einem unbeständigen Winde, schnell hin und her geworfen werden, Worte, Gedanken, Zusammenhang, alles auf tausenderley Art verändern: so ahmen die besten Schriftsteller diese natürliche Erfahrung durch die Hyperbata nach. Und das ist eben der Triumph der Kunst, wenn sie Natur wird; und glücklich ist die Natur, wenn ihr die Kunst unbemerkt zur Seite steht!" —

Longin führt hierauf als Beyspiel eine Stelle aus Herodots Geschichte an, wo der Phozäer Dionysius sagt:

„Wir stehen am Rande des Abgrunds, ihr Jonier; wir müssen frey bleiben oder Sclaven werden, flüchtige Sclaven; wollt ihr nun euch ermannen, so wird euch zwar eine große Arbeit bevorstehen; aber das ist der einzige Weg, die Feinde zu überwältigen."

*) Longin vom Erhabenen. 22. Cap. übersetzt von Schlosser.

„Dieß," fährt Longin fort, „hätte der natürlichen Ordnung nach so müssen gesetzt werden: „O ihr Jonier, nun ist es Zeit, euch zu ermannen; denn wir stehen am Rande des Abgrunds." Herodot setzt die Anrede an die Jonier nach, als wenn der Redner sie im Drange seiner Furcht gar nicht anreden würde; dann verwirft er die Ordnung. Denn eh' er noch gesagt hat, daß die Jonier sich ermannen sollten, was die Hauptabsicht seiner Ermannung war, sagt er schon die Ursache, warum sie sich ermannen sollten: „Wir stehen am Rande des Abgrunds." Diese Wendung macht dann, daß man glaubt, er spreche nur, was ihm eben sein Gefühl eingibt, nicht was er vorher überlegt hat."

Demosthenes machte von dieser Figur den häufigsten Gebrauch, obschon seine Darstellung überhaupt sehr einfach ist und den Schmuck der Rede größten Theils verschmäht. Treffend sind Longins Bemerkungen über die Art und Weise, wie Demosthenes des Hyperbaton sich bedient.

„Demosthenes," sagt er, „schärft durch diese Figur nicht allein oft den Eindruck seiner Rede, und gibt sich damit das Ansehen, als ob er bloß, was ihm eben einfalle, nicht, was er vorher bedachte, hersage; sondern er reißt zugleich seine Zuhörer mit sich fort, in alle das Gewirre seiner fortgesetzten Hyperbata. Denn oft bricht er auf einmahl den Gedanken ab, und wirft andere, ganz fremde Dinge ein, die so wenig in die Stelle, noch zu dem Gedanken zu gehören scheinen, daß man fürchtet, die ganze Rede verliere ihren Zusammenhang; und wenn man dann auf diese Art mit dem Redner ängstlich in der Gefahr schwebt, sich zu verlieren, so kommt er auf einmahl wieder zuletzt an dem treffendsten Platz auf seinen ersten Gedanken zurück, und erschreckt desto mehr durch die Kühnheit seiner Unordnung, je größer die Gefahr war, daß er sich nimmermehr darin wieder zurecht finden würde." —

Noch mehr als Longin, drang Herders Tiefsinn in das Wesen der Inversion ein. Wie meisterhaft ist die folgende

philosophische Betrachtung über den Ursprung der Inversion *)!

„Stellet euch zwey sinnliche Geschöpfe vor, davon der Eine spricht, der Andere höret: dem Ersten ist das Auge die Quelle seiner Begriffe, und jeden Gegenstand kann er in verschiedenen Gesichtspuncten sehen; dem Andern zeigt er diesen Gegenstand, und es kann auf eben so verschiedenen Seite geschehen. Nun betrachtet die Rede als eine Bezeichnung dieser Gegenstände: so habt ihr den Ursprung der Inversionen. Je mehr sich also die Aufmerksamkeit, die Empfindung, der Affect auf einen Augenpunct heftet; je mehr will er dem Andern auch eben diese Seite zeigen, am ersten zeigen, im hellsten Lichte zeigen — und so werden Wortumkehrungen daraus. Ein Beyspiel: „Fleuch die Schlange!" ruft mir jemand zu, der mein Fliehen zu seinem Hauptaugenmerk hat, wenn ich nicht fliehen wollte. — „Die Schlange flouch!" ruft ein anderer, der nichts geschwinder will, als mir die Schlange zeigen; fliehen werd' ich von selbst, sobald ich von ihr höre. — Er hat mir das Geld gestohlen; und kein anderer; er hat mir das Geld gestohlen; ich weiß es gewiß; das Geld hat er mir gestohlen (und keinen Ring); mir hat er das Geld gestohlen, und keinem Andern; gestohlen hat er mir das Geld (nicht abgeborgt): wie viel Veränderung macht hier nicht die Inversion in der Wendung des Gedankens!" —

Herder folgert hieraus, daß die Inversion aus der sinnlichen Aufmerksamkeit entspringe, daß sie daher bey einer noch ganz sinnlichen Nation unregelmäßig und voll Wortversetzungen sey, weil ihr die grammatikalische Construction fehlt. Erst nach und nach sucht man eine faßliche Ordnung der Wörter festzusetzen.

„Man bestimmte," sagt Herder, „die Ordnung der Worte so lange, bis man endlich den prosaischen Perioden heraus-

*) Herders sämmtl. Werke zur sch. L. u. K. 1. Th.

drechselte, der der Ordnung der Ideen, so wie sie der Verstand sich bildet, folgte, und doch auch das Ohr und das Auge zu Rathe zog. — Der bloße Verstand, der nichts mit Auge und Ohr zu thun hat, folgt bloß der Ordnung der Ideen, und hat also keine Inversionen; so ist der logische Periode. Er verwirft jede Veränderung, weil das Einfache das einzige Deutliche ist, und jede Inversion wenigstens einen möglichen Fall macht, daß eine doppelte Beziehung entspringen kann."—

Zum Lobe der Inversionen bemerkt Herder, daß eine Sprache desto mehr Inversionen habe, je mehr sie lebt; und desto weniger, je mehr sie zur todten Bücherſprache zurückgesetzt ist. Um den Nutzen der Inversionen darzuthun, untersucht er hierauf, welchen Schriftstellern sie zusagen. Poeten und Prosaisten machen davon den besten Gebrauch. Wenn nun ihr Nutzen dem Philosophen nicht nachtheilig ist, so können und müssen sie in der gebildeten Sprache bleiben. Das Letztere beweiset Herder auf folgende Art:

„Das Ohr will einen Perioden, der es durch seinen Wohlklang füllet, der genug abwechselt, und nicht zu oft wiederkommt. Kann dieß eine Rede ohne Inversion erreichen? Schwerlich! Ein Periode schließt sich wie der andere, wenn er seine Meinung gesagt hat; das stolze Ohr wird durch einerley Cadenzen gequält: es empfindet es, die Inversionen in der Sprache sind eben so nöthig, als das Unebenmaß in der Mahlerey, und in der Musik der Mißlaut." —

Der Mangel an Inversionen würde also im Perioden-Bau eine unangenehme Monotonie hervorbringen. Dieß wäre indeß noch ein Nachtheil von geringerer Art; „aber der Schriftsteller," fährt Herder fort, „der für's Auge, für die Einbildungskraft schreibt, der durch die Einbildungskraft Aufmerksamkeit, Empfindung, ja öfters Leidenschaft erregen will — der braucht sie noch nothwendiger. Er mahlet der Einbildungskraft ein Gemählde hin, wo jedes Wort von seinem Orte Schönheit erhält — und die Ordnung der Phantasie ist doch gewiß nicht die Ordnung der kalten Vernunft." —

Die verschiedenen Wirkungen der Inversion bestimmt Herder also:

„Diese Inversion ist, um die Aufmerksamkeit zu erregen, jene, um sie zu erhalten; diese überraschet, jene bewegt die ganze Seele; diese gehört zum Hinterhalt, um unversehens hervorzubrechen; jene gehören zur Schlachtordnung, daß jedes Wort an seinem Orte trifft, und in seinem Lichte erscheint. Hierdurch bekommt die Prose Munterkeit, die Poesie Feuer." —

In Hinsicht der deutschen Sprache fügt Herder insbesondere folgende Schlußbemerkung bey:

„So wenig unser Deutsch an Inversionen leidet, so wenig sind noch alle in Gang gebracht, die in den Formen desselben liegen. Wenn die Geschichte, der Dialog, die Prose des Umgangs und die Poesie, jedes seine eigensinnigsten Wendungen nutzen und ganz zwanglos brauchen wird: wie Manches wird alsdann ans Tageslicht kommen, das jetzt im Schooß der Nacht begraben liegt? Zweytens: so wenig unser Deutsch an Inversionen leidet, so wenig kann es doch mit dem Griechischen und Latein verglichen werden, weil die ganze Natur widerspricht. Und dann: so wenig unser Deutsch an Inversionen leidet, so viele noch in den Formen desselben nach der Grammatik liegen, so manche noch aus den vorigen Zeitaltern zurückgezogen werden können, die unrecht aufgegeben sind: so wird doch nie unsere Sprache kindisch mit Wortversetzungen, wie im Brete, spielen können. Auch in der Gliederfolge und Verkettung unsrer Perioden bemerkt man den Gang eines Deutschen, der freylich nicht wie ein Kind hüpfen, und springen will wie ein Gaukler: sondern dem ein einförmiger, gesetzter und männlicher Gang eigen ist." —

Beyspiele von Inversionen aller Art liefert uns Shakespeare in den Reden des Antonius im Trauerspiele Julius Cäsar. Ich hebe einige Stellen zur Übung aus: es wird dem Kopfe von einigem Scharfsinne leicht werden, sie nach den vorhergegangenen Grundsätzen zu analysiren:

„Ich bitt' euch, wenn ihr's feindlich mit mir meint,
Jetzt, da noch eure Purpurhände dampfen *),
Büßt eure Lust." —
„Mir reiche jeder seine blut'ge Hand!" —
„Daß ich dich liebte, Cäsar, o, es ist wahr! —
Wofern dein Geist jetzt niederblickt auf uns,
Wird's dich nicht kränken, bittrer als dein Tod,
Zu seh'n, wie dein Antonius Frieden macht,
Und deiner Feinde blut'ge Hände drückt,
Du Edelster, in deines Leichnams Nähe?
Hätt' ich so manches Aug' als Wunden du,
Und jedes strömte Thränen, wie sie Blut,
Das ziemte besser mir, als einen Bund
Der Freundschaft einzugeh'n mit deinen Feinden!" —
„Ich sehe, Leid steckt an: denn meine Augen,
Da sie des Grames Perlen sah'n in deinen,
Begannen sie zu fließen." —

§. 37.

Wohlklang.

Der Wohlklang ist in doppelter Hinsicht zu betrachten:

1. Als Wohlklang überhaupt, ohne Rücksicht auf besondern Ausdruck;

2. Als Wohlklang insbesondere, das ist, als Einrichtung der Tonfolge, insofern der Sinn dadurch ausgedrückt wird.

§. 38.

Wohlklang überhaupt.

Der Wohlklang überhaupt hängt von zwey Umständen ab:

1. Von der Wahl und Structur der einzelnen Worte;

2. Von ihrer Stellung und Verbindung, und von dem daraus entspringenden Ebenmaß der Sätze. Diese zweyte Art,

*) Vom Blute des ermordeten Cäsar.

da sie eigentlich den Mechanismus im Perioden-Bau betrifft, wird in der Lehre vom oratorischen Numerus ausführlicher behandelt werden.

Übrigens ergibt sich schon aus dieser Erklärung, daß der Wohlklang sich mit dem Nachdruck der Rede nicht immer vollkommen verbinden lasse, sondern daß man bisweilen gezwungen sey, das Eine dem Andern zum Theil aufzuopfern; nur muß in solchen Fällen reife Beurtheilungskraft bestimmen, welche von beyden Eigenschaften die vorherrschende zu seyn habe.

§. 39.

Regeln für den Wohlklang überhaupt.

Der Übelklang entsteht durch Härten in der Aussprache, durch Gleichklänge und Eintönigkeit. Die Vermeidung dieser Fehler bringt den Wohllaut hervor.

Härten entstehen:

a) Durch unnöthige Häufung rauher Consonanten, insbesondere des Buchstaben r.

Z. B.: „Er, der dir Regierung, Reichthum, Strafgerechtigkeit hinterließ." — Oder Göthe's:

„Stille, Liebchen, mein Herz!
„Kracht's gleich, bricht's doch nicht;
„Bricht's gleich, bricht's nicht mit dir." —

Oder: „Stern der dämmernden Nacht!"

So auch Schillers Vers:

Brüder — überm Sternenzelt.

Die wohlklingendsten Wörter sind überhaupt diejenigen, worin Vocalen und Consonanten so zusammengesetzt und vermischt werden, daß weder von den einen noch von den andern zu viele vorkommen oder gar unmittelbar auf einander folgen.

b) Durch zu oft wiederhohlte oder unnöthige Weglassung der Selbstlaute, da unsere Sprache ohnedieß an Consonanten reicher ist, als an Vocalen; z. B. Lieb' statt Liebe; Bau'r,

Feu'r, statt Bauer, Feuer. Hierher gehören auch gewisse Zusammenziehungen, als: in's statt in das, für's statt für das, zum statt zu dem; die ew'gen statt ewigen.

c) Durch gewaltsame Wortverbindungen; z. B. tagtäglich, Allvollkommenheit; Menschenherzenbildner, Kirschenblüthenbaum.

Einförmigkeit und unangenehme Gleichklänge entstehen:

a) Durch Häufung einsylbiger Wörter, so wie überhaupt auch durch zu viele, auf einander folgende Wörter von gleicher Länge; z. B.:

„Ißt sich nicht satt, und läßt sein Weib nicht satt sich essen."
Gellert.

Hieher gehöret auch die Häufung aller zu langen Wörter; z. B.: „Die Copenhagner Gesandten reiseten mit unglaublicher Eilfertigkeit und einem außerordentlichen Gefolge wohl ausgeschmückter vornehmer Standespersonen." —

Diese Stelle könnte man wirklich mit einer großen einförmigen Sandfläche vergleichen. Horaz nennt solche Wörter verba sesquipedalia.

b) Durch Häufung gleicher Buchstaben und gleicher oder doch zu ähnlicher Laute und Endsylben; z. B.: Er hat den Pflug verflucht; eine Einheit; er that es nie, außer äußerst selten; die ersten schönsten Seltenheiten. (Cronegk.)

c) Durch Hiatus (Mundöffnungen). Wir dürfen indeß den Hiatus in der deutschen Sprache, wie Pölitz bemerkt, nicht so ängstlich vermeiden, als ihn die Römer vermieden. Wir können also sagen: da aber; zu uns; bey einander; ja es würde beym Prosaisten sogar gewaltsam scheinen, wenn er die Selbstlauter am Ende der Wörter oft weglassen wollte, wie z. B. Lieb' und Güte; der Erst' und Letzte; statt Liebe und der Erste.

d) Durch Zusammenstellung der nähmlichen Wörter; z. B.: „wenn sie sie nimmt," statt, wenn sie die Rose nimmt.

Oder: „Wenn ich das gedacht hätte, hätte ich es anders gemacht." Man würde den widrigen Gleichklang vermeiden, wenn man z. B. sagte: „Hätte ich das gedacht, so würde ich es anders gemacht haben."

e) Durch den Gebrauch der nähmlichen Partikel in zweyfacher Bedeutung; z. B.: „Als ich ihn als Gesandten sah," statt, da ich ihn ꝛc.

f) Durch sich zu nahe kommende Reimwörter, welche entweder weiter von einander entfernt oder durch Wörter von unähnlichem Klang ersetzt werden müssen; z. B.: „Seine Lieder tönten von dem Hügel wieder;" man dürfte hier nur statt Lieder Lied in der einfachen Zahl, oder statt wieder zurück setzen, so wäre der Übelklang des unschicklichen Reimes gehoben.

g) Durch wiederhohlte Ähnlichkeit der Constructionen und Formen; z. B.: „Der Mensch erhebt sich, und entzündet sich steigend, und die Asche seines Gefieders fällt zurück, und die enthüllte Seele kommt allein, ohne Erde und rein, wie ein Ton, in der Höhe an. (Jean Paul.)

Die Monotonie in der Verbindung der Sätze durch das Wörtchen und macht diese Stelle, deren Sinn so schön ist, höchst übelklingend. Das Unangenehme wird aber hier noch vermehrt durch die gleiche Anzahl der Wörter in den zwey ersten Sätzen, durch die am Schlusse gehäuften einsylbigen Wörter, und durch die Reime allein und rein.

h) Durch Einmischung von ganzen und halben Versen in die Prosa, ja selbst durch die Nähe zu vieler Wörter von gleichen Sylbenfüßen. Was hiervon in der Poesie Wohllaut bewirkt, macht in der Prosa Monotonie und Übelklang. Hieher kann man vorzüglich die sogenannte jambische Prosa rechnen, jene Zwittergattung von Rhythmus und schläfriger Eintönigkeit, welche ein akustisches Irrlicht zu nennen wäre. Wer manches in dieser jambischen Prosa geschriebene Theaterstück gelesen oder gesehen hat, wird meine Behauptung wahr und treffend finden.

Die Prosa hat allerdings ihre Tonmessung und ihren Wohl-

klang, aber sie muß sich hierin von jenem der Poesie auffallend unterscheiden *). Darum bemerkte schon Aristoteles, die Prosa müsse ihre Bewegungen nach leicht zu fassenden Rhythmen abmessen und sich alles poetischen Sylbenfalles enthalten. Die meisten Lehrer, sagt er, verweisen die Verse aus der Prosa gänzlich; und dieses Verboth stützt sich auf einen Grundsatz, welcher nie aus den Augen gesetzt werden darf: daß nähmlich die Kunst sich verborgen halten muß, und daß ein Schriftsteller, der rühren oder überreden muß, dieses nicht ungeschickter Weise soll merken lassen.

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich, daß Wörter, welche aus fließenden Lauten bestehen, die gute Stellung derselben, dann aber Ebenmaß und richtiges Verhältniß der Sätze, mit Mannigfaltigkeit und schönem Schlußfall verbunden, den Wohlklang der Rede bilden.

Es haben aber mehrere ausländische, ja selbst einheimische Schriftsteller unserer deutschen Sprache die Fähigkeit des Wohlklanges ganz absprechen wollen. Man hat insbesondere die Rauhigkeit der deutschen Cosonanten und Aspiranten bitter getadelt **). Man lese aber, wie einer unserer größten Schriftsteller unsere Muttersprache hierüber nicht nur vertheidiget, sondern in jener als Fehler gerügte Eigenheiten sogar wesentliche Vorzüge entdeckt. Es ist Herder, als Philosoph, Historiker, Dichter und Kunstrichter gleich groß. Er zeigt in der folgenden Stelle nicht nur das Vortheilhafte unserer Consonanten und Aspirationen, sondern ergießt sich auch zugleich in gegründete Lobsprüche über die Fülle von Stufenklängen unserer Vocalen und Diphthongen. Ich gebe das Wesentliche dieser Stelle in einem Auszuge ***):

*) Der oratorische Numerus wird in der Lehre vom Perioden-Bau umständlicher behandelt.

**) Es läßt sich nicht läugnen, daß die altdeutsche Sprache durch Vermeidung der Aspirationen manchmahl weicher wird als die heutige; z. B. ih libenota dih, ich liebte dich.

***) S. Herders sämmtl. W. z. sch. L. u. K. 1. Thl.

„Unsere Sprache habe wegen der überhäuften Consonanten etwas Barbarisches an sich — so reden unsere weichen Nachbarn, und dünken sich mit ihrer schlüpfenden Mundart groß, die wegen der öftern Elisionen, wegen der vielen unnützen Wörter, die halb verschluckt werden, wegen der überall gleitenden Fortschiebung der Töne — keinen gewissen Tritt hat. Laß es seyn, daß man es unserer Mundart anhöre, sie sey unter einem nordischen Himmel gebildet; laß es seyn, daß unsere härtlichen Sprachwerkzeuge auf ihre langsame Art Sylben hervorarbeiten, die andern Völkern nicht so geläufig sind: ist dieß uns zum Nachtheile? Eben dieß gibt unserer Sprache einen abgemessenen sicheren Ton, einen vollen Klang, den vernehmlichen festen Schritt, der nie über und über stürzt, sondern mit Anstand schreitet, wie ein Deutscher. Ein horchendes Ohr wird uns auch in der Sprache an dem Rauschen unserer Füße, und an dem unübereilten Tact unserer Tritte erkennen und hören: wer wir sind."

„Nun sind wir freylich keine Griechen, deren Sprache, Sang und Klang, wie ein Saitenspiel in dem reinen Äther des hohen Olymps tönt; gegen sie mag die unsere, wie eine Flöte unter einem dickern und niederern Himmel, dumpfer tönen. Nur wollen wir auch keine Griechen seyn, und die um uns wohnen, sind, gegen jene gestellt, dem Lande ihrer Antipoden näher, als wir. Dünkt mich recht, so stehen wir gegen unsere Nachbarn in einer glücklichen abgewogenen Mitte, so daß wir nicht, wie die sarmatischen Völker, die Worte herausröcheln; noch wie die See-Nationen im heisern Tone dämmern; noch wie unsere sybaritischen Nachbarn die Worte mehr hervorglitschen; noch wie die Britten, mit verschlucktem Tone und oft ohne Lippen reden. Unsere Sprache ist stark und zurückprallend; nicht aber rauh und unaussprechlich; tapfer, wie das Volk, das sie spricht, und nur Weichlingen furchtbar und schrecklich: nicht unwirthbar gegen Fremde; aber Landstreichern oder zu entlegenen Nationen unfreundlich anzuschauen." —

„Damit sich unsere Laute nicht unter die gehäuften Con-

sonanten verlören, haben wir mehr Doppellauter und stärkere Vocale, — zwar wieder nicht mehr als die Griechen, aber gewiß mehr als unsere Nebensprachen." —

„Wir zählen nur fünf Selbstlauter; allein zwischen ihnen sind nach der allmählig veränderten Bewegung der Redewerkzeuge noch so viel Laute einzuschieben, daß es gleichsam eine ganze Reihe von Vocalen gibt, wo einer mit dem andern zusammenfließt, und sich in denselben zu verlieren scheint. Unsere Sprache hat diese zusammenhängende Reihe ziemlich vollständig: sie spricht ihre Selbstlauter mit so verschiedener Höhe und Tiefe, Länge und Kürze aus, daß ihr dem Klange nach (ich rede nicht vom Schreiben) wenig Mittelglieder zwischen diesen Hauptvocalen fehlen werden, selbst bis auf das y der Griechen und einige Nasenlaute der Franzosen. Diese Mannigfaltigkeit von einfachen Tönen, für die wir lange nicht Zeichen genug haben, gibt der lebenden Aussprache so viel Polytonie, so viel Abwechslung des Klanges, daß das stolze und eigensinnige Ohr weit seltener den Vocal wieder kommen höret, als das Auge, das schon übersehender ist, ihn nach unserer mangelhaften Ortographie wiederkommen sieht. So werden die ungeheuern Verbindungen unserer Consonanten auch durch diese feinen Auf- und Abstufungen der Vocale, die das Gehör so bald bemerket, gemildert: und da der Vocal die ganze Sylbe beleben muß, so bekommt durch diese Menge von Zwischenlautern die Rede mehr Abwechslung, die der barbarischen Monotonie begegnet."

„Ich würde noch weiter gehen, und bemerken, daß unsere Sprache eben den Vocalen die meisten Modificationen gebe, die wir zur Milderung der rauhen Töne, zur Linderung starker Consonanten, zur Biegsamkeit der Rede am nöthigsten haben: nähmlich bey E und J, die wir so oft und verschieden aussprechen, daß sie statt vieler gerechnet werden können. Statt so vieler, daß unsere mit Zeichen sparsame Schreibart nicht weiß, sie hinzustellen, und sie bald zu Doppellautern macht, die keine Doppellauter sind (ä, ee und ie) bald neue Buchstaben dazu nimmt, die den Mangel ersetzen sollen, wie

eh, ih, und doch überläßt sie der lebenden Aussprache noch immer zu viel."

„Wir haben mehr Hauche in unserer Sprache, und die Aspiration gehört so sehr zum Lieblichen der Rede, als der Seufzer zu den zärtlichen Worten des Liebhabers; sie ist, wie ein West, der einen Tag kühlet, hier den Blumen schmeichelt, dort düftende Blüthen verweht, dort angenehm durch die Saaten rauscht, und hier den Liebling zum Kuß anglühet: lauter Wörter, die sich selbst sanft forthauchen. Und so gehet in unserer Sprache die lieblichen, zärtlichen, angenehmen Wörter durch: sie empfehlen sich alle durch ein sanftes H oder Ch, das uns die rauhern Völker so übel nachsprechen können, die das H, wie z. B. die Russen, in ein scharfes G, das weiche Ch, in ein rauhes Ch ausstoßen müssen."

„Das H ist überhaupt die Gränze zwischen Laut und Mitlauter; es gibt, nach Gellius Bemerkung, dem Worte Haltung, und dem Schalle Munterkeit: es nimmt dem Vocal etwas vom Laute, und gibt dem Mitlauter etwas dazu: es verhindert die gar zu große Öffnung des Mundes bey den Vocalen, und die Zerrung bey den Consonanten."

„Die Römer, die ihre Sprache so griechisch als möglich machen wollten, nahmen daher auch aus ihr die Hauche auf, um ihre alte Mundart zu mildern. Quintilian führt an, seine Alten haben aedus, ircus (statt haedus, hircus) gesprochen: aus dem Griechischen aber habe man das H dazu genommen *)."

*) Die Alten, sagt Herder in einer Anmerkung, hatten sich so in das H verliebt, daß sie es gerne sprachen, selbst wo sie es nicht schreiben durften, und auch nicht schrieben. Uns Neuern ist so wenig an diesem musikalischen Buchstaben gelegen, daß wir ihn im Schreiben so gern wegwerfen, da wo wir ihn doch nothwendig, und insonderheit bey einsylbigen Wörtern sehr unterscheidend sprechen müssen. Die Ortographie des Deuso und vieler Andern ist mir also unausstehlich, die be-

„Die nördlichen Völker verschlingen die Aspiration der Kehle durch den starken Gebrauch der Zunge, der Lippen und des Gaumens, und da sie die lateinischen Länder überschwemmten, fanden sie das H unaussprechlich. Es verlor sich also aus der italienischen und meistens auch aus der französischen Sprache, in welcher das Wort Hauch selbst nach allen Elementen ein Fremdling ist. Unserer deutschen Sprache, als einer Original-Mundart, blieb es, und mildert also recht sehr ihre Barbarey der Consonanten.

§. 40.

Wohlklang insbesondere.

Der besondere oder charakteristische Wohlklang bezieht sich auf den Ausdruck äußerer oder innerer Gegenstände; der äußere Wohlklang findet daher Statt, wenn man durch die gewählten Wörter andere Töne oder physische Bewegungen nachahmt; der innere besteht in dem — durch Sprache charakterisirenden Ausdruck der Empfindungen und Leidenschaften. In beyden Fällen wird der zu bezeichnende Gegenstand durch den künstlichen Schall und Gang der für die Bezeichnung gewählten Wortfolge versinnlichet dargestellt. Folgende Beyspiele zeigen dieses deutlicher:

a) Nachahmung anderer Töne durch die Laut-Ähnlichkeit der Wörter; z. B. knarren, brüllen, lecken, zischen, summen, brummen, prasseln, klingeln, heulen; Lichtenberg sagt von Wörtern dieser Art, sie seyen nicht bloße Zeichen, sondern eine Art von Bilderschrift für das Ohr *).

So sagt Virgil vom Gezische der Schlange, welches er durch die häufig angebrachten Buchstaben i und s wählt:

Sibila lambebant linguis vibrantibus ora.

wonen, Lon, Son schreiben; bald wird man also auch geen (statt gehen) aben statt haben, und An statt Hahn schreiben.

*) Witz. und laun. Schriften. 3. B.

Tasso ahmt den Schall der hölliſchen Trompete nach:

Chiama gli abitator' dell' ombre eterne
Il rauco suon della Tartarea tromba,
Treman le spaziose atre caverne,
E l' aer cieco a quel romor rimbomba.
Nè sì stridendo mai dalle superne
Regioni del cielo il folgor piomba;
Nè sì scossa giammai trema la terra,
Quando i vapori in sen gravida serra.

* * *

Gries hat den nachahmenden Klang in ſeiner Überſetzung glücklich ausgedrückt:

„Der hölliſchen Trommete wildes Schmettern
Erfüllt mit rauhem Lärm die düſt're Gruft;
Sie ruft der ew'gen Nacht furchtbaren Göttern,
Und ihr erbebt des Orkus grauſe Kluft.
So krachte nie der Blitz in ſchwarzen Wettern,
Der wild herabfährt aus der höchſten Luft;
So ſchrecklich ward die Erde nie erſchüttert,
Wenn dunſterfüllt ihr ſchwang'rer Schooß erzittert."

* * *

b) Nachahmung phyſiſcher Bewegung:
Die Eile eines Pferdes:

Quadrupedante putrem sonitu ferit ungula campum.
Virg.

* * *

Die Schwerfälligkeit der Cyklopen, welche Jupiter Donnerkeule ſchmieden:

Illi inter sese magna vi brachia tollunt.
Virg.

* * *

Die ſchwebende geflügelte Bewegung des Tanzes:

„Mit heran in den Tanz,
Wer den jugendlichen Kranz
Ungefälſcht auf der Scheitel bewahret!

Mit heran! wir versteh'n,
In dem Reigen uns zu dreh'n;
Wie er mischt, wie er trennt, wie er paaret!" —

* * *

O wie schön! o wie jung!
Zu der Wendung und dem Sprung
Wie gewandt und wie leicht sind wie Alle!

Voß.

Hörbar wird, durch Schall und Bewegung nachahmende Wörter, das Gewitter in den zwey folgenden Schilderungen von Kosegarten und Lavater, wogegen liebliche sanfte Wörter die Stille der Natur und die Ruhe der Nacht nach dem Sturme mahlen.

Lavater.

Aber nun zücken schon schärfer die Blitze — die lauteren Donner
Eilen schon schneller, sind schon an die Fersen der Blitze geheftet. —
Dunkler und zorniger sinkt der immer tiefer zur Erde
Niederhangende Himmel. Die Blitze sind glühender. Zweymahl
Schneidet die weiße Gluth, die rothe Gluth von dem Blitze
Jeden Odemzug ein in's schnell sich verschließende Aug'. Noch
Schwebt der wieder verlöschte, der schneidende Blitz vor dem starren
Stumpfgeschlagenen Aug' — und der himmelzerreißende Donner,
Dessen betäubender Schlag die dunkeln Wolkengebirge
Durch die strömenden Regen herabzuschmettern gedroht hat,
Wiederkehrt von den Enden des Himmels, und wird nun von neuen
Fernher wandelnden Donnern, wie Woge von Woge, verdrängt, und
Wieder verschlungen der letzte der Schläge von schlagenden Schlägen — —
Doch nun — — säumen die Blitze — die Donner verweilen — den sanfter'n
Blitzen zu folgen — die Schläge werden nur dumpferes Murmeln.

Ehrfurcht wird das Beben — die Ehrfurcht Stille — dann Ruhe —
Freude die stillere Ruhe — dann mit dem feuchten Geruche
Schauert belebende Kraft von der Erd' in die offneren Sinne.
Mit dem stärkenden Hauch gemähter Wiesen ergießt sich
Stillerquickender Muth in die heimlich zitternden Kniee;
Und nun hellt der Himmel sich wieder; die leiseren Blitze
Und die ferneren Donner sind stillbegeisternder Nachhall. —

Rosegarten.

Doch schwühler wird die Luft. Die Creaturen ächzen.
Die matte Schöpfung stöhnt. Die welken Fluren lechzen.
Allvater winkt, und schnell klimmt schwarze Wetternacht
Herauf aus Süd und West. Des Sturmes Kraft erwacht.
Es blitzt. Der Donner rollt. Die Bodenfeste zittert.
Das wilde Weltmeer tobt. Der Eichwald dampft und splittert. —

* * *

— — — Sie kommt, ersehnt dem Müden,
Die süße, süße Nacht, und träufelt Trost und Frieden
In jede wunde Brust, und schließt zu sanfter Ruh'
Und holder Träumerey die nassen Wimper zu.

c) Nachahmender Ausdruck der Empfindungen und Leidenschaften. So spricht z. B. der Erzürnte rasch, kurz und abgebrochen. Der Styl der Liebenden ist weitläufig und voll Wiederhohlungen; der Conversations-Ton munter, gefällig und leicht. Mit sehr mahlerischen Worten drückt Terenz Überdruß und lange Weile aus: „Taedet me quotidianarum harum formarum."

Den Wohllaut selbst kann man nicht wohltönender ausdrücken als in dem folgenden Gedichte von Voß. Ich gebe es ganz, weil es zugleich den sichersten und vollsten Beweis liefert, wie sehr die deutsche Sprache des Wohlklangs fähig sey.

Der Wohllaut.

Perlenhell von Thaugefunkel
Stand dein ganzer May, o Flora,
Hell wie Purpur sank Aurora
Sanft in Dunkel
Zum Ocean.

Luna's Scheib' in klarer Ründung
Wallt' aus Silberduft zum Äther;
Und wir schauten, voll erhöhter
Vorempfindung,
Die stille Bahn.

* * *

Leis' aus lichter Wolke hallen
Hörten wir's; als säng' Amphion,
Wie, wann lächelt Zeus Kronion,
Lenze wallen
Auf Thal und Höh'n.

Ihr Romaner, ihr Achaier,
Ihr im Glanze sangt harmonisch;
Mäonidisch und maronisch
Klang die Leyer
Im linden Weh'n:

* * *

„Heil! die alte Nacht veraltet
(Rief's herab) in deutscher Wildniß!
„Bald erblüht noch Hellas Bildniß
„Umgestaltet,
„Die Barbarflur!

„Träger Unzier Herrschaft endigt
„Durch Apollon und Lyäos;
„Ferne schon am Nord-Rhipäos
„Wird gebändigt
„Bär und Ur!

* * *

„Für Gesetz und Ordnung fügsam,
„Strebt der franke Geist nach Wahrheit;
„Und die Red' in holder Klarheit
„Hallet biegsam
„Apollons Hall.

„Bald vereint sich Kraft und Schöne,
„Bald mit Wohllaut Wohlbewegung;
„Jedem Schwung und jeder Regung
„Folgt der Töne
„Gemeßner Fall.

* * *

„Bald durch Deutschland tönt gewaltig
„Deine Melodie, Homeros!
„Bald nicht sparsam blüht ein Heros,
„Mannigfaltig
„An Red' und That.

„Deutschem Ton horcht endlich gerne
„Wälsch' und Frank, Verächter weiland!
„Auch das stolze Britten-Eiland
„Horch' und lerne
„Hellenenpfad!

* * *

„Wie des Wohlklangs Kind Jona
„Kraft und Anmuth einst getönet:
„Also sing' itzt unverhöhnet,
„O Teutona,
„Dem Helikon!"

Lehr', Apollon, lehr' uns Lieder;
Deines Wohlklangs ward uns wenig!
Flehten wir; und siebentönig
Schwebte nieder
Ein Barbiton.

Seine Absicht bey diesem Gedichte erklärt Voß selbst in einer Anmerkung. „In dieser Ode," sagt er, „wagte ich einen Versuch, ob unsere Sprache in Metastasio's Versart zugleich

seine schmeichelnde Vieltönigkeit erreichen könnte. Der Wohllaut fordert, daß schöne und mannigfaltige Vocale mit hinlänglichen, nicht übertäubenden Consonanten, ohne Anhäufung einer Art, am wenigsten der hauchenden und der zischenden, sowohl in gehobenen als gesenkten Sylben aushallen. Sorglos behandelt, wird die Sprache der zu lange barbarischen Deutschen leicht eintönig durch wiederkehrende e, i, ü, und durch gleichförmige Endungen mit e, von welchen die Endung en am zudringlichsten ist; noch leichter wird sie auch durch zu viele und hart anstoßende Consonanten. Aber selbst der Grieche und der Römer vermied Anhäufung von Gebrumm und Gezirp und widerlichen Mitlautern, auch begegnende Härten, wie φωρμιγξ ψαλλεται, Stirps stringitur; selbst der melodische, fast weibliche Italiener muß, wo es Wohlklang gilt, einem beträchtlichen Theil seiner Sprache ausweichen. Wenn also ein Deutscher Mißtöne, wie: „jetzt sprach; wälzt Ströme; ich mich richtig;" herauszuwürgen sich erlaubt, so hat er, wie groß auch seine übrigen Verdienste seyn mögen, das Recht verloren, sich über seine Sprache zu beschweren, oder ihre Gebrechen zu beschönigen." —

Ich füge hier im Auszuge einige Anmerkungen zu dem vorstehenden Gedichte bey, welche Voß zur bessern Verständlichkeit desselben für nöthig hielt.

Zur ersten Strophe:

Flora, eine italische Göttinn alles Blühenden.

Aurora, die griechische Eos, bringt mit der Morgenröthe das Tageslicht, und nachdem sie den Sonnengott Helios durch den Himmel begleitet hat, beschließt sie den Tag mit der Abendröthe.

Der Ocean ward als ein Strom, oder als ein strömendes Meer, um die vom Himmelsgewölbe bedeckte Erdscheibe, gedacht; aus ihm stiegen Eos und Helios im Osten empor, und senkten sich im Westen in ein Fahrzeug, welches sie um den nördlichen Rand zum Aufgange zurücktrug.

Zur zweyten Strophe:

Amphion, ein thebischer Hirtensänger, dessen Gesang Stei-

ne rührte. Zeus, des Kronos Sohn, Herrscher der Luft. Romaner, die edlere Form, für Römer. Achaier, die homerischen Griechen. Mäonidisch, homerisch. Maronisch, virgilisch.

Zur dritten Strophe:

Hellas, Griechenland. Barbarflur, das Land der ungebildeten Nation. Lyäos, ein Beynahme des Bacchus, so viel als Löser, Sorgenlöser. Rhipäos, eine Bergkette der fabelhaften Geographie. Ure oder Auerochsen fand man in den hercynischen Bergwäldern.

Zur vierten Strophe:

Frank, frey, freymüthig. Wohlbewegung nennt Voß das, was die Griechen Eurythmie nannten, nähmlich das schöne Verhältniß abgezählter Längen und Kürzen, zum Unterschiede von Wohllaut, welcher nur gefällige Mischung der Vocale und Consonanten verlangt. Beyde vereint und (so weit es möglich ist) des Gedankens heftigerem Schwunge oder dessen sanfterer Regung angeschmiegt, geben lebendigen Ausdruck, durch harmonischer Töne wohl zugemessenen Fall. Hier nicht zu viel noch zu wenig thun, lernt im Innersten der Kunst nur der Liebling der Natur. Der Vers einer petrarkischen Ode von einem nicht ungelobten Dichter:

„Deren | Augen | Heiden | machen | blühen:"

verletzt die Wohlbewegung durch den einförmigen Gang der Trochäen, den Wohllaut durch der Endsylbe en mißtönige Wiederhohlung. Bessern Klang hätte der Vers:

„Deren Auge Wildniß machet blühen;"

Aber zugleich bessere Bewegung in wohlgeordneten Füßen gewährt dieser:

„Deren Aug' | Einöden macht | erblühen."

Denn das Ohr zählt erst einen Kreticus (— ∪ —), dann einen Spondäus und Jambus (— — ∪ —), und zuletzt einen Amphibrach (∪ — ∪).

Zur fünften Strophe:

Heros, ein Vorzüglicher, ein Göttlicher.

Zur sechsten Strophe:

Jona, die Göttinn der ionischen Sprache, die zuerst unter den griechischen Mundarten sich ausbildete. Teutona, die deutsche Sprachgöttinn. Barbiton, ein vollkommenes Saitenspiel des lyrischen Zeitalters.

Einen praktisch-theoretischen Beweis von dem Wohllaut und der Wohlbewegung, deren unsere deutsche Sprache im höchsten Grade fähig ist, gab uns Klopstock durch das lyrische Meisterstück

Die Lehrstunde *).

Der Lenz ist, Aidi, gekommen;
Die Luft ist hell, der Himmel blau, die Blume duftet,
Mit lieblichem Wehen athmen die Weste,
Die Zeit des Gesangs ist, Aidi, gekommen.

* * *

„Ich **) mag nicht singen, die Zeisige haben
Das Ohr mir taub gezwitschert;
Viel lieber mag ich am Aste mich schwenken,
Und unten in dem krystallenen Bache mich sehen ***).

* * *

Nicht singen ****)? denkest du, daß deine Mutter
Nicht auch zürnen könne?
Lernen mußt du, der Lenz ist da!
Viel sind der Zaubereyen der Kunst,
Und wenig Tage des Lenzes.

Weg von dem schwankenden Aste,
Und höre, was einst vom Zauber der Kunst mir sang
Die Königinn der Nachtigallen, Orphea;

*) Eine alte Nachtigall unterrichtet die jüngere in den Kunstregeln der Gesänge und des Ausdrucks. In der ersten Strophe spricht die Lehrerinn.

**) Die jüngere Lehrlinginn nimmt das Wort.

***) Sie will Kunstgenuß, aber nicht Kunstmühe.

****) Die Mutter tadelt die Trägheit der jungen Künstlerinn.

Hör', ich beb' es zu singen,
Aber hör', und sing es mir nach!
Also sang Orphea*):

Flöten mußt du, bald mit einem stärkeren Laute,
Bald mit leiserem, bis sich verlieren die Töne;
Schmettern dann, daß es die Wipfel des Waldes durchrauscht!
Flöten, flöten, bis sich bey den Rosenknospen
Verlieren die Töne.

* * *

„Ach, ich sing' es nicht nach, wie kann ich **)!
Zürne nicht, Mutter, ich sing' es nicht nach.
Aber sang sie nichts mehr,
Die Königinn der Nachtigallen?
Nichts von dem, was die Wange bleich macht,
Glühen die Wang', und rinnen und strömen die Thräne macht?"

* * *

Noch mehr! noch mehr***)!
Ach daß du dieses mich fragtest,
Wie freut mich das, Aïdi!
Sie sang, sie sang auch Herzensgesang!

Nun will ich das jüngste Bäumchen dir suchen,
Den Sproß dir biegen helfen,
Daß du dich näher sehen könntest im Silberbach ****).
Auch dieses ließ erschallen
Die Liederköniginn Orphea †):

*) Hier folgen die Lehren der Kunst in Ausdruck und Darstellung. Man bemerke das musikalische crescendo und decrescendo: flöten, schmettern, dann wieder flöten. Welche hinreißende Mannigfaltigkeit an Reichthum der Melodie und Harmonie!

**) Die Lehrlinginn verzweifelt an der Möglichkeit, Vollkommenheit der Kunstform zu erreichen. Sie liebt mehr den Gesang, welcher fesselos dem empfindungsvollen Herzen entströmt.

***) Die Mutter spricht das Lob des Herzensgesanges, in dem sie die Weihe der Natur zur Kunst erkennet und preiset.

****) Daß dein Gemüth, dein inneres Wesen und deine eigenthümlichste Gestalt dir klärer werde.

†) Das episch lyrische Gemählde der letzten Strophe zeigt die ganze Macht des Herzensgesangs über den Menschen in einer empfindungsvollen Situation, wenn Kunst und Natur in dem Sänger Eins geworden sind.

Der Jüngling stand und flocht den Kranz,
Und ließ ihn weinend sinken!
Das Mädchen stand, vermocht' es über sich
Mit trock'nem Blick den Jüngling anzusehen.
Da sang die Nachtigall ihr höheres,
Ihr seelenerschütterndes Lied.
Da flog das Mädchen zu dem Jüngling hin!
Der Jüngling zu dem Mädchen hin!
Da weinten sie der Liebe Wonne! —

* * *

Zum Schlusse der Lehre vom Wohlklang bemerke ich noch, daß von der zweyten Art desselben nur der Dichter den vollen Gebrauch machen soll. Der Redner darf sich desselben als Verschönerungsmittel nur dann bedienen, wenn es ohne auffallende Affectation geschehen kann, und die Kunst dabey nicht zu sehr hervorleuchtet.

§. 41.

Die Macht des Ausdrucks.

So viel von Eigenschaften der Wörter und Sätze, der Sprache und ihres Ausdrucks überhaupt. Alle diese Eigenschaften dürfen schon in der gemeinen Rede nicht fehlen; in der kunstmäßigen aber müssen sie in einem höhern Grade vorhanden seyn, welches die ästhetische Kraft ausmacht, welche uns stets mächtig ergreift, wie alles Vollkommene überhaupt. Die Macht der Beredsamkeit wird durch den Ausdruck so groß, daß, wie Hugo Blair bemerkt, selbst in dem Fall, da wir einen Gegenstand mit eigenen Augen gesehen und die deutlichste Vorstellung davon haben, uns dennoch eine richtige und schöne Schilderung desselben, sie sey poetisch oder redneriſch, sehr angenehm ist. „Ohne Vollkommenheit des Ausdrucks," sagt dieser Kunstrichter, „wird keine Rede, sie sey noch so gut erfunden und angeordnet, noch so voll schöner Gedanken, die gehörige Wirkung thun." Wie stark diese aber durch Ausdruck und Darstellung wer-

den könne, dieß zeigt Moriz am deutlichsten durch die folgende psychologisch-philologische Zergliederung eines herrlichen Naturgemähldes aus Göthe's Werther; ich rücke hier den größten Theil desselben ein, weil es als die beste praktische Schule aller bisherigen Theorie gelten kann.

§. 42.

Über ein Gemählde von Göthe *).

Der Begriff von der Macht des Ausdrucks ist wohl nirgends erhabener ausgesprochen, und dieser Ausspruch zu gleicher Zeit durch die herrlichste Probe erwiesen worden, als in dem folgenden poetischen Gemählde von Göthe, das in der beschreibenden Gattung immer ein unerreichbares Muster bleiben wird**).

Die Vorbereitung zu diesem Gemählde macht das unverhaltene, geradezu bezeichnete Selbstgefühl des Mahlers:

»Ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht einen Strich, und ich bin nie ein größerer Mahler gewesen, als in diesen Augenblicken."

Hier ist die höchste Naivität und Einfalt des Ausdrucks, der auf einmahl alles sagt, was in der Seele des Dichters schlummerte, welcher, ehe er noch sein Gemählde zu entwerfen anhebt, es schon in seiner ganzen Kraft und Fülle in seinem Busen fühlt, und dieß Gefühl zuerst ausspricht, dem er nun den Beweis unmittelbar hinzufügt, indem er sich den wunderbaren Eindruck, welchen die umgebende Natur auf ihn macht, zu entwickeln, und seine innigsten Empfindungen durch den harmoni-

*) Dieser treffliche Aufsatz erschien zuerst in der deutschen Monathschrift vom Jahr 1792.

**) Wenn gleich dieses Gemählde aus einem poetischen Gemüthe hervorging, so gehört es doch durch seine äußere Form in das Gebieth der Prose, deren Darstellungsart wir in diesem Werke vortragen.

schen Sylbenfall und den bedeutendsten Klang der Worte sich selber und dem Leser vernehmbar zu machen sucht.

„Wenn das liebe Thal um mich dampft, und die hohe „Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finsterniß „meines Waldes ruht, und nur einzelne Strahlen sich in das „innere Heiligthum stehlen, und ich dann im hohen Grase am „fallenden Bache liege, und nahe an der Erde tausend Gräs„chen mir merkwürdig werden; wenn ich das Wimmeln der „kleinen Welt zwischen Halmen, die unzähligen Gestalten der „Würmchen, der Mückchen, näher an meinem Herzen fühle, und „fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach seinem Bilde „schuf, das Wehen des Alliebenden, der uns, in ewiger Wonne „schwebend, trägt und erhält; mein Freund! wenn's dann um „meine Augen dämmert, und die Welt um mich her, und der „Himmel ganz in meiner Seele ruht, wie die Gestalt einer „Geliebten: dann sehn' ich mich oft und denke: ach, könntest „du dem Papier das einhauchen, was so voll, so warm in mei„ner Seele lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele, so „wie deine Seele der Spiegel ist des lebendigen Gottes." —

Was nun diesem, so wie andern Naturgemählden dieses Dichters einen so hohen Reiz gibt, scheint vorzüglich die Kunst oder Wahl zu seyn, womit die einzelnen Züge gestellt und geordnet sind, daß sie sich wie von selber zu einem vollendeten Ganzen bilden.

Zuerst wird mit wenigen Zügen ein Umriß um das Bild entworfen, dann senkt sich die Darstellung von ihrer Höhe immer tiefer bis zu dem kleinsten Gesichtskreise des Auges, zu dem Grashalm am Boden nieder; je tiefer sich die Darstellung niedersenkt, je mehr das Bild sich im Kleinen ausmahlt, desto inniger und lebhafter wird die Empfindung, die dann gleichsam aus ihrem Mittelpuncte sich wieder erhebt, und die Darstellung wieder steigen läßt, so wie sie vorher sich niedersenkte, bis zuletzt ein großer Umriß sich wieder um das Ganze zieht, und eine das Ganze fassende Empfindung zuletzt das Bild vollendet.

Umriß *).

„Wenn das liebe Thal um mich dampft, und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finsterniß meines Waldes ruht,"

Niedersenkung.

„und nur einzelne Strahlen sich in das innere Heiligthum stehlen,"

Niedersenkung.

„und im hohen Grase am fallenden Bache liege,"

Niedersenkung.

„und nahe an der Erde tausend Gräschen mir merkwürdig werden,"

Niedersenkung.

„wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen Halmen, die unzähligen Gestalten der Würmchen, Mückchen näher an meinem Herzen fühle,"

Erhebung.

„und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach seinem Bilde schuf,"

Erhebung.

„das Wehen des Alliebenden, der uns, in ewiger Wonne schwebend, trägt und erhält;"

Großer Umriß.

„mein Freund! wenn's dann um meine Augen dämmert, und die Welt um mich her, und der Himmel ganz in meiner Seele ruht, wie die Gestalt einer Geliebten:"

Vollendung.

„dann sehn' ich mich oft und denke: ach, könntest du dem Pa-

*) Moriz zergliedert nun mit vielem Scharfsinn die einzelnen Züge des Gemähldes, um endlich ihre Zusammenstimmung zur Totalwirkung zu zeigen.

pier das einhauchen, was so voll, so warm in deiner Seele lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele ist der Spiegel des lebendigen Gottes."

Das Bild schließt sich, wie es anhob, mit dem unmittelbaren Ausdruck der Empfindung:

Anfang.

„ich bin nie ein größerer Mahler gewesen, als in diesen Augenblicken" — —

Schluß.

„Könntest du dem Papier das einhauchen, was so voll, so warm in deiner Seele lebt!"

„Gerade mit diesem Wunsche und mit jenem Selbstgefühl zusammen genommen, ist hier der Ausdruck der getreueste Spiegel der Seele, welchen vielleicht je eine Feder entworfen hat; und möge dieß Bild einem jeden, der Empfindungen an den Schönheiten der Natur erkünstelt, und Gefühle aussprechen will, die er nicht hat, zur Verzweiflung aufgestellt seyn! Denn das sieht ein jeder wohl ein, daß der Dichter, als er seine Gemählde entwarf, nicht an Umriß, Niedersenkung, Erhebung, oder Vollendung dachte, sondern daß nur durch das Bestreben, treu und wahr seine Empfindungen auszusprechen, jener Umriß, jenes harmonische Steigen und Fallen, und jene reizende Vollendung sich bildete; denn Schönheit und Wahrheit sind unzertrennlich mit einander verknüpft *).

Die höchste Wahrheit des Ausdrucks bildet ihn auch schön, weil sie ihn der Natur nachbildet. Und alles Bestreben nach Schönheit des Ausdrucks wird vergeblich seyn, wenn das Bestreben nach Treue und Wahrheit ihm nicht vorgegangen ist; wenn die Seele nicht sorgsam auf den innern Eindruck gelauscht

*) Möge sich jeder Jüngling bey seinen schriftlichen Versuchen, so wie in seinem moralischen Handeln diese goldene Regel tief einprägen, keine echte Schönheit ist ohne Wahrheit möglich!

hat, durch welchen sie, mit der umgebenden Natur zusammenstimmend, allein das Herz bewegen kann.

Dieß ist jene Sehnsucht, dem Papier unmittelbar einzuhauchen, was in der Seele lebendig dasteht, und unter den Buchstaben nur zu leicht verschwindet.

Das Auge schaut umher und durchwandelt die Gegend — es heftet sich auf den Boden und beschränkt sich auf den Fleck, wo es den Grashalm unterscheidet, — es blickt wieder auf, und spiegelt Himmel und Erde.

Es gibt nichts Erhabneres als die Nebeneinanderstellung dieser Erscheinungen der Natur in ihrem größten und in ihrem kleinsten Umfange. Und die Mahlerey vom Großen in's Kleine, vom Weiten und Fernen in's Nahe und Enge, ist so sehr der Natur gemäß, daß sie durch die Täuschung der perspectivischen Darstellung die Natur selbst zu seyn scheint.

Die Schönheit und Wahrheit im Ausdruck aber muß wohl vorzüglich darin ihren Grund haben, daß einer sich mit einer gewissen Ruhe der Seele den Eindrücken der schönen Natur überläßt, und die Folge derselben durch die Darstellungssucht bey ihm nicht unterbrochen wird.

(Hier folgen allgemeine Bemerkungen über den Darstellungstrieb, welche wir übergehen, weil sie nicht zu unserem gegenwärtigen Zwecke gehören. Wir eilen gleich zum Schluß der Abhandlung, wo Moriz wieder zu dem Gemählde selbst zurückkehrt.)

Sehen wir nun auf das Gemählde selbst zurück, so finden wir, daß der Dichter die Folge in demselben nicht ungestraft hätte verändern dürfen; denn weil es nicht wie ein wirkliches Gemählde auf einmahl dasteht, so beruht hier das meiste auf der Folge, in welcher der Dichter die Eindrücke in der Seele des Lesers entstehen läßt.

Es wäre unmahlerisch gewesen, wenn der erste Umriß weggelassen wäre, und der Dichter gleich angefangen hätte:
„wenn ich im hohen Grase am fallenden Bache liege u. s. w.

Das Bild muß aus der Ferne der Einbildungkraft und Em-

pfindung immer näher kommen, und nicht umgekehrt aus der Nähe sich entfernen.

Erst seine Lage und dann die Eindrücke zu beschreiben, ist lange nicht so darstellend, als erst die Eindrücke und dann die Lage zu schildern, welche durch die Eindrücke und Umgebung erst Interesse erhält.

Derjenige wird die Natur am besten beschreiben, wer sie so empfindet, daß sie mit ihm selber gleichsam ein Ganzes ausmacht, indem er sich in sie versenkt, und mit ihr auf das innigste verwebt fühlt; eine solche innige Anschließung deuten die folgenden schönen Züge an:

„wenn das liebe Thal um mich dampft" —

„an der undurchdringlichen Oberfläche meines Waldes" —

„und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruht, wie die Gestalt einer Geliebten" —

Was für ein reines Organ und was für ein heller ausgebildeter Spiegel der Seele wird zu einer solchen Beschreibung vorausgesetzt! In den Augenblicken, wo eine solche Beschreibung glücken soll, muß das einzelne Selbstbewußtseyn sich gleichsam in dem Mitbewußtseyn des großen Ganzen der Natur verlieren, wovon das denkende und empfindende Organ durchströmt wird.

Von einer solchen Stimmung der Seele, die schon da seyn muß, ehe man noch an die Darstellung denkt, kann eine solche Schilderung nur die Folge seyn.

Wer eine solche Darstellung versucht, ohne daß ein solcher Zustand vorhergegangen ist, der muß eben so unwahr werden, wie einer, der bey ganz gemeinen und gewöhnlichen Schicksalen dennoch einen Roman von seinem Leben erzählen wollte.

Die Wahrheit der Empfindung aber haucht jedem einzelnen Ausdruck Leben ein, und macht, daß Wort und Bild sich immer entgegen kommen:

„Das dampfende Thal"

„die hohe Sonne" —

„die undurchdringliche Oberfläche der Finsterniß des Waldes" —

„die einzelnen Strahlen, die sich in das innere Heiligthum stehlen" —

„der Dichter, im hohen Grase am fallenden Bache liegend"—

Jeder einzelne Zug in dem Gemählde tritt mit lebendigen Farben im frischen Glanze hervor; und die Folge der Worte selber hat eine Art von Zauberkraft, weil der folgende Eindruck den vorhergehenden niemahls stört oder verdrängt, sondern vielmehr mit ihm Eins wird, so daß zuletzt alles in einander steht, und der Eindruck eines Gemähldes wirklich in der Seele hervorgebracht wird." —

Vom Perioden-Bau.

§. 1.

Erklärung der Perioden.

Jeder Satz enthält einen Gedanken, und kann für sich bestehen; bey einer fortdauernden Rede können aber einzelne und abgerissene Sätze in die Länge nicht hinreichen. Es entstehen unter ihnen Verhältnisse, nach den Graden der Wichtigkeit. Haupt- und Nebensätze bilden sich, und erheischen Verbindung zu einem künstlichen Ganzen, dessen Gelungenheit den schönen Ideen-Verein und die Harmonie der Darstellung zur Folge hat.

Der Periode heißt demnach in der Redekunst ein Theil der Rede, welcher aus mehreren Sätzen besteht, die zu einem stylistischen Ganzen so verbunden sind, daß erst mit dem Schlusse desselben, beym gemeinschaftlichen Ruhepunct, der volle Sinn der vereinigten Gedanken sich entfaltet. Ein stylistisches Ganzes ist aber die Rede nur dann, wenn sie nach den Regeln der Grammatik, Logik und Ästhetik gebildet, von innerer Nothwendigkeit der Form, und in allen ihren Theilen harmonisch ist.

Zum Beyspiel kann die folgende Stelle aus Herders Rede über den echten Begriff der schönen Wissenschaften dienen: „So wie der Künstler, wenn er sich, gleich dem Apollo und Antinous, die Töchter der Niobe, und den Laokoon schwerlich zu erreichen getrauet, dennoch mit unverrücktem Fleiß diese Meisterwerke der alten Kunst nachzeichnet, nachformet und studieret, weil er an ihnen die höchsten Regeln der Kunst wahrnimmt: so sollen auch wir die Muster der alten Denkart, und an ih-

nen ihre Einfalt und Würde, ihre bestimmte Genauigkeit und Wahrheit, ihren Wohlklang, ihre schöne Rundung und Harmonie, ihre Kürze mit ihrem Reichthum zum Vorbilde unserer Gedankenweise und unsers Vortrags, insonderheit in frühen Jahren, unablässig studieren." —

Diese Periode besteht aus vielen gröſsern und kleinern Sätzen, deren keiner, so wie er hier steht, für sich völlig bestimmt ist; alle zusammen aber bilden den harmonischen Verein des bedingten Ganzen.

§. 2.

Periodirter Styl.

Der periodirte Styl ist also das Gegentheil von demjenigen, welcher die Gedanken zerschnitten und gliedweise (incisim et membratim) vorträgt.

Jede von diesen beyden Schreibarten hat ihre eigenen Vorzüge. Die periodirte Schreibart ist allerdings harmonischer, und erhält den Geist des Zuhörers oder Lesers bis zum letzten Ruhepunct in ununterbrochener Spannung und Aufmerksamkeit; die zerschnittene hat aber mehr Lebhaftigkeit und Schimmer.

Der Redner macht daher von beyden wechselweisen Gebrauch, je nachdem Stoff und Absicht es erheischen. Um Einförmigkeit zu vermeiden und Mannigfaltigkeit zu erzielen, läßt er einfache und zusammengesetzte Sätze mit einfachen und zusammengesetzten Perioden in seinem Vortrage nach Umständen abwechseln, und wird hier und da überhaupt um so mehr leicht und ganz unperiodisch seyn, als der Periode durch die Aufmerksamkeit und Anstrengung, welche er von dem Zuhörer fordert, in die Länge doch endlich ermüdet.

§. 3.

Einfache und zusammengesetzte Perioden.

Jedem Perioden liegt ein Hauptsatz zum Grunde. Je nachdem dieser einfach oder zusammengesetzt ist, wird auch der Periode ein einfacher oder zusammengesetzter.

Der einfache Periode unterscheidet sich von dem bloßen Satze vorzüglich durch seinen größern Umfang. Es kann daher jeder einfache Satz zu einem Perioden erweitert werden, und zwar entweder durch Beschreibung und umständliche Bezeichnung des Subjects oder Prädicats, oder auch dadurch, daß man den Hauptsatz in mehrere kleinere Sätze auflöset, um den Hauptgedanken von verschiedenen Seiten und in seinen feinsten Zügen darzustellen. So ist es z. B. ein einfacher Satz: „Die Reize des Frühlings erfüllten uns mit einem unvergeßlichen Vergnügen." Zum Perioden erweitert würde er lauten: „Das Grün, welches die Fluren bekleidete und so mannigfaltig wechselte, die junge Saat, welche auf den Äckern hervorsproßte, die in Blüthe eingehüllten Fruchtbäume, das leise Gemurmel des nahen Silberbaches, an welchem die zärtliche Nachtigall lockte, die Milde der Luft, die aus den frischen Kräutern aufsteigenden Düfte, der westliche Himmel, der bey dem Untergang der Sonne von Purpur glühte, kurz, alles was wir sahen und empfanden, erfüllte unsere Herzen mit einem Vergnügen, welches uns eben so unvergeßlich bleiben wird, als es unbeschreiblich war." —

Dem zusammengesetzten Perioden, welcher auch der eigentliche ist, liegt ein zusammengesetzter Hauptsatz zum Grunde. Er besteht nothwendig aus zwey Gliedern, dem Vordersatz und dem Nachsatz (antecedens und consequens), welche beyde durch mehrere Sätze erläutert und erweitert werden können; z. B.:

„Sobald sich der Mensch über den ersten Zustand der Wildheit erhebt, indem er noch kein Gegenstand der politischen Geschichte ist: so gibt es auch ein schöneres Band, ein Band, von der Natur selber gewebt, das Völker an Völker knüpft." — Heeren.

oder:

„Man machte lächerlich, was man hin und wieder gar nicht verstand; und indem man den schönen glänzenden Staub auf dem Flügel des Schmetterlings mit groben Händen angreifen,

ja gar zersägen und zertheilen wollte: so gingen freylich der Schmetterling und sein Flügel verloren, und man besudelte sich nur die Hände." — Herder.

§. 4.

Glieder des Perioden.

Die Sätze des Perioden heißen Glieder. Man benennet daher die Perioden auch nach der Zahl ihrer Glieder. Sind also zwey, drey oder vier Sätze vorhanden, so ist es ein Periode von zwey, drey, vier Gliedern. Ein einziger Satz, er sey auch noch so erweitert, kann auf den Nahmen eines eigentlichen Perioden keinen Anspruch machen; so wie im Gegentheil die Anzahl von mehr als vier Gliedern nicht mehr ein Periode, sondern eine periodirte Stelle genannt wird.

§. 5.

Verbindungsarten der Sätze.

Vordersatz und Nachsatz können auf vielerley Arten erweitert, und eben so mit einander verbunden werden. Daher sind auch die Perioden, und zwar insbesondere die zusammengesetzten, in dieser Hinsicht vielfach.

Die Verbindung einzelner Sätze kann geschehen:

1. Durch bloßes Nebeneinanderstellen; z. B. „Er schätzt ihn, hegt Hochachtung für ihn, zeigt ihm Ehrfurcht bey jeder Gelegenheit."

Diese Verbindungsart ist die schwächste, weil man von einem Satze nicht nothwendig auf die Erwartung des andern geführt wird, und jeder einzelne Satz schon für sich vollkommen verständlich ist.

2. Etwas enger ist die Verbindung, wenn mehrere Sätze ein gemeinschaftliches Haupt- oder Zeitwort haben, welches erst am Schlusse erscheint; denn man kann da bey keinem einzelnen Satze stille stehen, weil sein Sinn nicht vollständig ist, sondern

sich nur errathen läßt; z. B. „Er ist dazu verführt, überlistet, ja sogar durch Drohungen dazu gezwungen worden."

3. Auch durch Umstands- und Beschaffenheitswörter (Adverbia) kann die Verbindung der Sätze geschehen, in welchem Falle gewöhnlich das Zeitwort, welches man sonst wiederhohlen müßte, das zweyte Mahl weggelassen wird. z. B. „Wie schnell fließt nicht unser Leben vorüber, zu schnell für unsere Geschäfte, oft zu schnell selbst für unsere Empfindung." Oder: „Von kaltem Schrecken bleich, bath jeder um sein Leben." Oder: „Zu schwach ein Treffen zu liefern, zog er sich zurück." —

4. Durch Mittelwörter der gegenwärtigen oder vergangenen Zeit. Auch in diesem Fall wird auf ähnliche Art ein Zeitwort oder ein Beziehungswort (pronomen relativum) weggelassen. z. B. „Eine blühende Insel ging hervor, der Tiefe des Meeres entrissen;" statt: welche sich der Tiefe des Meeres entrissen hatte, oder welche der Tiefe des Meeres entrissen wurde. Oder: „Die ersten Blumen der sich verjüngenden Erde zeigen sich, unser Auge erfreuend;" statt: welche sich verjüngt und erfreuen unser Auge.

5. Durch Zahlwörter.

6. Die engste Art der Verbindung geschieht durch die Bindewörter (conjunctiones), deren eigentliche Bestimmung dieses ist. Es gibt aber in dieser Hinsicht so viele Verbindungsarten, als es Arten der Bindewörter gibt. Diese letztern sind entweder

a) vereinigende Bindewörter, welche nicht nur die Sätze, sondern auch den Sinn derselben vereinigen; oder

b) trennende, welche zwar die Sätze vereinigen, aber den Sinn derselben abtheilen, indem sie den Unterschied der Gegenstände bemerkbar machen.

Die vereinigenden Bindewörter haben wieder mehre Arten:

1. Verknüpfende oder verbindende in engerer Bedeutung (conjunctiones copulativae), welche die Sätze durch

Bezeichnung eines gleichen Verhältnisses verbinden. Solche sind: und; auch; sowohl — als auch; nicht allein, oder nicht nur — sondern auch; nicht weniger; wie auch; wie — so; theils — theils.

2. Conjunctiones consecutivae, welche durch Bezeichnung der Zeitfolge verbinden: indem; indessen; oder während daß; ehe, ehe noch; als; nachdem; kaum; sobald; seit.

3. Continuativae oder fortsetzende, welche durch Bezeichnung einer Fortsetzung verbinden: ferner; überdieß; übrigens; dann; hierauf; endlich; hernach; letztlich; zuletzt; schließlich.

4. Conditionales, bedingende; sie verbinden durch Bezeichnung eines unter irgend einer Bedingung möglichen Erfolgs. Solche sind: wenn — so; wofern, wo nicht — sonst; im Falle daß; falls.

5. Explanativae, erläuternde, wenn ein Satz zur Erläuterung oder näheren Bestimmung des andern dient: oder; als; nähmlich; wie denn; zumahl da.

6. Positivae, bestimmende, welche durch Bezeichnung von Ursache und Wirkung verbinden; diese können wieder seyn:

a) Causales, welche das Daseyn durch die wirkende Ursache bestimmen: denn; weil; da — so; daß; auf daß; damit; um.

b) Illativae oder connectivae, folgernde, welche die Wirkung als Folge aus der vorhergehenden Ursache andeuten: daher; also; deßwegen; deßhalb; darum; mithin; folglich; demnach; nun; so; weßwegen.

c) Proportionales, welche das gleichmäßige Verhältniß zwischen Ursache und Wirkung im Steigen oder Fallen zweyer Sätze anzeigen: je — je oder desto.

Die trennenden Bindewörter haben folgende Arten:

1. Disjunctivae, trennende in engerer Bedeutung, welche zwischen den angeführten Gegenständen die

Wahl lassen, und nicht bestimmen, welcher von denselben Statt finden soll: entweder — oder; theils — theils.

2. Exclusivae, ausschließende, welche die verschiedenen Gegenstände von der Wahl ausschließen: weder — noch.

3. Adversativae, entgegenstellende, welche unter mehreren Gegenständen und Sätzen einen dem andern entgegenstellen: aber; doch; jedoch; hingegen; sondern; allein; dennoch; anstatt; vielmehr; viel weniger.

4. Exceptivae, ausnehmende, welche von dem Ganzen einen Theil ausschließen oder ausnehmen: außer; ausgenommen; außer daß; sonst.

5. Restrictivae, einschränkende, welche einen Gegenstand oder einen Satz auf einen Theil des Ganzen oder auf ein besonderes Verhältniß desselben einschränken: nur nicht; wenn; nicht; nur; als.

6. Comparativae, vergleichende, welche die Gleichheit zweyer Gegenstände anzeigen, die gegen einander gehalten werden: gleich als; eben so, als; gleich wie — so;

7. Concessivae, zugestehende, welche den scheinbaren Widerspruch zweyer entgegen gestellten Sätze aufheben: obgleich, obschon, wenn auch; zwar — doch; ungeachtet; obwohl; wiewohl.

Nach diesen verschiedenen Verbindungsarten der Sätze sind auch die Perioden verschieden. Ich entlehne hier einige von den Beyspielen, welche Adelung sammelte, um die Theorie anschaulicher zu machen.

Conditionaler Periode.

„Wenn ich den Abend meiner Tage erreiche, wenn er eben so heiter seyn soll, als mein Morgen war: o, so vergönne mir, gütiger Himmel, nicht Reichthum, nicht Würden, nur dieses Loos, aus den Unruhen der Geschäfte nicht unwürdig ermattet, in den Schatten des Landes zurückzukehren, da

die letzten Erquickungen der Weisheit zu schöpfen, und nur einigen redlichen Freunden und meinem Thale bekannt, den Geist voll stiller Zufriedenheit zu dem Genusse weit höherer Freuden auszuathmen, als er hier empfing. Hirschfelds Landleben.

Adversativer Periode.

„Nur der Unverstand meistert, und steht erstaunt, wenn sich ihm hier und da die Nothwendigkeit von Übeln verräth, die er mit besserer Erkenntniß so leicht gehoben glaubte; die Klugheit aber, mit tieferem Blicke in den Zusammenhang, sieht die Theile durch das Ganze gerechtfertiget, erkennt in den Unvollkommenheiten Quelle oder Bedingung höherer Vollkommenheit, und schweigt, wo sie nicht durchblickt, voll Ehrerbiethung, weil sie in dem dunklern verdecktern Theile des Plans ebendieselbe Weisheit muthmaßet, die ihr aus dem helleren und offneren entgegen leuchtet." Engels Lobrede.

Causaler Periode.

„Die Unbeständigkeit unserer sinnlichen Vergnügungen soll für uns eine Warnung seyn, uns ihnen nicht mit einem blinden Vertrauen, nicht mit einer unmäßigen Begierde zu überlassen: denn sie sind uns nur als kleine Erfrischungen auf der Reise dieses Lebens zugestanden; sie entfliehen, wenn wir uns ihren ewigen Besitz träumen, und wir erwachen, um uns betrogen zu sehen."

Comparativer Periode.

„So wie die Schönheiten der Natur ermatten, verwelken, abfallen, verwesen und sich in eine traurige Einöde verlieren: so verwelken die Ergetzungen der Erde, so fallen die Kräfte des Leibes ab, so sinken die Reize der Schönheit in den Staub, so werden wir unsern Reichthümern und Würden entrissen, so wird die von uns noch übrige Asche, wie das Andenken unserer Nahmen, und oft unserer Thaten, zerstreut, und die nach uns erwachende Nachwelt nimmt unsere Stellen ein, ohne zu wissen, wer sie besessen hat."

Consecutiver Periode.

»In dem der Herbst und der Winter unsern Sinnen allmählig die Gegenstände der Ergetzungen des Sommers entziehen, und die Seele in den öden beschneiten Tagen eine Art der Erhohlung von ihren genossenen Vergnügungen schöpft: so bereitet sie sich zum neuen Genusse des Frühlings, dessen Freuden ihr desto willkommener sind, je länger sie dieselben hat entbehren müssen."

§. 6.

Zwischensätze.

Zwischen den Gliedern des Perioden sind manchmahl besondere Sätze eingeschaltet, daher man sie Zwischensätze nennt. Z. B. in dem Perioden:

„Bin ich nur versichert, daß der große Urheber aller Dinge, welcher alle Mahl nach den strengsten Regeln und den edelsten Absichten handelt, wohl nicht Willens seyn kann, mich unmittelbar zu zernichten: so, glaube ich, darf ich keine andere Zerstörung fürchten." —

Hier finden wir zwey Zwischensätze: „welcher alle Mahl nach den strengsten Regeln und den edelsten Absichten handelt;" und: „glaube ich."

Solche Zwischensätze müssen aber mit den übrigen Sätzen stets in einen nähern Zusammenhang gebracht werden, so daß man auf ihre Erscheinung doch vorbereitet oder aufmerksam gemacht wird; sobald sie aber mit den übrigen Sätzen in gar keiner nothwendigen Verbindung stehen, und daher ganz herausgenommen werden können, ohne daß man sie vermißt, so verlängern sie den Perioden unnützer Weise und schaden daher seiner vollkommenen Einheit.

Dieser Tadel betrifft beyde Zwischensätze des angeführten Beyspiels. Der Zwischensatz: „glaube ich" ist ganz überflüssig und verwerflich; bey dem andern Zwischensatze: „welcher allemahl nach den strengsten Regeln und den edelsten Absichten han-

delt;" könnte dem Mangel an nothwendigerer Verbindung dadurch abgeholfen werden, wenn man statt des Artikels: „der große Urheber" das Beziehungswort: „jener große Urheber" setzte.

§. 7.

Erläuterungsarten des Hauptsatzes:

Die Erläuterungen des Hauptsatzes können bestehen:

1. in einem beygefügten Beweise; z. B. „Kometen sind keine Vorbedeutungen von Unglück, denn man kann ihre Ankunft und ihren Lauf berechnen."

2. In einem beygesetzten Gegentheil; z. B. „Bequeme Unthätigkeit scheint zwar für den ersten Augenblick etwas recht Angenehmes zu seyn und dem Menschen sehr zuzusagen; hat man aber einmahl durch Erfahrung kennen gelernt, wie viel die Arbeitsamkeit zur Gesundheit des Körpers und zur Heiterkeit des Geistes beytrage, wie sehr sie uns allgemeine Achtung erwirbt, wie viele Mittel sie uns zur Verbesserung der äußern Glücksumstände verschafft: so wird man sich ihr gewiß mit Liebe und Eifer ergeben."

3. In einer beygesetzten unterschiedenen Sache; z. B.

„Ich will jetzt nicht erwähnen, wie nothwendig die Gesetze sind; ich will nicht von den Vortheilen handeln, welche sie der bürgerlichen Gesellschaft gewähren; ich will nicht ihre Verschiedenheit bey verschiedenen Völkern untersuchen: sondern nur bemerken, welche Gesetze insbesondere auf die moralische Schönheit des Menschen Rücksicht nehmen." —

4. In einer beygesetzten Vergleichung, welche dem Hauptsatze vor- oder nachstehen kann; z. B.:

„Männer vom höchsten Range sind dem Falle sehr ausgesetzt: der Blitz fällt eher auf hohe Eichen als auf niederes Gesträuch." — Oder:

„Der Blitz fällt eher auf hohe Eichen als auf niederes Gesträuch: so sind auch Männer vom höchsten Range ihrem Fall sehr ausgesetzt." —

Hierbey ist aber darauf zu achten, daß man die Vergleichungen nie über die wichtigsten Puncte der Ähnlichkeit ausdehne, weil man sonst in das Kleinliche und Lächerliche verfällt.

§. 8.

Eigenschaften eines guten Perioden.

Man unterscheidet einen dreyfachen Perioden-Bau, den grammatischen, den logischen, und den ästhetischen.

Den grammatischen Perioden-Bau bestimmt der Syntax, welcher die einzelnen Redetheile und Sätze nach den Regeln der Sprachlehre zu einem zusammenhängenden Ganzen verbinden lehrt, woraus der grammatisch-richtige Zusammenhang entsteht, oder die Vollkommenheit der äußern Stellung.

Den innern Bau des Perioden bestimmt die Logik, indem sie uns über die in einem Perioden aufzunehmenden Begriffe und über das Verhältniß der Sätze belehrt.

Der ästhetische Perioden-Bau beabsichtet den Wohlklang in der Stellung der grammatisch und logisch richtigen Begriffe und Ausdrücke.

So vereinigen sich also drey Göttinnen zur Bildung des vollkommenen Perioden. Es zeigt sich hieraus, daß in jedem Perioden Stoff und Form wohl von einander zu unterscheiden seyen. Der Stoff verlangt das rechte Maß und Verhältniß der Begriffe, deren der vollkommene Periode weder zu wenig noch zu viel duldet. Sind der Begriffe zu wenig, so fehlt es dem Perioden an Saft und Kraft; sind ihrer zu viele angehäuft, so wird er erdrückt und erstickt.

Die Form gebiethet Vermeiden alles Unrichtigen, Gezwungenen, Unverständlichen und Widrigen.

Hiernach sind die Eigenschaften des Perioden entweder äußere oder innere.

Die innern Eigenschaften sind die logischen; ihre Beobachtung gibt dem Perioden Kraft und Klarheit.

Die äußern Eigenschaften sind entweder grammatische oder ästhetische. Die erstern bestehen in der Wahl, Stellung und Verbindung der Wörter; die letztern geben den Wohlklang, die Leichtigkeit des Vortrags und den nach Beschaffenheit der Sache gestimmten Ton, welcher feyerlich, fröhlich, sanft, stürmisch, u. s. w. seyn kann.

§. 9.

Länge des Perioden.

Die Länge des Perioden wird durch die Zahl und Länge der Sätze bestimmt; diese letztern aber hängen wieder von der Darstellung und Durchführung ab, welche der Hauptgedanke verlangt. Die Sätze sind entweder allgemeine, oder subordinirte und coordinirte. Die erstern sind, ihrem Umfange nach, gewöhnlich kürzer als die zwey letztern Arten.

Hieraus ergibt sich, daß die Perioden nicht von gleicher und bestimmter Länge seyn können, daß aber die Symetrie der Sätze stets genau beobachtet werden muß. Geschieht dieß nicht, so kann auch ein kurzer Periode zu lang seyn, wo hingegen, bey Beobachtung der Symetrie, auch der lange Periode nicht zu lang werden wird.

Indeß treten aber doch zwey Rücksichten ein, welche die Länge des Perioden in gewisse Gränzen einschränken. Diese sind:

1. Die Deutlichkeit des Sinnes; denn da der Periode nur einen einzigen Hauptgedanken enthält, und der volle Sinn sich erst am Schlusse entwickelt, so muß man nothwendig jeden einzelnen, noch unbestimmten Satz bis ans Ende behalten können, wo alles Einzelne sich zu einer einzigen Hauptvorstellung vereiniget.

2. Die Stimme, beym mündlichen Vortrage; denn der Redner muß jeden Perioden, weil er ein Ganzes ausmacht, wenn auch nicht in einem Athem, doch mit Einheit des Tones vortragen. Nun muß aber die Stimme, nach Beschaffenheit des Perioden, entweder durchaus steigend, oder durch-

aus fallend seyn, oder mit beyden einmahl abwechseln; es darf jedoch weder das Steigen noch das Fallen der Stimme zu lange nach einander fortwähren. Deßhalb hat der steigende, so wie der fallende Periode eine Länge, deren Überschreitung die Einheit des Tones verletzt. Cicero, ein Meister in der Kunst des Perioden-Baues, bestimmt die größte Länge des vollkommenen Perioden auf ungefähr vier Hexameter *).

§. 10.

Bau der Sätze und Schlußfall.

Auch bey den einzelnen Sätzen, welche zusammen den Perioden bilden, sehe man darauf, daß sie weder zu kurz, noch zu lang werden, indem es den erstern an Haltung, den letztern an Bewegung fehlt; doch hüte man sich auch eben so sehr vor dem entgegengesetzten Fehler, vor ängstlicher Abmessung der Sätze, welches dem Ganzen ein steifes, pedantisches Ansehen geben würde.

Haben die Sätze des Perioden das gehörige Längenmaß und die angenehme Symetrie, so kommt es doch darauf an, daß nicht zu viele Sätze in einander geschoben, noch solche Sätze, welche keinen leichten und ungezwungenen Zusammenhang haben, gewaltsam mit einander verbunden, noch zu entfernte Vorstellungen in einen Perioden zusammengedrängt werden. Man bleibe der einmahl angefangenen Construction getreu, und suche insbesondere die Aufmerksamkeit mit dem Gange des Perioden zu steigern; denn jede Hemmung, jeder geringste Stillstand entkräftet den Perioden; stetes Fortschreiten belebt und beflügelt ihn.

Schon jeder einzelne Satz muß seinen Schlußfall haben; bemerkbarer als bey allen vorhergehenden muß aber dieser Fall beym letzten Satze werden. Darum werde der Periode nie mit nachschleppenden Ideen geschlossen, sondern sowohl durch Begriffe als Ausdrücke gegen das Ende immer voller und kräftiger.

*) Cic. Orat. 66.

§. 11.

Rednerischer Numerus *).

Der Numerus, sagt Batteux, hat seinen Nahmen davon, daß er aus mehreren Dingen bestehen muß. Die Einheit macht in der Rechenkunst keine Zahl aus; ein einziger Aufschlag oder Niederschlag macht in der Tonkunst keinen Tact aus; eine einzige Linie bringt in der Meßkunst weder Ebenmaß noch Verhältniß hervor. Also auch in der Rede: ein einziges Wort, ein einziges Glied eines Perioden, als ein einzelnes Ding betrachtet, kann dasjenige nicht hervorbringen was man Numerus nennt. Der Numerus kann nur bey vervielfältigten Theilen Statt finden, die unter sich eine Beziehung von Ähnlichkeit oder Unähnlichkeit, von Gleichförmigkeit oder Verschiedenheit haben. Alle Menschen haben von Natur eine Neigung zum Numerus; wir thun fast Alles nach Abmessungen. Wenn wir gehen, so machen wir unsere Schritte nach gleichgemessenen Zwischenfristen; eben so athmen wir auch, eben so gehen auch unsere Pulsschläge. Der Hammer des Schmides und des Böttchers fällt nach dem Tacte; der Weber wirft sein Schiffchen mit einem Numerus. Alles, sogar bis auf die Sichel des Schnitters, hat seine bestimmten Zeiten, seine Perioden und Hergänge. Befindet sich diese Symmetrie in Dingen, die bloß mechanisch zu seyn scheinen, so muß sie sich mit noch weit mehrerem Rechte in der Rede befinden, die das Ebenbild der Seele selbst ist, das heißt, desjenigen Thei-

*) Ich habe bey der Bearbeitung dieser Materie größten Theils ältere Schriftsteller benützt, Quintilian, Cicero, Hugo Blair, Sulzer und Batteux, weil sie den Gegenstand am ausführlichsten behandeln. Was den Batteux insbesondere betrifft, so weiß ich zwar wohl, wie sehr man in neuester Zeit ihn verrufen hat, und zum Theil mit Recht, denn es fehlt seinem System an Tiefe und oft auch an Richtigkeit der ersten Grundsätze; indeß bleibt er, nach Ramlers Bearbeitung, in Hinsicht gewisser praktischer Detail-Regeln immer brauchbar. Wegen Benützung der übrigen vier Schriftsteller glaube ich mich nicht entschuldigen zu dürfen.

les von uns, in welchem der Grund, die Regel und das Muster des Ebenmaßes und der Verhältnisse liegt. Bey der Nothwendigkeit, Athem zu hohlen, hat sich die Nothwendigkeit des redneriſchen Numerus zuerſt gezeigt. Das Werkzeug des Athemhohlens muß eine Zwiſchenzeit haben, ſeine Schnellkraft wieder anzunehmen; und die Natur, die das Ergetzen niemahls von dem wahren Nutzen trennt, hat mit dem Einathmen ein Vergnügen verbunden, welches der Zuhörer nicht weniger als der Redner empfindet *).

Der Numerus in ſeinem weiteſten Umfang beſteht alſo in der ſymmetriſchen Vereinigung von Eurythmie (Wohlbewegung) und Euphonie (Wohlklang), und äußert ſeine Wirkung eben ſowohl in der abgemeſſenen Bewegung (Rhythmus) als in den natürlichen und künſtlichen Ruhepuncten und in dem Schlußfall der Rede **). Der Numerus findet daher nur in dem Perioden den Spielraum ſeiner vollſtändigen Entwicklung.

Das Wort Numerus wurde aus der lateiniſchen Sprache genommen, und aus Mangel eines gleichbedeutenden deutſchen Wortes beybehalten. Bey den Rhetorikern wird numerus oratorius und poeticus unterſchieden. Zu dem poetiſchen Numerus rechnen ſie gewöhnlich das, was wir den Wohlklang nannten, wenn er im Sylbenmaße erſcheint; unter dem Worte Numerus allein begreift man gewöhnlich die ſymmetriſche Vollkommenheit der ungebundenen Rede.

§. 12.

Grade des redneriſchen Numerus.

Man unterſcheidet drey Grade des redneriſchen Numerus:

Der erſte und geringſte Grad dieſes Numerus findet Statt, wo die Rede keinen andern Zweck hat, als das Nothwendige auszudrücken und verſtändlich zu ſeyn. Es handelt ſich hier bloß darum, daß Alles, was die Ausſprache und den Vortrag erſchweret, vermieden werde, daß folglich Sätze und Pe-

*) Batteux, Einleit. in d. ſch. W. 4. Band.

**) Daher die Benennung des numeroſen Schlußfalles.

rioden weder verworren, noch zu gedehnt seyen. Dieser Numerus verlangt daher nichts als einen leicht fließenden Ausdruck in der einfachsten Form der Darstellung.

Die Nothwendigkeit des höheren zweyten Grades entsteht, sobald man die Absicht hat, schon durch den bloßen Klang der Rede dem Gehör angenehm zu werden, und dadurch die Aufmerksamkeit des Zuhörers zu reizen. Dieser Numerus muß nebst den positiven und negativen Eigenschaften des ersten Grades noch das Reizende haben, welches aus der Gleichheit oder aus dem Gegensatz der einzelnen Theile entsteht. Er unterscheidet sich von dem vorhergehenden dadurch, daß er bey seiner einfachen Form schon symetrische Theile zeigt.

Der dritte und höchste Grad des redneriſchen Numerus gehört eigenthümlich der Redekunst, als schöner Wissenschaft, an. Er entsteht aus der wohlfließenden und wohlklingenden Vereinigung der Sätze zu einem kunstmäßigen Perioden. Er ist in Hinsicht auf den Perioden-Bau, was das Ebenmaß bey den sichtbaren Formen ist; denn er verbindet alle einzelnen Sätze und Einschnitte des Perioden, so verschieden an Länge und Sylbenfüßen sie auch seyn mögen, so innig mit einander, daß das Gehör alle zusammen als ein einziges schönes Ganze vernimmt.

So wie aber zur Schönheit der sichtbaren Formen nicht nur bloß Ebenmaß, sondern auch ein mit dem Innern oder dem Geist der Sache übereinstimmender Charakter erfordert wird, so muß auch in diesen oratorischen Perioden zwischen dem Klang und dem Sinn der Wörter und Sätze die vollkommenste Übereinstimmung herrschen. Zu diesem Charakter tragen die mehr oder weniger volltönenden Wortlaute, die schnellere oder langsamere Bewegung und das Steigen oder Fallen der Stimme vieles bey. Mit derselben Anzahl und Größe, mit demselben Verhältniß der Glieder und Einschnitte kann der Periode bald sanft fließen, bald schnell fortrauschen, und überhaupt jeden sittlichen oder leidenschaftlichen Ton und Charakter annehmen, der sich durch Klang und Bewegung ausdrücken läßt. Ist der

Inhalt ruhig, so muß es auch der Fluß des Perioden seyn; ist jener zärtlich oder heftig, so muß auch dieser es seyn.

§. 13.

Ruhepuncte.

Wir haben aus dem vorhergehenden Paragraphe ersehen, daß der Numerus überhaupt nie in einem fortwährenden Tone, sondern nur in mehreren Tönen bestehen könne, welche durch Zwischenzeiten von einander abgesondert sind, dabey aber in ihrer Folge Wechsel und Harmonie zeigen. Hierauf gründen sich die Ruhepuncte. Man unterscheidet aber vier Arten derselben:

Ruhepuncte des Athemhohlens,
Ruhepuncte der Gegenstände,
Ruhepuncte des Geistes,
Ruhepuncte des Gehörs.

Die erste Art ist bereits erklärt; wir untersuchen die übrigen drey Arten. „Die Gegenstände," sagt Batteux, „müssen ohne Verwirrung vorgestellt, folglich durch gewisse Zwischenräume von einander abgesondert werden. Man betrachte sie in der Natur oder in einem Gemählde: es ist kein einziger, welcher nicht seine Umziehungslinie hat, die ihn einschließt und von allen andern Gegenständen absondert. Kann man wohl glauben, daß sie in einer Rede, die ein bewegliches Gemählde ist, welches mit Farben der Willkühr und der Verabredung gemahlt wird, daß sie in dieser Rede keinen besondern Umriß haben, und nicht eben so von allem abgelöst seyn sollten, als in einem wirklichen Gemählde *)?"

Eben so deutlich erklärt Batteux auch die Ruhepuncte des Geistes und des Gehörs. „Ob es gleich sehr leicht ist, die Ruhepuncte der vorgestellten Gegenstände mit den Ruhepuncten des Geistes, der sie vorstellt, zu verwechseln, und man es auch, dem Numerus der Rede unbeschadet, thun kann: so hat doch der Geist seine eigenen, die von jenen sehr unterschieden sind.

*) Man erinnere sich der Bemerkungen des Hofr. Moriz über das Gemählde aus Göthe's Werther.

Er ist Mahler; er macht Züge nach Zügen: folglich sind sie nothwendiger Weise durch eine Zwischenzeit unterschieden, wie dieselbe auch beschaffen seyn mag. Es gibt dreyerley Verrichtungen des Geistes: Begriff, Urtheil, Vernunftschluß. Jede dieser Verrichtungen wird durch einen Ruhepunct beschlossen. Wenn der Geist sich auf einen Begriff einschränkt, so findet sich ein Ruhepunct nach dem Begriffe; wenn er ein Urtheil fällen will, so ist auch ein Ruhepunct nach dem Urtheile da; und endlich ist auch einer nach dem Vernunftschlusse vorhanden. Es gibt sogar im Urtheile, wenn es zusammen gesetzt ist, und in jedem Vernunftschlusse, halbe Ruhepuncte, viertel Ruhepuncte, die man durch die Unterscheidungszeichen andeutet. So sagt man: „Jugend, Gestalt, Reichthümer, sind vergängliche Güter."

„Auch das Gehör hat seine Ruhepuncte," fährt Batteux fort, „die nach einem gewissen abgemessenen Raume kommen, und die gleichsam so viele Puncte sind, die eine gewisse Folge der Zeit beschließen, und den Augenblick bemerken, worin eine andere Folge anfängt. Diese Ruhepuncte sind am deutlichsten in der Musik, die allezeit durch Einschnitte und durch Tacte abgetheilt wird. Eine Folge von Tönen, die gar keine Abtheilungen, gar keine Symmetrien hätte, würde das Ohr bald ermüden, oder aufhören, es zu beschäftigen. Numerus in continuatione nullus est."

Diese Erklärung wird noch deutlicher gemacht durch das folgende Beyspiel: „Diese junge Pflanze, getränket mit dem Thaue des Himmels, wartete nicht lange, die herrlichsten Früchte zu tragen." In dieser Stelle findet sich nur ein deutlich bezeichneter Ruhepunct, nähmlich da, wo das Punctum steht. Indessen gibt es einen nach Pflanze, einen andern nach Himmels, und noch einen andern nach lange, und um sie gut auszusprechen, muß man einige Abtheilung darin merken lassen. Man kann nach Himmels Athem hohlen; aber dieß ist nur ein halber Ruhepunct, der Geist hat seinen Ruhepunct erst am Ende

seines Geschäftes, nach dem Wort tragen. Es ist also ein Ruhepunct da für den Gegenstand, nach Pflanze, und ein anderer nach lange; es gibt einen zum Athemhohlen, nach Himmels, und endlich einen für den Geist, nach dem Worte tragen. Die Ruhepuncte des Gegenstandes und des Athemhohlens werden von dem Ruhepuncte des Geistes eingeschlossen, dessen Gang allzeit fortgeht, indeß die Gegenstände sich theilen, und die Aussprache verweilt, um Athem zu schöpfen, welches einige Veränderung verursacht; hierauf fallen diese drey Ruhepuncte an dem Orte zusammen, wo die Gegenstände erschöpft, das Athemhohlen frey, und der Geist an seinem Ziel ist."

Da diese Lehre nicht nur für den Perioden-Bau, sondern auch für die Richtigkeit der Interpunction und für die Declamation von großer Wichtigkeit ist, so theile ich hier eine Auswahl der treffendsten Bemerkungen und der passendsten Beyspiele mit, welche Batteux über diesen Gegenstand gibt, und die wir so vollständig in keinem andern Rhetoriker finden *).

Die Ruhepuncte des Gehörs werden nicht anders merklich bezeichnet, als durch die Symmetrie der Töne (die wir in unsern Versen Reime nennen, und womit wir die Symmetrie der metrischen Schlußfälle griechischer und lateinischer Verse zu ersetzen suchen), oder durch die bestimmte Länge und Symmetrie der Absätze; z. B. in den beyden Versen:

„Unselig Mittelding von Engeln und von Vieh,
Du prahlst mit der Vernunft, und du gebrauchst sie nie."

*) Es wäre mir leicht gewesen, dieser Theorie durch Wenden und Drehen und durch andere Worte eine neue Gestalt oder wenigstens den Schein einer ganz neuen Gestalt zu geben. Da ich jedoch überhaupt nicht die Absicht hatte, ein ganz neues System zu gründen, sondern nur ein sehr richtiges, vollständiges und daher höchstbrauchbares Lehrgebäude der Rhetorik aus vorhandenen Materialien, bereichert mit so Manchem aus meinem Eigenthum, aufführen wollte, so begnügte ich mich, sowohl hier als auch an andern Stellen, die benützten Schriftsteller größten Theils mit ihren eigenen Worten sprechen zu lassen.

Hier sind symmetrische Ruhepuncte, sowohl wegen der Reime, als wegen der Gleichheit der Absätze; weil jeder von diesen Versen zwölf Sylben hat, und weil die beyden Endsylben im Tone einander gleich sind. Aber außer diesen Ruhepuncten der Endsylben, gibt es noch Ruhepuncte in den Abschnitten, die unter sich und mit den Endsylben symmetrisiren, und zwar wegen bloßer Gleichheit der Absätze symmetrisiren.

Diese verschiedenen Arten der Ruhepuncte oder Absätze müssen sich nothwendig in jeder Rede befinden; die Natur der Sache gibt sie. Gleichwie aber alles Natürliche durch die Kunst vervollkommnet werden kann, so konnte die Kunst zu den natürlichen Absätzen Ordnung, Wahl, Mannigfaltigkeit hinzuthun. Sie that es in der Musik. Von der Musik brachte sie eben diese Schönheiten in die Poesie, von der Poesie in die höhere Prosa.

In der Poesie dient der erste Vers oder die erste Strophe allen folgenden Versen oder Strophen zur Regel. Mit der Prosa ist es ganz anders beschaffen. Diese gebraucht Absätze, wie die Poesie, ja sie gebraucht eben dieselben, die die Poesie gebraucht: aber sie mischt große und kleine durch einander, um sie zu verbergen und abzuändern; sie stellt sie ohne Regel, ohne allzuscheinbare Ordnung hin, und läßt nur zuweilen leichte Eindrücke übrig, die sie in der Aussprache unterscheidet.

* * *

Die Ruhepuncte oder Absätze, welche der Geist, die Gegenstände, das Athemhohlen und das Gehör verlangen, müssen in der Poesie und in der Prosa völlig gleich seyn, weil sie ein Gesetz der Natur sind; zu diesem Gesetze fügt aber die Kunst in der Poesie noch ein anderes hinzu, dieses nähmlich: alle diese Absätze müssen noch in ein gewisses bestimmtes Maß gebracht werden, welches von dem Gehör vorgeschrieben wird, und dem der Dichter Vers für Vers folget, es mag dieses Maß mit dem Inhalt zusammenpassen oder nicht. Also bringt das Gehör allein zwey Abmessungen in die Poesie, eine natürliche, die mit dem Sinn der Rede zusammentrifft, und

eine künstliche, die mit diesem Sinne nichts zu thun hat, sondern bloß den musikalischen Rhythmus beobachtet. Die erste hat keine andere Regel, als die Empfindung und den natürlichen Sinn; die andere hat eine mechanische Regel, eine Art von Form oder Muster, wodurch alle Absätze einander gleich werden.

Angenehm sind überhaupt alle Absätze, deren Zusammensetzung einiges Ebenmaß hervorbringt. Bald ist es die Gleichheit:

„Ihr suchet sie mit Unruhe,
Ihr besitzet sie mit Sorgen,
Ihr verlasset sie mit Thränen."
Jerusalem.

Bald ist es ein ungleicher Absatz, worauf zwey gleiche folgen; oder zwey gleiche Absätze, worauf ein ungleicher folgt:

„Das ganze Haupt ist krank,
Das ganze Herz ist matt,
Von den Fußsohlen an bis auf die
Scheitel ist nichts Gesundes an ihnen."
Jes. 1.

Zuweilen ist eine aufsteigende Fortschreitung darin:

„Dieser Große,
Dieser Eroberer,
Dieser auf Erden so hoch gepriesene
Held." Bourdaloue.

Zuweilen ist sie umgekehrt:

1. „Worauf kommen alle diese prächtigen Lobeserhebungen hinaus, die man ihnen ertheilt,
2. und die wir an den stolzen Ehrenmählern lesen, die ihnen die menschliche Eitelkeit errichtet?
3. Auf diese traurige Überschrift:
4. Hic jacet." Bourdaloue.

Zuweilen soll diese umgekehrte Fortschreitung Lebhaftigkeit anzeigen:

„Will man sagen, daß ich mich selbst schuldig gefühlt, und deßhalb die Flucht ergriffen habe?

Allein was man mir vorwarf, das war ja kein Verbrechen, es war vielmehr die löblichste Handlung unter der Sonne.

Daß ich mich gefürchtet habe, vom Volke verurtheilet zu werden?

Allein hier war von gar keinem Gerichte die Rede, und wäre ein Gericht gehalten worden, ich hätte mich mit gedoppelter Ehre herausgezogen.

Daß rechtschaffene Leute mir ihren Beystand versagt haben?
Das ist falsch.
Daß ich den Tod gefürchtet habe?
Das ist eine Beleidigung."

Cicero.

Von allen diesen Zusammensetzungen hat keine mehr Würde und Anstand, als diejenige, die eine aufsteigende Fortschreitung bezeichnet. Diese erhebt die Rede, und macht, daß sie mit der Stärke des vollen Stromes dahinfließt.

So schön und anmuthig aber diese steigende Fortschreitung auch ist, so ist die Mannigfaltigkeit noch schöner. Man muß beyde mit einander zu vereinigen suchen, und diese Fortschreitung für gewisse Gedanken aufsparen, die glänzen, die vor andern in's Auge fallen sollen; man muß auch von den abnehmenden oder von den gleichen Sätzen Gebrauch machen; ja zuweilen gar das Ebenmaß unterbrechen, um von fern einen desto prächtigern Numerus zu veranstalten. Kurz, man muß alles so ordnen, daß man auf der einen Seite Zwang und Pedanterie vermeide, und daß, auf der andern Seite, die Ruhepuncte zusammen stimmend und abgeändert erscheinen; daß die Gegenstände einander folgen, ohne sich zu verwirren; daß der Geist beständig arbeite, und von Zeit zu Zeit ausruhe; daß das Ohr durch mannigfaltige und symmetrische Gänge hindurch geführt werde; daß endlich das Athemhohlen frey bleibe, ohne verzärtelt zu werden, und der Zuhörer immer in Athem, und in unvermerkter Übung erhalten werde.

Man fehlt hier auf beyden Seiten durch das Übermaß. Es bringt Dunkelheit und Verwirrung hervor, wenn der Ruhepuncte zu wenig sind; wenn aber allzuviel Ruhepuncte sich einfinden, oder wenn sie zu symmetrisch oder zu glänzend für die Gattung sind, bey welcher man sie gebraucht, so wird die Rede wie ein Gemählde von musivischer Arbeit; oder sie wird aus zu großer Regelmäßigkeit gezwungen und steif; oder es wird aus der ganzen Gattung eine Verkleidung, wo man, auf eine possierliche Art, einen prächtigen Numerus mit einfältigen Sachen, und große Sachen mit einem einfältigen und nachlässigen Numerus zugleich auftreten läßt.

Dieß zeigt sich in dem folgenden Beyspiele, worin einem Schüler der Beredsamkeit Lehren über seine Kunst gegeben werden. Man sagt ihm, indem man von den Rednern spricht:

„Es müsse ihre Stimme
sowohl Aufmerksamkeit zu erhalten fähig,
als Leidenschaften zu erregen tüchtig,
zur Heftigkeit der Rede
eine männliche Stärke,
zur Größe der Empfindung
eine anständige Freyheit,
zur Lebhaftigkeit des Schmerzens
einen redneriſchen Nachdruck hinzuzufügen wissen,
als welche ihnen nöthig sind,
uns zu erwecken,
uns anzugreifen,
uns zu durchdringen.
Es ist nicht genug, daß sie erschüttere,
sie führe mit sich fort;
Es ist nicht genug, daß sie beherrsche,
sie bringe unter's Joch;
Es ist nicht genug, daß sie rühre,
sie zerreiße das Herz." —

Hier findet sich jenes Fehlerhafte, was bey den Lateinern numerus luxurians heißt. Man glaubt Wunder gethan zu

haben, wenn man Symmetrie auf Symmetrie gehäuft hat, wenn alle Gedanken in abgepaßten Feldern stehn; allein am Ende hat man, anstatt einer edlen, freyen und nachdrücklichen Sprache, nichts als Ziererey und kindische Flittern aufzuweisen.

Man kann aber den Numerus noch aus einzelnen besondern Gesichtspuncten betrachten, und zwar:

1. als Schlußfall.
2. als Bewegung.
3. als Sylbenmaß.

I. Numerus, als Schlußfall.

Der Numerus, als Schlußfall betrachtet, liegt in den letzteren Worten des Perioden, nähmlich in denjenigen, die dem letzten Ruhepuncte desselben unmittelbar vorhergehen. Sie müssen noch sorgfältiger als die übrigen ausgewählt werden, weil dadurch die Ruhe dem Ohr desto angenehmer wird, und der Leser oder Zuhörer sodann mit der vollen Aufmerksamkeit desto lieber verweilt. Die Verschiedenheit des Schlußfalles wird aber durch die Verschiedenheit des Zweckes, welchen der Prosaist zu erreichen strebt, und durch den Ton des ganzen Perioden bestimmt, ja oft schon am Anfange des Perioden vorbereitet.

Bey den Schlußfällen sind aber drey Hauptregeln vorzüglich zu beobachten:

1. Sie müssen nicht zu gesucht scheinen, nicht zu gekünstelt.
2. Sie sollen weder zu gespitzt, noch schleppend seyn.
3. Sie müssen Wechsel und Mannigfaltigkeit haben.

Hiernach sind jedes Mahl die zweckmäßigsten Wörter zu wählen, mehr oder weniger wohlklingende, mehr oder weniger lange und kurze, mehr oder weniger gewichtige, volltönende, oder lebhafte. Die zweysylbigen Wörter, oder die weiblichen Ausgänge (— ⏑) haben einen weicheren Ton, die männlichen (z. B. ⏑ — oder ⏑ ⏑ —) mehr Kraft und Lebhaftigkeit.

So wie es aber halbe und ganze Ruhepuncte gibt, eben so gibt es auch halbe und ganze Schlußfälle; und es wird also hiernach der halbe Schlußfall bey dem halben Ruhepuncte und bey den frühern Gliedern des Perioden Statt finden, da gewisser Maßen auch jeder Satz seinen eigenen Schlußfall haben muß, welcher aber weniger beträchtlich ist, als der letzte ganze oder eigentliche Schlußfall.

II. Numerus, als Bewegung.

Die bald langsamere, bald schnellere Bewegung entsteht aus der größern oder geringern Anzahl langer oder kurzer Sylben und aus den mehr oder weniger vorkommenden Ruhepuncten. Sie ist, in Hinsicht des dadurch bewirkten Numerus, das, was in der Musik Tact und Tempo sind.

III. Numerus, als Sylbenmaß.

Wenn die Prosa gleich keine bestimmten und regelmäßig fortgesetzten Sylbenmaße gebraucht, so erzielt sie doch eine eigene Harmonie durch alle möglichen Zusammensetzungen der Sylbenfüße, deren jeder seinen eigenen Charakter, und folglich seine besondere Wirkung hat. Die Kenntniß der Sylbenfüße ist daher dem Prosaisten nicht weniger nothwendig, als dem Dichter. Er muß also wissen, daß der Trochäus – ∪ feyerlich, der Jambe ∪ – lebhaft, der Spondäus – – ernsthaft, der Daktylus – ∪ ∪ munter, der Anapäst ∪ ∪ – feurig, der Molossus – – – gewichtig, der Pyrhichius ∪ ∪ fliegend und flüchtig, der Päon – ∪ ∪ ∪ oder ∪ ∪ ∪ – sehr klangreich ist.

Zum Beyspiel, wie der Prosaist die Sylbenfüße zu Erreichung seines Numerus gebraucht, können die folgenden Stellen dienen. Die erste ist aus Eberts prosaischer Übersetzung von Youngs Nachtgedanken:

1. Die Göttinn Nacht streckt itzo
2. Von ihrem schwarzen Throne,
3. In strahlenloser Majestät,

4. Ihren bleyernen Zepter
5. Über eine schlummernde Welt aus.
6. Welch eine todte Stille!
7. Welch eine tiefe Finsterniß!
8. Weder das Auge,
9. Noch das horchende Ohr,
10. Findet einen Gegenstand!
11. Die Schöpfung schläft.

Alle Sätze dieser Stelle lassen sich metrisch bestimmen. Die drey ersten sind jambisch:

Die Göttinn Nacht streckt itzo
Von ihrem schwarzen Throne,
In strahlenloser Majestät.

Der vierte Satz ist ein hexametrischer Ausgang, oder der pherekratische Vers:

Ihren bleyernen Zepter:

Der fünfte könnte ein alkmanischer Vers seyn:

Über eine schlummernde Welt aus.

Der sechste und siebente sind wieder jambisch:

Welch eine todte Stille!
Welch eine Finsterniß!

Der achte ist ein adonischer Vers:

Weder das Auge,

Der neunte ist ein asklepiadischer Halbvers:

Noch das horchende Ohr,

Der zehnte ist ein trochäischer Vers,

Findet einen Gegenstand,

Der letzte wieder jambisch:

Die Schöpfung schläft.

Diese Stelle erhält durch die gebrauchten Sylbenfüße allerdings viel Wohlklang; indeß sind in dieser Hinsicht von dem Prosaisten zwey Regeln der Behutsamkeit zu beobachten:

1. Die metrischen Sätze dürfen sich den eigentlichen Sylbenmaßen und Versen um so weniger nähern, je mehr die Gattung des prosaischen Vortrags sich vom Gebiethe der Dichtkunst entfernt.

2. Nur jene prosaischen Stellen dürfen diesen metrischen Numerus haben, wo man gerade durch ihn wirken will. Ihn durch einen ganzen Aufsatz herrschen lassen, wäre fehlerhaft, und würde durch Ausartung der schon gerügte Numerus luxurians.

Der Bemerkungen und Regeln über das Wesen, den Gebrauch und die feinsten Züge dieses rednerischen Numerus gibt es unendlich viele. Ich gebe zur Probe nur einige aus Meisterwerken des Alterthums. Möchten sie doch den fähigen Kopf anlocken, aus den Urquellen selbst zu schöpfen!

Aphorismen über Metrum, Rhythmus und Perioden-Bau, aus Cicero's und Quintilians Werken.

Cicero.

Ein fortwährender Ton hat keinen Numerus. Die Absonderung und der Eindruck, den sowohl gleiche als verschiedene Zwischenräume eines Tons auf das Ohr machen, bewirken den Numerus, welchen wir auch in fallenden Tropfen bemerken können, weil sie durch Zwischenräume von einander getrennt sind; in einem herabstürzenden Flusse aber können wir das nicht.

* * *

Daß auch die Prosa ein gewisses Sylbenmaß habe, ist nicht schwer zu erkennen; denn die Empfindung sagt es uns, und es wäre thöricht, etwas, das wirklich geschieht, deßhalb

läugnen zu wollen, weil man den wahren Grund davon nicht anzugeben vermag.

* * *

Wenn es nicht allein eine Schreibart mit kurzen und abgebrochenen Sätzen, sondern auch eine solche gibt, die sich mit Fülle und Reichthum ergießt, so kann das unmöglich von der Natur der Buchstaben, sondern nur von der Abwechslung des langen und kurzen Zeitmaßes abhängen. Und weil nun die Rede, je nachdem dieses hineingelegt wird, bald einen langsameren, bald rascheren Gang gehet, so kann die Natur dieser Sache auf nichts, als auf dem Sylbenmaße beruhen; denn der Periode bekommt durch das Sylbenmaß Schluß und Fall. Es zeigt sich also, daß die Rede, ohne Einmischung von Versen, harmonisch gebildet werden müsse.

* * *

Jamben und Daktylen kommen in Versen am häufigsten vor. Weil nun Verse nicht in die Prosa gehören, so muß man diese Sylbenfüße nicht beständig hinter einander gebrauchen; denn die Prose ist ganz etwas Anderes, und nichts so sehr im Widerspruch, als sie und Gedichte. Der Päon (— ∪∪∪ oder ∪∪∪ —) schickt sich z. B. am wenigsten zum Verse; desto lieber hat ihn die Prosa aufgenommen.

* * *

In der prosaischen Schreibart müssen alle Sylbenfüße abwechseln; sie muß, wie Purpur, gleichsam damit durchwirkt seyn, denn man würde dem gegründeten Tadel nicht entgehen, wenn man immer die nähmlichen Sylbenfüße gebrauchte, weil die Prosa nicht so tactmäßig wie ein Gedicht, noch so ganz unharmonisch wie die Sprache des gemeinen Volkes seyn muß; denn das Gedicht ist streng an das Sylbenmaß gebunden, so daß man den Kunstfleiß sogleich daran bemerkt; die Sprache des Volks aber fließt so wild durch einander, daß man sogleich das Schlechte und Gemeine erkennt. Die redneriſche Prosa muß also durch Sylbenfüße gehörige Mischung und Stimmung erhalten, sie muß nicht wild, noch ganz harmonisch seyn, vor-

züglich aber durch den Päon, doch auch durch andere Sylbenfüße gemischt werden. Welche Sylbenfüße aber sind diese? und welche derselben schicken sich für jede prosaische Schreibart am besten?

Die Jamben sind am häufigsten in der einfachen und niedern Schreibart gebräuchlich, der Päon in der erhabenen, der Daktyl in beyden. In dem vermischten Vortrage müssen sie also abwechseln.

* * *

Jede Rede, sobald sie nur nicht lahm ist, nicht hin und her wankt, sondern einen gleichförmigen regelmäßigen Schritt hält, wird für wohlklingend gehalten. Wohlklang der Rede aber heißt nicht dasjenige, was ganz aus Sylbenfüßen besteht, sondern was den dichterischen Abmessungen sehr nahe kommt; daher auch diese Sache in der Rede größeren Schwierigkeiten unterliegt, als bey Versen, da man bey diesen gewisse bestimmte Regeln hat, die man befolgen muß, bey der Rede aber die Vorschrift nur dahin geht, daß sie nicht ganz zügellos oder abgebrochen, nicht unordentlich und wild aus einander fließe. Man muß also hier keine solchen Tactschläge, wie beym Flötenspieler, erwarten, sondern nur der ganze Umkreis und die vollkommene Form der Perioden müssen Rundung und Schlußfall haben, worüber das Vergnügen des Gehörs entscheidet.

* * *

Der Periode muß hingestellt, nicht hingeworfen werden. Weil nun das Ohr immer auf das Ende wartet, und damit erst gefüllt wird, so muß es allerdings besonders harmonisch seyn. Allein eben deßwegen muß auch ein solcher Ausgang des Perioden schon im Anfange vorbereitet werden, und gleich bey der Anlage einen solchen Fall nehmen, daß er sich bey Erreichung des Zieles von selbst setzt.

Die regelmäßige Ordnung muß aber, nach Verschiedenheit der Umstände, sich bald so, bald anders runden und schließen. Auf den Wohlklang der Rede ist vorzüglich Rücksicht zu nehmen, wenn man etwas mit besonderm Schmuck loben und

erheben will; bey Erzählungen, die mehr Würde und Affect erfordern; endlich um eine Sache zu verschönern und zu vergrößern *).

Im Affect muß mehr Schnelligkeit der Sylbenfüße herrschen, bey Erklärungen Langsamkeit. Beym redneriſchen Sylbenmaß iſt aber nichts ſo fehlerhaft, als beſtändige Einförmigkeit. Je ſchöner ſein Klang iſt, deſto mehr muß man Überdruß vermeiden.

Cicero gibt uns, in ſeinen beyden Werken orator und de oratore, noch einen Schatz von Regeln dieſer Art, welches ihm nur dadurch ſo gelingen konnte, weil er zugleich ſcharfſinniger Theoretiker, umfaſſender Gelehrter und ausübender Künſtler war.

Ich füge hier nur noch einige ſeiner vortrefflichſten Bemerkungen in gedrängter Kürze bey, welche man in ihrer vollen Richtigkeit und Feinheit bey keinem neueren Rhetoriker ſo umſtändlich und in die feinſten Züge ausgearbeitet finden wird. Möchten ſie doch allgemein in Umlauf geſetzt werden!

Zum wohlklingenden Schlußfall empfiehlt Cicero den Wechſel folgender Sylbenfüße:

Den Kretikus - ∪ -,
den Päon - ∪∪∪ oder ∪∪∪ -,
den Spondäus - -,
den Jamben ∪ -,
den Choreus ∪∪∪,
den Daktylus - ∪∪.

Der Kretikus iſt dem Päon im Zeitmaße gleich; beyde laſſen ſich in fünf Kürzen auflöſen, oder in zwey und eine hal-

*) Ich bemerke hier ein für alle Mahl, daß ich bey dieſen Aphorismen nicht bloß Stellen ausgehoben, ſondern ſie mit Sorgfalt ausgewählt, in Verbindung gebracht, nach Erforderniß auch hier und da durch kleine Zuſätze erläutert oder in die Kürze gezogen und modificirt habe, ohne jedoch dem Weſentlichen der Grundſätze beyder Rhetoren im geringſten zu nahe zu treten.

be Länge. Der Päon, welcher aus einer langen und drey kurzen Sylben besteht, ist, im Anfang der Periode gebraucht, ein munterer Sylbenfuß, am Schluß aber ohne Wirkung, wogegen der umgekehrte Päon ⏑⏑⏑– den besten Fall hat. Der Spondäus scheint zwar, wo er nur zwey schwere Sylben hat, zu matt und zu langsam zu seyn; er geht aber dafür einen festen Schritt mit Würde, und ist daher in kurzen Sätzen und Gliedern von der besten Wirkung. Der Daktylus und vorzüglich der Kretikus passen zum Schlußfall.

Wo gleiche Sätze sich auf einander beziehen, oder ein Gegensatz dem andern gegenüber steht, oder Worte, die einen ähnlichen Fall haben, im gleichen Verhältniß sind, haben alle Sätze von dieser Verbindung gemeiniglich einen angenehmen Schlußfall. Man muß sich indeß nie so strenge Fesseln anlegen, die man nicht zuweilen etwas nachlassen dürfte; denn es kommt sehr darauf an, ob die Rede einen abgemessenen Klang, das ist, Ähnlichkeit mit einem Sylbenmaß habe, oder ob sie ganz daraus bestehe. Geschieht das Letztere, so ist es ein unerträglicher Fehler; geschieht aber das Erstere nicht, so ist die Schreibart rauh, zerstreut und unharmonisch.

In den kleinen Sätzen, deren man sich wie kleiner Dolche bedient, macht die Kürze selbst die Sylbenfüße freyer; denn oft muß man sie nur einzeln gebrauchen, gemeiniglich aber zwey, nicht leicht über drey. —

Die Glieder des Perioden müssen nothwendig gegen einander abgemessen seyn; fallen sie aber gegen das Ende kürzer, so wird der Periode vor der Zeit abgebrochen. Es muß daher das Letzte dem Ersten, der Schluß dem Anfang, entweder gleich, oder, welches noch angenehmer tönet, lieber etwas länger seyn.

Die Beredsamkeit heißt, was sie auch wirklich ist, ungebunden, nicht als ob sie alle Bande fliehe, sondern weil sie ohne Fesseln sich selbst zu regieren weiß, und ihr kein gezwungener, wohl aber ein freyer Wohlklang geziemt. Wie läßt sich aber dieß bewirken? Die Sache ist lange nicht so schwer, als nothwendig; denn nichts ist so zart, so biegsam, nichts folgt

der Hand des Künstlers, die es bearbeitet, so leicht, als die Rede.

Quintilian:

Den Unterschied zwischen Rhythmus und Metrum, welchen nur wenige Jünglinge ganz deutlich erkennen, bestimmt der römische Kunstrichter sehr genau durch folgende Gränzlinien:

Der Rhythmus oder die abgezählten Zwischenräume beruhen auf der Dauer der Zeiten, welche die Sylben erfordern; das Metrum oder die Sylbenmaße aber zugleich auf ihrer Ordnung; es wird daher bey jenem mehr auf eine Quantität, bey diesem auf die Qualität gesehen. Ferner liegt ein Unterschied auch darin, daß der Rhythmus willkührliche Zeiträume hat, das Metrum abgemessene, und daß bey diesem die Absätze genau bestimmt sind, bey jenem in einer fortwährenden Reihe bis zum Übergange in eine andere Art des Rhythmus fortlaufen. Metrum kann nur in Worten seyn, Rhythmus befindet sich auch in der Bewegung eines Körpers.

* * *

Die Behandlung der Sylbenfüße ist in der Prosa weit schwerer als in Versen; denn erstlich wird der Vers in wenigen Abschnitten beschränkt; die Prosa aber hat mehr und längere Wendungen; ferner bleibt der Vers sich immer ähnlich, und endiget durchgängig auf einerley Weise; die Prosa aber beleidiget durch Einförmigkeit das Ohr, und verfällt in ein gezwungenes Ansehen, wenn sie nicht steten Wechsel hat.

* * *

Den vorzüglichsten Numerus erheischet der Schlußfall des Perioden; nächst diesem fordert der Anfang desselben große Sorgfalt, indem der Zuhörer auch auf ihn seine Aufmerksamkeit besonders richtet. Indeß ist die Behandlung der Anfänge doch leichter, denn sie hängen nicht mit etwas anderem zusammen, richten sich nicht nach dem Vorhergehenden, sondern nehmen einen neuen Gang. Der Schlußfall aber, er sey noch so harmonisch, verliert immer etwas von seinem Reize, wenn man

auf einem holperigen Wege zu ihm herabkommt. Man muß daher auch den mittleren Theil des Perioden nicht nur in so weit bearbeiten, daß alles zusammenhänge, sondern auch dafür sorgen, daß nichts zu gedehnt und träge sey, aber auch eben so wenig mit gespitzten Worten aufhüpfe und spielend werde wie Kinderklappern. Anfang und Schlußfall haben allerdings das meiste Gewicht; man muß aber auch in dem, was zwischen beyden steht, kleine, fast unmerkliche Zwischenfristen anzubringen suchen, so wie der Fuß eines Laufenden, obschon er nirgends verweilt, dennoch Spuren seiner Tritte zurückläßt.

* * *

Ein ganzer Vers in Prosa ist etwas Häßliches, ein Theil davon schon nichts Schönes, und zwar noch weniger, wenn ein Ausgang eines Verses im Schlußfalle, oder ein Anfang in den ersten Worten des Perioden erscheint. Umgekehrt möchte sich's besser schicken, und wird auch eine wirkliche Schönheit, wenn die erste Hälfte eines Verses den Perioden schließt, die letztere aber ihn anfängt.

* * *

Die Rede muß gleiten und fließen, nicht aber durch abgemessene Füße und abgewogene Sylben, wie ein träger Alter daherschleichen, sonst ist sie stets ein Beweis, daß ihr Schöpfer ein armer Kopf ist, der sich gern mit großen Kleinigkeiten ängstlich beschäftiget. Wer sich in eine solche Bemühung ganz vertieft, wird zu dem Wichtigeren keine Muße haben, wird die den Gegenständen und der Sprache eigenthümlichen höhern Schönheiten darüber versäumen, und, wie der Dichter Lucil sagt, Scherben zusammenlegen und seine buntgefärbten Phrasen mit viereckiger Form in einander fügen.

* * *

Was im Gedichte die Versification ist, dessen Stelle vertritt in Prosa die harmonische Wortfügung. Am besten aber urtheilt hierüber das Ohr; es fühlt den volltönenden Ausdruck, vermißt bey dem leeren etwas, wird durch den holperigen beleidiget, durch den sanften erfreut, durch den gedrängten ermun-

tert, billiget den schönen Fluß der Rede, entdeckt leicht, wo sie hinkt, und empfindet Ekel an der schwelgerischen Üppigkeit. Die Kunst kann hier Manches gar nicht erklären.

* * *

Einschnitt ist ein Gedanke, der durch keinen vollen Numerus geendigt ist. Ein Glied ist zwar ein mit vollem Numerus geendigter, aber vom ganzen Körper abgesonderter Gedanke, der an sich noch nichts bewirkt. Einschnitte und Glieder müssen unter einander vermischt seyn, und so auf einen erwarteten Schlußfall ausgehen.

* * *

Überall, wo man mit Schärfe, mit Nachdruck und Muth reden soll, bediene man sich kurzer abgebrochener Glieder. Man passe die ganze Wortstellung den Gegenständen selbst an; sind diese unangenehm, so muß auch der Numerus hart seyn, damit der Zuhörer mit dem Redner zugleich in Schrecken gerathe. Gewöhnlich muß man gliederweise erzählen, und die Perioden selbst durch größere Zwischenräume auflösen, ausgenommen, wenn man etwas nicht sowohl zum Unterrichte, sondern vielmehr zum Vergnügen erzählt, wozu sich ein sanftfließender Zusammenhang besser schickt. Der eigentliche Periode paßt da am besten, wo der Gegenstand Theilnahme, Empfehlung, Mitleid bedarf, ferner für Gemeinplätze, und überhaupt, wo man erweitert. Ein rauher Periode wird erfordert, wenn man anklagt, ein gedehnter, wenn man lobt; auch im Epilog. Dann aber muß man alle Kunst der Wortfügung anwenden, wenn der Zuhörer die vorgetragene Sache nur inne hat, sich dem Redner anvertraut, und schon durch das Vergnügen des Vortrags sich hinreißen läßt.

Die Geschichte verlangt nicht so wohl einen abgemessenen Numerus, als eine gewisse Ründung und ein zusammenhängendes Gewebe; denn ihre Glieder sind schon alle verknüpft, wenn sie mit leichtem Schritte daherhüpft oder fließt, wie Menschen, die sich einer den andern im Gehen an der Hand fassen, ihre Schritte sichern, sich fest halten und gehalten werden.

Die Lobrede, und überhaupt, was zur demonstrativen

Gattung gehört, hat einen freyeren und strömenderen Numerus. Die gerichtliche und Berathschlagungsrede ist in der Zusammenstellung der Wörter so veränderlich, als sie in Ansehung ihres Stoffes mannigfaltig ist.

Die Erzählung verlangt langsamere und, so zu sagen, bescheidenere Sylbenfüße, besonders solche, die mit langen Sylben untermischt sind. Ist ihr Ton gleich oft herabgestimmt, so erhebt sie sich doch auch manchmahl, und bemüht sich stets zu lehren und ihren Gegenstand den Gemüthern einzuprägen, welches kein Werk der Eilfertigkeit ist. Es scheint überhaupt die ganze Erzählung die schicklichste äußere Form dann zu haben, wenn sie aus längern Gliedern und kürzeren Perioden besteht.

* * *

Für Würde und Erhabenheit, und für alles Geschmückte überhaupt passen lange Sylben vorzüglich; sie geben den hohen Wortklang. Das Sanfte erfordert mehr Ruhepuncte und Zwischenräume. Kurze Sylben schicken sich wohl zu Beweisen, Eintheilungen, Scherzen und überhaupt zu Allem, was sich der Sprache des Umgangs nähert.

Das Erhabene liebt den gedehnten Daktylus und den Päon, welche Füße, wenn sie gleich größten Theils kurze Sylben enthalten, dennoch volle Räume und lange Zwischenfristen machen. Heftige Worte werden durch den Jambus noch heftiger, weil dieser Fuß einen Stoß hervorbringt, Schritt vor Schritt sich hebt, und von kurzen zu langen Sylben andringt. Er ist daher in diesem heftigen Vortrage besser anzuwenden als der Choreus – ⏑, welcher von langen Sylben zu kurzen herabsinkt.

Überhaupt aber ist es besser, daß die Sprache hart und rauh sey, wenn es nicht zu vermeiden ist, als weibisch und entnervt; es darf daher kein schickliches und charakterisirendes Wort um einer sanftfließenden Harmonie willen verloren gehen.

* * *

So lauten die Grundsätze über den redneriſchen Numerus, welche uns zwey Koryphäen des Alterthums noch jetzt zurufen. Sie stimmen in dem Wesentlichen ganz überein; und findet sich

in ihrer Ansicht der Kunst irgend eine Verschiedenheit, so liegt sie entweder nur in einer Regel von minderer Bedeutung, oder sie ist mehr scheinbar, und wird sich von dem Scharfsinn und der Aufmerksamkeit des Denkers leicht ausgleichen und in Harmonie auflösen lassen.

§. 14.

Wirkung des Perioden.

Die Wirkung des Perioden äußert sich vorzüglich dadurch, daß er mehrere Vorstellungen oder Urtheile innig mit einander verbindet und ihnen die Richtung nach einem Ziele gibt.

Dieß zeigt sich am deutlichsten, wenn man die beyden Hauptfälle untersucht, in welchen er Statt finden kann:

1. bey Schilderung einer Sache oder Empfindung;
2. bey Festsetzung eines Urtheils.

Im ersten Fall ist er ein wirkliches Gemählde, worin alles so gezeichnet und geordnet seyn muß, daß es zu einer einzigen Hauptvorstellung sich verbindet, und das Ganze dadurch den lebhaftesten Eindruck hervorbringt. Im zweyten Falle begreift der Periode einen Vernunftschluß, worin alle Glieder, Sätze und Einschnitte auf die Darstellung der Gewißheit und unumstößlichen Wahrheit des Hauptsatzes abzwecken.

Ein sehr passendes Beyspiel eines historischen Perioden, welcher ein Gemählde enthält, führt Sulzer an. Es ist eine Anekdote, welche Livius vom König Antiochus erzählt *). Im nicht periodirten Vortrage würden sie also lauten:

„Von Demetrias kam der König nach Chalcis; da entbrannte er von Liebe für ein Mädchen, die Tochter des Kleoptolemus. Der König ließ durch Abgeordnete bey ihrem Vater um sie werben. Er sandte zu wiederhohlten Mahlen an ihn; endlich hielt er selbst mündlich um sie an. Der Vater hatte nicht Lust, sich in die Gefahren eines höhern Standes zu verwickeln, er wurde aber durch das viele Beschicken und Anhalten ermü-

*) L. 36. cap. 11.

det, und gab seine Einwilligung. Hierauf wurde die Vermählung gefeyert. Dieß geschah, als ob man mitten im Frieden gelebt hätte."

Diese Erzählung, so in einzelnen Sätzen vorgetragen, gleicht einem Gemählde ohne Anordnung und Gruppirung, wo die Personen alle in eine Linie gestellt sind. Livius faßte sie daher in einen Perioden zusammen;

„Rex Chalcidem a Demetriade profectus, amore captus virginis chalcidiensis, Cleoptolemi filiae, quum patrem primo adlegando, deinde coram ipse rogando, fatigasset, invitum se gravioris fortunae conditioni illigantem, tandem impetratare, tanquam in media pace nuptios celebravit." —

„Nachdem der König von Demetrias nach Chalcis gekommen war, und daselbst für ein Mädchen, des Kleoptolemus Tochter, von Liebe entbrannt war, wurde jetzt, als er zuerst nach langem Werben durch Andere, dann durch eigenes Bitten, den Vater, der sich in eine höhere Verbindung ungerne einließ, ermüdet und dessen Einwilligung erhalten hatte, das Vermählungsfest wie mitten im Frieden gefeyert." —

Hier läßt sich die Wirkung des Perioden nicht verkennen. Der Zweck des historischen Gemähldes ist, den Leichtsinn des Königs darzustellen, welcher sich in einem gefahrvollen Kriege von seiner Leidenschaft so beherrschen ließ, als lebte er mitten im ruhigsten Frieden. Dieß ist der Hauptgedanke, auf welche alle einzelne Sätze und Züge hinarbeiten, so daß wir am Schlusse des Perioden das lebhafteste Bild davon in uns haben.

Durch den unperiodirten Vortrag wäre dieß nicht zu bewirken gewesen, weil dieser, selbst wenn er jeden Umstand der Sache noch so genau bezeichnet, dennoch die einzelnen Züge zerstreut läßt, folglich kein leicht übersehbares Ganzes gibt. Nur der Periode zwingt uns zu jener anhaltenden Aufmerksamkeit, welche alles, was wir gelesen haben, zu einer Hauptvorstellung verbindet, wodurch wir am Ende die vereinigte Wirkung alles Einzelnen um desto lebhafter fühlen.

Nicht minder wichtig ist der Periode da, wo es sich um Überzeugung handelt. Er verbindet die zur Überzeugung nöthigen Sätze so mit einander, daß keiner für sich allein die Aufmerksamkeit festhält, sondern nur alle zusammen am Ende das überzeugende Resultat in seiner ganzen Stärke geben.

§. 15.

Gebrauch des Perioden.

Nicht jede prosaische Form der Darstellung kann von dem eigentlichen oder künstlichen Perioden vollen Gebrauch machen. Je mehr ein stylistisches Werk sich der Conversations-Sprache nähert, um so weniger darf rednerischer Perioden-Bau darin herrschen; denn man ist im täglichen Umgang kein Redner. Es passen daher zum Conversations-Ton nur jene natürlichen Perioden, welche sich jedem zusammenhängend denkenden Menschen von selbst darbiethen, sobald die Sprache einen höhern Grad grammatischer Vollkommenheit erreicht hat. Überall in rednerischen Perioden zu sprechen, wäre, wie Sulzer sagt, eben so viel, als jedes gemeine, alltägliche Geschäft mit Pomp und Feyerlichkeit verrichten; denn der Periode hat unverkennbar etwas Veranstaltetes und Förmliches, welches da, wo es nur darum zu thun ist, seine Gedanken kurz und gut, oder wenigstens ohne alle Feyerlichkeit vorzutragen, nicht an seinem rechten Platz wäre. Bey feyerlichen Reden aber, in historischen und dogmatischen Werken, würde der Vortrag ohne kunstmäßige Periodirung nie seine ganze Vollkommenheit erreichen.

Indeß darf aber auch in solchen stylistischen Producten nicht Alles periodirt seyn, weil nicht alles gleich bedeutungsvoll ist, eigentliche Periodirung aber nur in den wichtigsten Stellen eines Werkes Statt finden soll, nähmlich da, wo es sich vorzüglich darum handelt, die Phantasie, den Verstand, oder das Gemüth durch einen festgeschlossenen Verein, ich möchte fast sagen, durch einen Phalanx von Vorstellungen mit voller Kraft anzugreifen. Bestände aber eine ganze Rede aus kunstmäßigen lan-

gen Perioden, so würde sie, sey sie übrigens auch noch so vortrefflich ausgearbeitet, den Zuhörer oder Leser dennoch ermüden, indem er in jener höheren Anstrengung der Aufmerksamkeit, welche der Periode erfordert, in die Länge nicht auszudauern vermag. Es bleibt uns noch übrig, etwas von der Eigenthümlichkeit des Perioden-Baues in den verschiedenen prosaischen Formen zu sagen. Zuerst von dem Geschäftsstyl.

Dieser Styl fordert, bey der höchsten Deutlichkeit und Bestimmtheit, Ernst und Würde. Er soll nicht zierlich und blühend seyn; man würde ihn dadurch zu einem unerträglichen Zwitter machen. Daß er aber nicht dunkel, verworren und gar zu schwerfällig werde, vermeide man den — leider noch nicht hinlänglich ausgerotteten — Fehler des dunkeln, holperigen, unendlich weitschweifigen und schwerfälligen Periodenbaues. Wird man es sich angelegen seyn lassen, diesen einfacher und klarer zu bilden, und dabey Barbarismen und Solözismen zu vermeiden, so wird seine zweckmäßige Schönheit sich von selbst finden. Der Nutzen eines reinen Geschäftsstyls ist unverkennbar und von größter Wichtigkeit. Dieß erkannte König Gustav III. in seinem ganzen Umfang, und erklärt daher in seinen hinterlassenen Schriften, daß der ausgebildete Vortrag von außerordentlicher politischer Wichtigkeit sey, und sich über Alles erstrecke, was auf das allgemeine Beste und die öffentliche Ruhe Bezug hat; ja, daß es nur dadurch erzielt werden könne, die Unterhandlungen, Verträge und Gesetze nicht mehr jener Dunkelheit und jenen schwankenden und willkürlichen Auslegungen preiszugeben, welche so oft den wahren Sinn entstellt und unendliche Verlegenheiten erzeugt haben *).

Der Brief nähert sich entweder, seinem Inhalte nach, dem Geschäftsstyl, und wird ihm dann auch in der Form ähnlich, oder er gehört zu irgend einer feyerlichen Gelegenheit. Im letztern Falle schmückt er sich mit den längern und vollern Perioden, besonders da, wo der Grundton der Ehrfurcht vor-

*) Collections des écrits. T. 1. p. 7.

herrscht. Ist er aber der treue Abdruck der geselligen Lebensverhältnisse und des vertraulichen Umganges, dann fordert er den leichten und gefälligen Perioden-Bau, im angenehmen Wechsel mit freyen Sätzen.

Der Perioden-Bau des historischen Styls ist so verschieden, als die Arten der Geschichtserzählung selbst. Er wird trockener seyn in der compendiarischen und tabellarischen Form; in der pragmatischen Geschichte aber erscheint er in der ganzen Fülle seiner klangreichen Schönheit. Aber auch bey dieser letztern findet er seine vorzüglichste Stelle in Betrachtungen, Beschreibungen, Gemählden und Charakterschilderungen. Dieses gilt auch von der erzählenden Form überhaupt, zu welcher die Geschichte gehört. Die hier gegebene Vorschrift gilt also auch für den naturhistorischen Styl; für die Reisebeschreibung, für den Roman und die Erzählung, für Biographien und Memoires, je nachdem sie mehr oder weniger tabellarisch und gedrängt, oder pragmatisch und breit dahinströmend sind. So wird z. B. der Roman, welcher mehr auf Handlung, als auf Gemählde, Schilderungen und Betrachtungen ausgeht, weniger Kunst des Perioden-Baues entwickeln.

Bey rein wissenschaftlichen Werken kommt es zwar eigentlich allein auf den Gedankenstoff an; dessen ungeachtet aber darf der didaktische Styl den Perioden-Bau und seinen Gebrauch nicht außer Acht lassen. Der dogmatische Vortrag gewinnt dadurch für seine beabsichtete Überzeugung, da der Periode Einheit, Deutlichkeit und Überblick bewirkt. Und will der dogmatische Schriftsteller seinem Vortrage um so mehr Eingang verschaffen, so wird er um so sorgfältiger auf die ästhetische Vollkommenheit der Darstellungen bedacht seyn müssen. Dieß gilt in noch höherem Grade von dem Moralisten. Auf jeden Fall ist hier der feyerliche und volle Periode an seiner rechten Stelle. Was den oratorischen Styl betrifft, so versteht sich von selbst, daß der Redner mit der höchsten Vollkommenheit auch die größte Mannigfaltigkeit der Perioden verbinden muß.

§. 16.

Harmonie der Rede.

Nebst dem bisher betrachteten Numerus der einzelnen Perioden gibt es noch einen höheren, einen der Harmonie der ganzen Rede, welche durch das gefällige Ebenmaß in dem Zusammenhange einer Reihe von Perioden entsteht, und Einheit in der schönsten Mannigfaltigkeit enthält. Was von dem Numerus der einzelnen Perioden gesagt wurde, muß auch auf die Folge derselben angewendet werden. Die Perioden müssen daher bald kürzer, bald länger, bald einfach, bald zusammengesetzt seyn, um durch gefälligen Wechsel die Aufmerksamkeit des Lesers ohne Ermüdung in angenehmer Spannung zu erhalten.

In dieser Hinsicht, bemerkt auch Longin: nichts sey geschickter, einer Rede Schwung und Erhabenheit zu geben, als die Verbindung der Perioden, welche, so wie die Glieder des menschlichen Leibes, einzeln genommen, keine Wirkung thun, zusammen aber ein ganzes erhabenes Gebäude darstellen. Das einzelne Große, hier und da verstreut, wird selbst klein, und wirkt nichts Großes; wird aber alles zu einem Körper zusammengesetzt, und durch das Band der Harmonie gebunden, so wird jedes selbst durch die Verbindung größer. Und so ist die Erhabenheit eines Perioden, so zu sagen, eigentlich nur ein zusammengetragenes Ganzes. Und auf die Art ist es zu begreifen, wie es gekommen, daß viele Schriftsteller, die zwar nicht ganz ohne Erhabenheit waren, aber doch auf eine vorzügliche Größe keinen Anspruch machen konnten, und die noch dazu sich oft ziemlich gemeiner und wenig edler Ausdrücke bedienen, dennoch durch bloße Verbindung und Harmonie in das Ansehen einer Größe und einer vorzüglichen Würde gekommen, wenigstens nicht für niedrig geachtet worden sind *).

*) Longin vom Erhabnen 40. Cap. nach Schlossers Übersetzung.

Longin tadelt in dieser Hinsicht den Aristophanes und Euripides; und Schlosser bemerkt dabey, daß wir auch deutsche Dichter haben, von denen man das Nähmliche mit Recht sagen könnte: sie wären nicht als Dichter geachtet worden, wenn die Harmonie ihrer Sprache sie nicht unterschiede. Klopstock selbst hat oft durch die Harmonie der Sprache seinen Gedichten einen Werth gegeben, der ihm für die Unsterblichkeit bürgt. Von dieser Art ist unverkennbar sein folgendes Gedicht, die Erscheinung, nach Glucks, Pergolese's und Zoppi's Composition. Ich gebe es hier, wie es sich im Leipziger Musen-Almanach für das Jahr 1778 befindet *).

Die Erscheinung.

Ende Schmerz, langer Schmerz der Liebe!
Wer empfand sie je wie ich?
Wer wie ich ihren Gram, ihre Qual,
Und all ihr Weh!
Und du schweigst mir, meine Selma, du schweigest?
Verstumme nicht auf ewig!
Jahre schon blutet mein Herz!
Höre, Selma, Selma!
Ach, sie wendet weg ihr Auge
Von der sanften edlen Wehmuth,
Liebt mich nicht.

* * *

Selma, Selma, Geliebte! sonst konnt' ich weinen!
Freude wurde meine Thräne,
Wallte sanft die Wange nieder,
Wenn mit ihr mich Hoffnung täuschte!
Weinen konnt' ich, kann's nicht mehr.
Geliebte, wie keine geliebt wird,
Weinen konnt' ich, kann's nicht mehr!
O die ich ewig liebe, ewig, Selma!
Einst konnt' ich weinen,
Freude wurde meine Thräne; u. s. w.

*) In Klopstocks gesammelten Gedichten ist dieses Muster harmonischer Sprache nicht aufgenommen.

Selma, Selma, meine Selma,
Ich konnte weinen:
Geliebte, wie keine geliebt wird.
Freude war oft meine Thräne, meine Wehmuth,
Und rann so sanft —
Weinen konnt' ich, kann's nicht mehr!

* * *

Aber wie, wenn ich zu dir
Todt nun komme, Schreckgestalt, dir,
Der Bebenden, erscheine,
Du dann auch nicht weinen kannst?
Ach, in dunkler Nacht zu dir
Todt nun komme,
Todt nun, todt nun;
Du dann auch nicht weinen kannst?
Voller Grau'n nur rufen kannst:

Seele, o wende dich zu deinem Grabe;
Todter! wie wandelst du!
Kommst immer näher!
Warum, warum mir winken?
Was willst du mir?
Seele, du schreckliche!
Hör' auf zu winken!
Todter, wie nahst du!
Was willst du mir?
Seele, o wende dich zum Blumengrabe!
Todter, entflieh, entflieh!
Ich war's, ich streute die Trauerblumen.
Hör' auf zu winken!
Was winkst du mir?
Warum mir winken? was willst du mir?
Todter, vor Angst, vor Grauen,
(Hör' auf zu winken)
Todter, erstarrt mein Herz!
Was willst du mir? —

* * *

Ach, ich kam nicht, o Selma, zu schrecken;
Todt auch, und wenn ich, du Theure, dir erscheine,
Lieb' ich, liebe!
Allein du verkennst dann den Todten,

Entsetzest dich vor ihm,
Weißt nicht, Selma, daß er noch immer liebt,
Daß ihm Liebe gebeut, dir zu winken.
Ach, sie weiß nicht, welch Leben wir leben;
Schaudert, wanket, bebet, Geister zu sehen,
Hält den Anblick, ach, des Todten nicht aus!
Weh mir! weh! dich ergreift Entsetzen,
Angst dich, starrende, tödtende, weh mir!
Rächt so die verachtete Liebe
Ihre lange zu schreckliche Qual?
Angst ergreift dich! Entsetzen, Entsetzen
Rächet u. s. w.
Weh mir, weh mir! Entsetzen ergreift dich!
Angst ergreift dich zu furchtbar, zu furchtbar!
Rächet u. s. w.

§. 17.

Geschichte des Perioden-Baues.

Erfinder und Bildner des Perioden-Baues waren die Griechen. Bey ihnen entstand er und erhielt zugleich seine höchste Stufe der Vollkommenheit. Den Griechen folgten, hier so wie in allem übrigen, was Kunst und Wissenschaft heißt, die nachahmenden Römer, unter denen Cicero der größte Künstler im Perioden-Bau ist.

Die deutsche Sprache hat ihren Perioden-Bau zuerst aus der lateinischen Sprache entlehnt, weil diese, beym Wiederaufleben der Künste und Wissenschaften in Italien, zuerst bekannt wurde, die griechischen Meisterwerke aber unter uns erst später erschienen, als neuere Griechen, flüchtig vor türkischer Barbarey mit den Schätzen des griechischen Alterthums, ihr Vaterland verließen und im Abendlande Schutz suchten.

Von den Sprach-Figuren.

§. 1.

Figürlicher Ausdruck.

Alle Sprachen sind in ihrem Anfange bildlich. Sie haben zuerst größten Theils nur Wörter zur Bezeichnung sinnlicher Gegenstände, welche sodann auf übersinnliche Begriffe übertragen werden. Unsere abstracten Ausdrücke sind daher ursprünglich sinnliche; z. B. die Wörter: begreifen, einsehen, Vorstellung, Hang, Neigung u. s. w.

Man unterscheidet deßhalb eigentliche Bedeutungen von den uneigentlichen.

Eigentliche Bedeutungen sind diejenigen, welche die auszudrückende Sache oder den darzustellenden Begriff selbst unmittelbar bezeichnen; uneigentliche aber sind diejenigen, welche den auszudrückenden Gegenstand erst mittelbar, nähmlich durch ein Bild, welches denselben erklärt und mahlt, bezeichnen. Man nennt diese letztern auch die figürliche Bedeutung oder den figürlichen Ausdruck.

Man muß sich also die uneigentlichen Bedeutungen und Ausdrücke erst durch eigentliche erklären, indem die figürliche Sprache überhaupt eine gewisse Abweichung von der gewöhnlichen und einfachen Art des Ausdrucks voraussetzt. So nennt man z. B. einen Menschen, welcher so allgemein und wohlthätig Gerechtigkeit übt, wie die Sonne ihr Licht spendet, eine Sonne der Gerechtigkeit. Eben so sagt man auch: ein Strom von Empfindungen, der Abend oder der Frühling des Lebens, das grausame Meer u. s. w.

Figürliche Ausdrücke entstehen also, wenn man darzustellende Begriffe und Gegenstände nicht bloß geradezu bezeichnet, sondern sie durch Hinzufügung eines Bildes so ausdrückt, daß der Eindruck dadurch einen höhern Grad von Stärke und Lebhaftigkeit erhält. Wenn man z. B. sagt:

„Dem redlichen Manne bleibt auch im Unglück noch ein Trost:" so ist dieser Gedanke mit den eigentlichsten Worten und auf die einfachste Weise ausgedrückt. Sagt man aber:

„Dem Redlichen leuchtet auch in der Finsterniß ein Licht:" so wird der Gedanke in einen figürlichen Ausdruck eingekleidet; denn es sind die Bilder von Licht und Finsterniß hinzugekommen statt der eigentlichen Ausdrücke Trost und Unglück.

§. 2.

Figuren und Tropen.

Alles Figürliche des Ausdrucks zerfällt in zwey Hauptgattungen: Tropen und eigentliche Figuren.

Der Trope ist die zweckmäßige Veränderung der eigenthümlichen und ursprünglichen Bedeutung eines Gegenstandes oder Begriffs, den man verschweigt, in eine uneigenthümliche. Z. B.

„Des Lebens May blüht einmahl und nicht wieder."

Schiller.

Der eigenthümliche Begriff: des Lebens Jugend ist hier verschwiegen, und es steht dafür der Trope May.

Die Figur ist eine besondere, von der Sprache des gemeinen Lebens abweichende, Form oder Wendung des Ausdrucks zur Beförderung seiner Schönheit, welche der höchste Zweck aller ästhetischen Darstellung ist.

Es zeigt sich hieraus, daß die Figur mehr Ausdehnung und Mannigfaltigkeit hat, als der Trope, und dieser letztere eigentlich nur eine untergeordnete und beschränktere Figur ist, welche aus der Verwechslung der ästhetisch vollkommneren Nebenvor-

stellungen mit den weniger schönen Hauptvorstellungen entsteht.

Der Ausdruck Figur wird entweder in eigenthümlicher oder in uneigentlicher und figürlicher Bedeutung genommen. Die eigenthümliche Bedeutung des Ausdrucks Figur findet nur in den Künsten des Raumes Statt, indem Figur die äußere, durch bestimmte Umrisse beschränkte Gestalt andeutet. Die Figuren sind daher in dieser Hinsicht Flächenfiguren oder körperliche Figuren. Die erstern finden sich z. B. in der Tanzkunst, die letztern in der Bildhauerkunst.

In uneigentlicher Bedeutung wird das Wort Figur in den Künsten der Zeit genommen, insbesondere in der Poesie, Rhetorik und Musik. In Hinsicht der beyden erstern spricht man immer nur von rhetorischen oder Rede-Figuren, nie aber von poetischen Figuren überhaupt, welches ohne Zweifel daher rührt, weil die griechischen Rhetoriker früher darauf Rücksicht nahmen, als die Poetiker. Da nähmlich Jene bemerkten, daß ein Theil der Schönheit und des Nachdrucks in den besondern Redeformen und Sprachwendungen liege, welche zugleich gewisse Kennzeichen und unterscheidende Merkmahle an sich tragen, mittelst welcher sie füglich unter besondere Classen gebracht werden können, so gaben sie ihnen den Nahmen Figuren; denn so wie die Figur oder Gestalt eines Körpers ihn von allen andern ähnlichen unterscheidet, so hat auch jede dieser Sprachformen eine gewisse Eigenthümlichkeit in Gestalt und Wendung, durch welche sie sich nicht nur von dem gewöhnlichen Ausdruck überhaupt, sondern auch von allen übrigen Figuren unterscheidet.

§. 3.

Drey Hauptgattungen der Figuren.

Man kann alle Figuren in drey Hauptclassen eintheilen:

a) Wort- oder Rede-Figuren.

b) Sach- oder Gedanken-Figuren.

c) Klang-Figuren.

Wort-Figuren sind hiernach diejenigen, die sich auf die bestimmten Worte beziehen. Die Wesenheit dieser Classe von Figuren liegt also in den jedes Mahl gebrauchten Worten, mit deren Veränderung die Figur selbst wegfallen würde. Hierher gehören auch alle Tropen. Z. B. in der schon angeführten Stelle:

„Dem Redlichen leuchtet auch in der Finsterniß ein Licht." Die Figur liegt in den Worten: Licht und Finsterniß. Wählte man statt diesen die Worte: Trost und Unglück, so würde mit der eigentlichen Bedeutung die Wort-Figur aufhören. Wort-Figur und Trope verhalten sich also zu einander wie Gattung und Art. Es gibt Wort-Figuren, die keine Tropen sind, wie z. B. die Anapher *), wogegen aber alle Tropen Wort-Figuren sind.

Sach- oder Gedanken-Figuren sind diejenigen, welche in der Form und Wendung des ganzen Gedankens bestehen, bey dessen Darstellung man daher die Worte entweder in ihrer eigenthümlichen oder in ihrer figürlichen Bedeutung gebrauchen kann. Von dieser Art ist z. B. der Eingang von Cicero's erster Rede gegen den Catilina: „Wie lange noch, Catilina, willst du unsere Geduld mißbrauchen? wie lange noch soll dein wüthender Rottengeist uns sogar Hohn sprechen? bis zu welchem Ziele wird deine ungebändigte Tollkühnheit sich zu blähen fortfahren?" u. s. w. Die Figur liegt hier nicht in den gebrauchten Worten, sondern darin, daß der Redner seinen Gedanken gerade in diese Form einkleidete, und mit einem Sturm gehäufter Fragen und Ausrufungen auf den schamlosen Staatsverräther eindringt. Man könnte alle Worte, deren er sich bedient, verändern, und die Gedanken-Figur würde nichts destoweniger dieselbe bleiben. Indeß kann eine Gedanken-Figur auch mehrere Wort-Figuren enthalten.

*) Anapher, Anaphora, öftere Wiederhohlung des erstern Wortes; z. B. Die Erde ist der Stoff; hier suchen wir Ehre, hier herrschen, hier geizen wir. Seneca.

Die Figuren, welche sich bloß auf den Klang beziehen, gehören eigentlich nur dem Dichter; der Redner fällt durch ihren Gebrauch ins Spielende und Verkünstelte.

Der Unterschied zwischen Wort- und Gedanken-Figuren ist indeß weder wichtig noch zulänglich. Es läßt sich oft nicht einmahl fest bestimmen, ob eine Figur zu der ersten oder zur zweyten Classe gehöre. Dieß ist z. B. der Fall beym metaphorischen Ausdruck, da wo er in die Allegorie überzugehen beginnt; eben so auch bey den bald kürzern, bald längern Personificationen und mehreren andern Figuren. So bemerkt Quintilian auch von der Ironie, daß sie bald zu den Tropen, bald zu den Figuren gehöre.

Einige Theoretiker ordnen die Figuren anders; z. B. Adelung und Pölitz, nach den verschiedenen Seelenvermögen, in Figuren für das Gedächtniß oder für die Aufmerksamkeit, für die Phantasie, für den Witz und Scharfsinn, für die Empfindung u. s. w. Einige Rhetoriker theilen die Figuren in objective und subjective, andere, z. B. Batteux, in reizende und rührende.

§. 4.

Entstehung und Gebrauch der figürlichen Ausdrücke.

Der erste Gebrauch der Tropen oder einzelnen figürlichen Ausdrücke war ohne Zweifel eine nothwendige Folge des Mangels an eigenthümlichen Ausdrücken; indeß ist diese Armuth der Sprache doch nicht der einzige und wichtigste Grund ihres Ursprunges. Die Herrschaft, welche Einbildungskraft und Leidenschaft über den Menschen und seine Sprache ausüben, hat an der Entstehung der figürlichen Ausdrücke, wie auch der Figuren überhaupt, einen sehr bedeutenden Antheil. In dieser letztern Hinsicht sind sie daher nicht mehr das Product der Nothwendigkeit, sondern das Werk der freyen Wahl. Man glaube also nicht, die Figuren seyen etwas Unnatürliches und Ungewöhnli-

ches, eine Erfindung der Schule, und bloße Hülfsmittel der Kunst. Sie werden im Gegentheil dem Menschen von der Natur selbst gelehrt, und sind unter gewissen Umständen die treffendsten Mittel für den echten Ausdruck unserer Empfindungen und Gedanken. Der Ungelehrte, welcher die Rhetorik nicht dem Nahmen nach kennt, bedient sich der rednerischen Figuren nicht minder als der Geweihte der Kunst. Wird die Phantasie oder die Leidenschaft des gemeinen Mannes entflammt, so ergießt sich seine Sprache in einen Strom figürlicher Ausdrücke und Wendungen, wie nur der geschickteste Redekünstler sich ihrer bedienen könnte.

Die Figuren, welche Cicero Sterne oder Lichter der Rede nennt, dienen also theils zur Lebhaftigkeit des Ausdrucks, theils zur Verschönerung, theils um eine Sache desto anschaulicher zu machen und ins hellste Licht zu setzen. Sie vermehren den Reichthum der Sprache und erweitern den Umfang der Bedeutungen, da sie nur in den Stand setzen, auch die feinsten Schattirungen und Farbenmischungen der Gedanken auszudrücken. Sie erheben die Sprache über den gemeinen Ton des täglichen Lebens, und geben ihr Glanz und Würde. Sie verschaffen uns all das Vergnügen, welches schöne Formen gewähren, und sind überhaupt die natürlichste Sprache der Phantasie und der Leidenschaft.

So viele und bedeutende Vortheile aber auch der Gebrauch der Figuren dem Schriftsteller gewähren mag, so muß man damit doch stets äußerst behutsam seyn und ja nicht glauben, daß alle Schönheit auf ihnen allein oder auch nur vorzüglich beruhe. Ihr zu häufiger oder unschicklicher Gebrauch gibt im Gegentheil der Sprache ein steifes und gezwungenes Ansehen. „Die Empfindung oder die leidenschaftliche Wärme," sagt Blair, „welche dem figürlichen Ausdruck zum Grunde liegt, sie ist es einzig und allein, was das Verdienst desselben ausmacht. Die Empfindung ist der Körper, oder vielmehr die Seele, die Figur bloß das Gewand. Ein kalter oder leerer Aufsatz kann durch keine Figuren gehoben werden; ein Gedanke aber, der entwe-

der erhaben oder leidenschaftlich ist, kann auch ohne Schmuck des Ausdrucks seinen Endzweck erreichen. Wir finden daher in prosaischen und poetischen Meisterwerken eine Menge ergreifender und allgemein bewunderter Stellen, welche in einer ganz einfachen und kunstlosen Sprache geschrieben sind. Figuren und figürliche Ausdrücke sind also nur dann passende Verschönerungsmittel des Ausdrucks, wenn sie sich auf echte Empfindung und Wahrheit des Gedankens gründen, am schicklichsten Orte stehen, und, ohne gesucht zu seyn, gleichsam von selbst durch den Gegenstand herbeygeführt zu seyn scheinen.

Es versteht sich aber von selbst, daß die Schicklichkeit und der mehrere oder mindere Gebrauch der Figuren im Allgemeinen vorzüglich durch die Verschiedenheit der prosaischen Darstellungsformen bestimmt und modificirt werden, deren jede sich zu einer Classe derselben mehr hinneigt, als zur andern. So schließt z. B. der Geschäftsstyl alle Figuren aus, die zunächst die Phantasie und den Witz beschäftigen und gestattet nur einen sehr mäßigen Gebrauch derjenigen, welche auf das Gedächtniß wirken und die Aufmerksamkeit erwecken, um Überzeugung hervorzubringen.

Im Briefstyl hängt der Gebrauch der Figuren von der Verschiedenheit der behandelten Gegenstände ab. Geschäfts- und Wohlstandsbriefe dulden, gleich dem Geschäftsstyl, nur sparsamen Gebrauch der Figuren für Gedächtniß und Aufmerksamkeit. Diesem nähert sich der belehrende Brief. Herrschen in einem Briefe vorzüglich Empfindung und Phantasie, oder Witz und Laune, so dürfen auch nur die denselben entsprechenden Figuren Statt finden; doch hüte man sich stets vor Überladung.

In dem erzählenden und historischen Styl richtet sich der Gebrauch der Figuren nach der Verschiedenheit des zu behandelnden Stoffes. Die erdichtete Geschichte wird sich mit der meisten Freyheit aller Arten der Figuren bedienen, vorzüglich derjenigen für Phantasie und Empfindung, für Witz und Laune. Ganz ausgeschlossen sind die Figuren aus dem Gebiethe der tabellarischen und summarischen Darstellung.

Pragmatische und philosophische Geschichtsform erlaubt den Gebrauch der Figuren für Gedächtniß und Aufmerksamkeit, auch für Witz und Scharfsinn, die letztere aber insbesondere nur höchst sparsam. Figuren der Phantasie können manchmahl bey Schilderungen und Gemählden angewendet werden. Die griechischen und römischen Historiker, da sie die Schönheit der Darstellung so sehr beachten, können hierin die besten Muster seyn.

Der systematische Lehrstyl verträgt, seiner Natur nach, nur Figuren für Gedächtniß und Aufmerksamkeit; der Moralist wird sich mit weiser Mäßigung aus der Figuren für Phantasie und Empfindung bedienen dürfen; dem redneriſchen Vortrag aber steht jede Classe der Figuren zu Gebothe, und so auch dem philosophischen überhaupt in dem Maße, als er sich mehr oder weniger einer redneriſchen Einkleidung bedient.

Es ist indeß um die Eintheilung der Figuren nach den verschiedenen Seelenvermögen eine etwas mißliche Sache, weil sie nur selten eines derselben ausschließend ansprechen, folglich öfter in zwey Classen zugleich gehören können. Um aber doch einen Überblick des ganzen figürlichen Gebiethes zu verschaffen, gebe ich hier auszugsweise die vom Professor Pölitz gebrauchte Eintheilung, welcher sie noch am richtigsten geordnet zu haben scheint.

I.

Figuren für Gedächtniß und Aufmerksamkeit:

Alliteration. Annomination. Frage. Anrede. Wiederhohlung. Inversion. Gradation oder Klimax.

II.

Figuren für die Phantasie; und zwar:

a) Figuren für die reproductive Phantasie *):

Nachbildung von Naturtönen durch Wörter, nähmlich:

*) Die Phantasie ist entweder reproductiv oder productiv. Die reproductive Phantasie ist das Vermögen, aufbewahrte Bilder

Congruenz und Harmonie. Ferner: Emphasis. Epitheta. Exegesie. Umschreibung und Beschreibung. Distribution. Gleichniß. Das Beyspiel.

b) Figuren für die productive Phantasie, nähmlich die Tropen:

Metonymie. Synekdoche. Metapher. Allegorie. Mythologie. Gebrauch des Präsens statt der Vergangenheit. Apostrophe. Vision. Personification oder Prosopopöie. Ausruf. Hyperbel. Ellipse. Interruption. Asyndeton. Polysyndeton. Correction. Aposiopesis. Präterition. Concession. Parenthese. Häufung oder Cumulation. Wunsch. Betheurung und Schwur. Beschwörung und Verwünschung.

und Begriffe zu erneuern und wieder hervorzubringen; die productive oder schöpferische bringt neue Schöpfungen hervor.

Die letztere ist, nach Maimons Erklärung in seiner Abhandlung über den Geschmack, das eigentliche Dichtungsvermögen, welches darin besteht, die wahrgenommenen Gegenstände, nicht in der Ordnung und Verbindung ihrer Coexistenz und Succession, sondern in derjenigen Ordnung und Verbindung, die zur Beförderung der freyen Thätigkeit der Einbildungskraft am angemessensten ist, sich vorzustellen. Professor Carus (in seiner Psychologie) nennt die reproductive Einbildungskraft die sinnliche, die productive die geistige. Die sinnliche oder durch den Sinn belebte ist innerlich nachbildend und so auch einbildend, wiederhohlend bis zur höchsten allseitigen Anschaulichkeit. Diese reproductive Einbildungskraft schließt sich unwillkührlich oder willkührlich an den einst gegebenen Stoff an. Sie ist bloß eine zu helleren Farben gesteigerte Erinnerung, welche auch die Thiere haben; denn sie träumen und fürchten. Die geistige Einbildungskraft ist die ausbildende, daher mehr durch etwas höher Menschliches als der Sinn, durch ein geistiges Princip geleitet. Sie producirt freyer und heißt darum schöpferisch. Sie beherrscht den Stoff, totalisirt Alles, indeß die Vernunft idealisirt, und producirt das Originellste.

III.

Figuren für Witz und Scharfsinn:

Parallele oder Vergleichung. Antitheton. Antithese oder Gegensatz. Das Unerwartete. Das Paradoxe. Parodie und Travestirung. Ironie. Sarcasmus. Diasyrmus. Mimesis. Sentenzen. Sprichwörter. Räthsel. Echo. Anagramm. Sinnbild.

Wir handeln nun von den einzelnen Figuren, zuerst ausführlicher von den wichtigern und viel gebrauchten, dann kürzer von den unbedeutenden und seltner erscheinenden.

§. 5.

Metonymie und Metalepsis.

Alle Tropen gründen sich auf ein Verhältniß, in welchem ein Gegenstand mit einem andern steht, und vermög dessen die Benennung des einen statt der Benennung des andern gebraucht werden kann.

Die sich ähnlichen Verhältnisse, welche die Metonymie, als Figur der Verwechslung verwandter Gegenstände, für einander setzen kann, sind:

a) Die Ursache statt der Wirkung oder die Wirkung statt der Ursache. Z. B.: Graue Haare, statt des Alters, welches graue Haare hervorbringt. Oder: das fröhliche Thal, statt, das Thal, in dem man fröhlich lebt. Oder: Wir bewundern den Pinsel dieses Mahlers.

b) Das Enthaltende für das Enthaltene, oder umgekehrt. Z.B.: Er trank den Kelch der Leiden. Oder: Deutschland nennt seinen Nahmen mit Ehrfurcht.

c) Das Zeichen für das Bezeichnete. Z. B.: Cedant Arma togae, concedat laurea linguae. Das Friedenskleid, als das Zeichen der friedlichen bürgerlichen Beschäftigung, und der Lorber, als das Zeichen des kriegerischen Ruhms, bedeuten hier Krieg und Frieden selbst. Oder: Die dreyfarbige Flagge unterlag, statt: die französische Flotte wurde geschlagen.

d) Eine Eigenschaft für das Subject, an dem sie sich befindet. Z. B. Die Unschuld erhält ihren Lohn; statt: der Unschuldige. Oder: Der Friede wohnt in jenen Hütten; statt: friedliche Menschen. Jugend und Schönheit für junge und schöne Menschen.

e) Das Werkzeug für die Person oder Sache. Z. B.: Die Zunge stürzte ihn ins Verderben.

f) Den Besitzer für das Eigenthum. So sagt z. B. der jüngere Plinius: Quid agit Comum tuum? Wie geht's deinem Comum? statt: wie geht's dir auf deiner Villa?

g) Die Zeit statt der historischen Begebenheiten selbst. Z. B.: das Jahrhundert der Aufklärung, statt jene oder unsere Aufklärung.

h) Den Erfinder statt der Erfindung, den Hervorbringer statt des Hervorgebrachten. Z. B.. Einen Herschel, statt ein Fernrohr von Herschel; oder: er las Göthe'n, statt: Göthe's Gedichte.

Gründet sich diese Figur auf das Verhältniß des Vorhergehenden zum Nachfolgenden oder umgekehrt, so bekommt sie für diesen einzelnen Fall einen besondern Fall, und heißt Metalepsis; z. B. Fuit, er ist gewesen, er hat gelebt, statt: er ist gestorben; oder: Vom Donner getroffen stürzte er zur Erde; statt: vom Blitze.

§. 6.

Synekdoche.

So wie die Metonymie sich überhaupt mit dem Verhältniß des Zusammenhangs beschäftiget, so bezeichnet die Synekdoche im Allgemeinen das Verhältniß des größern oder geringern Umfangs. Dieß kann in folgenden einzelnen Fällen geschehen; man setzt nähmlich:

a) das Ganze statt eines Theiles, oder einen Theil statt des Ganzen; z. B. Eine Flotte von 20 Segeln, statt Schiffen. Oder: Mangel an Brot, statt Lebensmitteln;

b) die Gattung statt der Art, oder die Art statt der Gattung; z. B.: der Künstler, statt der Bildhauer; der Sänger, statt der Dichter. Oder: Gott hat den Planeten ihre Bahnen vorgezeichnet, statt den Sternen;

c) die einzelne Zahl und Zeit statt der mehreren, die bestimmte statt der unbestimmten; z. B.: der Hain grünt, statt die Haine; der Römer war Sieger in der Schlacht, statt die Römer; tausend Sternenheere loben den Schöpfer, statt unendliche;

d) das Individuum für die Art oder die Art für das Individuum; z. B. Auguste und Mecäne für Beförderer und Gönner der Künste und Wissenschaften; ein Tempe, statt einer schönen Gegend; du wirst kein Schiller, statt vorzüglicher Dichter.

In diesem letztern Fall erhält die Synekdoche den Nahmen Autonomasie.

§. 7.

Metapher und Allegorie.

Quintilian überhäuft die Metapher mit Lobsprüchen, und nennt sie den schönsten aller Tropen. „Die Natur selbst," sagt er, „hat sie uns gelehrt. Sie ist so reizend, daß sie in jedem Ausdrucke mit eigenem Lichte glänzt. Sie macht auch, daß keinem Dinge seine Benennung fehle."

Die Metapher ist eigentlich die Gattung der Tropen, und beruht auf dem Verhältniß der zwischen Gegenständen und Begriffen obwaltenden Ähnlichkeit. Ihr Wesen besteht also darin, daß man, statt einen Gegenstand durch seine eigenthümliche Benennung zu bezeichnen, dafür einen andern, ihm ähnlichen setzt, wodurch der bildliche Ausdruck eine Art von Gemählde wird, und in uns eine viel lebhaftere Vorstellung der versinnlichten Sache erweckt. Z. B.: das Feuer der Rede; die Blüthe der Schönheit; das sterbende Jahrhundert. Man überträgt also, nach Quintilians Erklärung, ein Nenn- oder Zeit-

wort von seiner gewöhnlichen Bedeutung in diejenige, welcher entweder ein eigenes Wort fehlt, oder wo das übertragene besser ist, als das gewöhnliche. Aus Noth spricht der Landmann von Augen des Weinstockes. Aus Noth sagen wir: ein harter, ein rauher Mensch; da es keine eigenen Ausdrücke für diese Eigenschaften gibt. Entbrannt von Zorn, entflammt von Begierde, in Irrthum gefallen, sagen wir, um die Bedeutung zu verstärken; da alles dieses mit den gewöhnlichen Worten nicht so stark und eigenthümlich gegeben werden konnte, als mit diesen erborgten. Zum Schmucke aber dient Folgendes: Licht der Rede, Glanz des Geschlechts, Sturm der Krieger.

Eben dieser römische Rhetoriker unterscheidet vier Arten der Metapher:

1. wenn ein belebtes Wesen statt des andern gebraucht wird; z. B. wenn Livius erzählt, Cato sey gewohnt gewesen, den Scipio anzubellen *);

2. ein lebloses Wesen statt des andern; z. B. Virgils: Classique immittit habenas; er läßt der Flotte den Zügel schießen **);

3. leblose Dinge für belebte Wesen; z. B.: durch Schwert oder Verhängniß sank der Muth der Argiver;

4. belebte für leblose; die Metaphern dieser Art sind die kühnsten; z. B. Virgils: Pontem indignatus Araxes. Unwillig trug der Araxes die Brücke. Oder Cicero's: „Was hat dein gezücktes Schwert in der pharsalischen Schlacht? wessen Brust wollte seine Spitze durchbohren? welche Absicht hatten deine Waffen?"

Beschränkt sich die Metapher auf einzelne Ausdrücke, so ist die Allegorie eine fortgesetzte und durch ausführlichere Darstellung der einzelnen Theile ausgedehnte Metapher.

Ein Beyspiel der Allegorie gibt Horazens folgende Ode,

*) Liv. L. 38. cap. 54.

**) L. 6. 1.

worin das Schiff den Staat, die Seestürme den Bürgerkrieg, der Hafen Frieden und Eintracht bezeichnen:

Neue Wellen, o Schiff, sollen auf's tobende
Meer dich bringen? Erschrick, eile zum ruhigen
Hafen! — Siehe nur, sind nicht
Beyde Seiten von Rudern leer?

* * *

Segelstangen und Mast, seufzen sie nicht, von Süd
Schwer verwundet? vermag irgend ein Kiel der Wuth
Allgebiethender Wogen
Ohne Taue zu widersteh'n?

* * *

Jedes Segel erlitt harte Beschädigung;
Götter hast du nicht mehr, Helfer in Noth. Du bist
Zwar die Fichte des Pontus,
Bist die Tochter des schönsten Hains:

* * *

Doch erhebst du den Ruhm deiner Geburt umsonst. —
Furchtsam traut der Pilot keinem gebilderten
Spiegel. — Willst du der Winde
Spott nicht werden, so wahre dich.

* * *

Jüngst mein Kummer, o Schiff, jüngst noch mir Überdruß,
Jetzt mein Wunsch und das Ziel sorgsamer Zärtlichkeit!
Fleuch den Trug des Gewässers,
Das die hellen Cykladen netzt! — *)

Die Allegorie kann entweder ein für sich bestehendes Ganzes seyn, oder auch als Theil eines Kunstwerkes, insbesondere eines stylistischen Products, erscheinen. Ein allegorisches Ganzes stellt uns die horazische Ode vor Augen; indeß findet die Allgorie in dieser Hinsicht ihren eigentlichsten und vorzüglichsten Wirkungskreis im Gebieth der bildenden Künste. Die plastischen Künstler bedienen sich häufig allegorischer Personen, wodurch die Allegorie mit der Personification verbunden wird. Die Gelegenheit z. B. wird gewöhnlich im Laufe vorgestellt. Der Wind jagt ihr das Haar von rückwärts über die

*) Übersetzt von Schmid.

Stirne. An den Füßen sind Flügel. Manchmahl stützt sie die Hand auf ein, als Sinnbild der Geschwindigkeit, neben ihr rollendes Rad. Die Siege des Prinzen von Condé, mit dem Beynahmen der Große, wurden allegorisch so vorgestellt: die Göttinn der Geschichte hält ein Buch, auf dessen Rücken die Worte stehen: Leben des Prinzen Condé. Sie reißt einige Blätter heraus, und wirft sie auf die Erde. Auf diesen Blättern liest man: Entsatz von Cambray, Rückzug von Arras, und mehrere Kriegsthaten, welche dieser Fürst, einer der größten französischen Feldherren des 17. Jahrhunderts, wider seinen König und sein Vaterland unternahm, und die man daher für zu sträflich hielt, um sie unter den Schilderungen seiner Siege aufzustellen, und zu glänzend, um ganz weggelassen zu werden *).

In der Prosa ist ein allegorisches Ganzes eine seltene Erscheinung; desto öfter kommt aber die theilweise Allegorie vor; denn die Allegorie gehört, so wie die Metapher, zunächst dem leidenschaftlichen Gemüthszustande an, und liebt daher die Kürze. Bey dieser Figur ist vorzüglich darauf zu achten, daß das Bild, welches sie uns statt des darzustellenden Gegenstandes gibt, denselben kräftiger und deutlicher als der eigentliche Ausdruck bezeichne. Nebst dem muß aber dieser darzustellende Gegenstand durch die Hülle des Bildes stets bemerkbar hervorschimmern, damit er ohne mühsames Enträthseln erkannt werde, und die didaktische Tendenz, welche mit der Allegorie gewöhnlich verbunden ist, nicht verloren gehe.

Fabeln, Parabeln und Paramythien gehören zur Allegorie, als ihrer Gattung. Die Moral der Fabel ist der in eigentlichen Worten ausgedrückte Sinn der Allegorie. Ein schönes Beyspiel gilt uns Herders allegorische Dichtung:

Der Schlaf.

In jener Schar unzählbarer Genien, die Jupiter für seine Menschen erschaffen hatte, um durch sie die kurze Zeit ihres

*) S. Le Brüns Handwörterbuch der Seelenmahlerey.

mühseligen Lebens zu beglücken und zu vergnügen, war auch der dunkle Schlaf. „Was soll ich," sprach er, da er seine Gestalt ansah, „unter meinen glänzenden gefälligen Brüdern? welches traurige Ansehen habe ich im Chor der Scherze, der Freuden und aller Gaukeleyen des Amors? Mag es seyn, daß ich den Unglücklichen erwünscht bin, denen ich die Last ihrer Sorgen entnehme, und sie mit milder Vergessenheit tränke. Mag es seyn, daß ich dem Müden gefällig komme, den ich doch nur zu mühseliger neuer Arbeit stärke. Aber denen, die nie ermüden, die von keiner Sorge des Elends wissen, denen ich immer nur den Kreis ihrer Freuden störe?" —

„Du irrest," sprach der Vater der Genien und Menschen, „in deiner dunkeln Gestalt wirst du aller Welt der liebste Genius werden. Denn glaubst du nicht, daß auch Scherze und Freuden ermüden? Wahrlich, sie ermüden früher als Sorg' und Elend, und verwandeln sich dem satten Glücklichen in die langweiligste Trägheit."

„Aber auch du," fuhr er fort, „sollst nicht ohne Vergnügungen seyn; ja in ihnen oft das ganze Heer deiner Brüder übertreffen." — Mit diesen Worten reichte er ihm das silbergraue Horn anmuthiger Träume. „Aus ihm," sprach er, „schütte deine Schlummerkörner, und die glückliche Welt sowohl, als die unglückliche, wird dich über alle deine Brüder wünschen und lieben. Die Hoffnungen, Scherze und Freuden, die in ihm liegen, sind von deinen Schwestern, den Grazien, mit zauberischer Hand von unsern seligsten Fluren gesammelt. Der ätherische Thau, der auf ihnen glänzet, wird einen jeden, den du zu beglücken denkest, mit seinem Wunsch erquicken, und da sie die Göttinn der Liebe mit unserm unsterblichen Nectar besprengt hat, so wird die Kraft ihrer Wonne viel anmuthiger und feiner den Sterblichen seyn, als alles, was ihnen die arme Wirklichkeit der Erde gewährt. Aus dem Chor der blühendsten Scherze und Freuden wird man fröhlich in deine Arme eilen; Dichter werden dich besingen, und in ihren Gesängen dem Zauber deiner Kunst nachbuhlen; selbst das un-

schuldige Mädchen wird dich wünschen, und du wirst auf ihren Augen hangen, ein süßer, beseligender Gott." —

Die Klage des Schlafs verwandelte sich in triumphirenden Dank, und ihm ward die schönste der Grazien, Pasithea, vermählt.

* * *

Über das Wesen und den Gebrauch der Metapher und der Allegorie lassen sich noch folgende Regeln geben, welche man in den vorzüglichsten Theorien zerstreut findet:

1. Zwischen dem Bild und dem Gegenbilde muß eine wirkliche Ähnlichkeit Statt finden, welche jedoch weder zu stark und gar zu auffallend, noch zu schwach oder zu dunkel und weit hergehohlt seyn darf. Aus dem Fehler der zweyten Art entstehen die sogenannten harten und gezwungenen Metaphern. Das sicherste Mittel, sie in dieser Hinsicht zu prüfen, ist ihre Verwandlung in Gleichnisse. Ein Beyspiel zu schwacher Ähnlichkeit führt Home aus Shakespeare's Macbeth an:

„Er kann seine gebrechliche Sache nicht in den Gürtel der Vernunft schnallen." Die Ähnlichkeit zwischen einer übeln Sache und einem Dinge, das man in einen Gürtel schnallen kann, ist zu entfernt und zu gesucht.

2. Zwey Gegenstände mögen aber auch noch so viel Ähnlichkeit mit einander haben, so kann man sie doch metaphorisch nicht verwechseln, wenn sie nicht in unmittelbarem Verhältniß stehen. So macht ein erhabener Gegenstand mit einem niedrigen, oder ein komischer im pathetischen Styl stets einen widrigen Contrast, da sie, auch bey der größten Ähnlichkeit, in keinem Verhältnisse stehen.

3. Man verfolge die verlängerte Metapher (Allegorie) nicht zu weit. Sobald man sie mit kleinen Nebenumständen überladet oder zu lang ausdehnt, wird sie dunkel und ermüdet den Leser, dessen Phantasiespiel dadurch gefoltert wird. Die Metapher muß das Hauptbild durch einen Zug ins hellste Licht setzen. Von dieser fehlerhaften Art ist Shakespeare's Metapher: „Tau-

send Dolche liegen in deinen Gedanken verborgen, die du an meinem steinernen Herzen geschliffen hast, eine halbe Stunde meines hinfälligen Lebens zu durchstoßen."

4. Man vermeide in der Allegorie alle figürlichen Ausdrücke; denn sie verhüllen den Gegenstand, statt ihn zu beleuchten. Eben so wenig werfe man figürliche und eigenthümliche Ausdrücke unter einander. Sie verwirren die Phantasie, welche zwischen beyden unsicher hin und her schwankt, ohne sich an den einen oder den andern fest halten zu können. Ein Beyspiel dieses Fehlers führt Hugo Blair aus Pope's Übersetzung der Odyssee an; in dieser Stelle sagt Penelope, da sie die plötzliche Abreise ihres Sohnes Telemach beweint:

„Auch die andere Säule des Staats ist dahin, und zwar, ohne Lebewohl gesagt, oder auch nur meine Einwilligung angesucht zu haben."

Telemach wird uns hier zuerst als eine Säule gezeigt, die aber gleich darauf wieder ein Mensch wird, der seine Mutter ohne Abschied und ohne Erlaubniß verläßt. Eine Vorstellung vernichtet hier die andere. Der Übersetzer hätte, ohne sein Original zu entstellen, entweder dem Telemach die menschliche Gestalt lassen, oder, wenn er nun einmahl den Heldenjüngling unter dem Bild einer Säule darstellen wollte, demselben auch nur solche Eigenschaften zuschreiben sollen. welche diesem Bilde entsprechen. Er durfte sich aber keineswegs erlauben, der Säule menschliche Handlungen und Eigenschaften beyzulegen.

5. Man gebrauche nicht von einem Gegenstande zwey oder mehrere verschiedene Metaphern. Man nennt dieß vermischte Metaphern. Von dieser Art ist Shakespeare's Ausdruck in Hamlets Monolog:

„Die Waffen gegen ein Meer von Mühseligkeiten ergreifen."

In Ansehung dieses Bildergemisches, welches die Einbildungskraft nicht zu fassen vermag, ermahnt Quintilian: Man trachte mit derselben Metapher zu endigen, mit welcher

man angefangen hat. Leider geschieht es oft, daß Schriftsteller mit dem Sturme beginnen, und mit einer Feuersbrunst oder mit einem Erdbeben schließen. Solche Ungleichheit, solcher Mangel an Zusammenhang ist dem Leser von feinerem Gefühl äußerst widrig.

So tadelt Blair auch folgende Stelle Shakespeare's, worin Romeo seine Julie mit einem Engel vergleicht:

„Über meinem Haupt erscheinst du
Der Nacht so glorreich, wie ein Flügelbothe
Des Himmels dem erstaunten, über sich
Gekehrten Aug' der Menschensöhne, die
Sich rücklings werfen, um ihm nachzuschau'n,
Wenn er dahin fährt auf den trägen Wolken,
Und auf der Luft gewölbtem Busen schwebt."

Metaphern mögen, jede einzeln betrachtet, noch so treffend und schicklich seyn, so werden sie doch durch die Zusammendrängung und Anhäufung in einem Satze und bey einem Gegenstande stets Verworrenheit verursachen.

6. Die Metapher sey weder zu schwülstig, noch zu abgenützt, noch auch gemein und niedrig. Selbst wenn man durch metaphorische Ausdrücke etwas herabwürdigen oder lächerlich machen will, hüte man sich vor Erregung ekelhafter Neben-Ideen, und vermeide alles Pöbelhafte. So tadelt Cicero einen römischen Redner, welcher seinen Gegner Stercus curiae nannte; eine Metapher, sagt er, der es zwar nicht an Ähnlichkeit fehlt, die aber der Phantasie einen unangenehmen Gegenstand der Vergleichung vorhält.

§. 8.

Vergleichung. Gleichniß. Parallele.

Das Wesen dieser Figur besteht darin, daß sie zwey Gegenstände, nähmlich ein Bild und ein Gegenbild, beyde als verschieden, aber ähnlich, aufstellt. Der Punct, in dem diese zwey verglichenen Gegenstände einander ähnlich sind, heißt das tertium comparationis.

Wenn die Ähnlichkeit des Hauptbildes und des Gegenbildes groß ist, wird auch eine größere Ausführlichkeit der beyden Bilder nothwendig, und sodann manchmahl die ganze obwaltende Summe der ähnlichen Züge dargestellt.

Wenn die Vergleichung auf solche Art erweitert wird, erhält sie den Nahmen Gleichniß. Das Gleichniß ist also eine ausgeführte Vergleichung, so wie die Allegorie eine verlängerte Metapher ist.

Hieher kann man auch die Parallele rechnen, welche sich durch die Eigenheit unterscheidet, daß sie die Ähnlichkeit der zwey verglichenen Gegenstände einzeln und stückweise neben einander stellt und auf diese Art das Ganze durchgeht. Beyspiel einer Parallele.

„Homer ist ein mächtiger Strom, dessen klare Fluthen sanft zwischen blumigen Ufern dahin gleiten; wo die Gestade ihn drängen, da eilt er brausend und rascheren Laufes fort, und zwischen Felsenwänden rollt er donnernd und schäumend hindurch. Klopstock ist ein hoher Felsenstrom, der von Klippen auf Klippen herabstürzt, als rollte schmetternd ein Donnerwagen mit tausend Rädern hinunter. Selbst im tiefen Thale strömt er, stets donnernd, zwischen steilen Gebirgen, und schauerlichen Tannengebirgen hin."

Beyspiel einer Vergleichung:

„Die untergehende Sonne an einem heitern Horizonte ist das Bild von dem Tode des Weisen."

Gleichniß:

„Einseitiges Vertrauen ist unfruchtbar, wie der Same der Pappel, den der Wind verschlingenden Wogen zuführt; der Wechseltausch verwandter Empfindungen aber gleicht dem Banianbaume, wenn er die gebogenen Äste in die Erde senkt, und aus ihrem Schooß den nachbarlichen Sprößling aufstreben sieht, der mit dem Urstamm gleiche Nahrung saugt, und im verbrüderten Daseyn den Stürmen trotzt." —

Amalie v. Imhof.

In Hinsicht des formellen Theils dieser Figur bemerkt Quintilian, daß die Vergleichung manchmahl ganz frey und abgesondert, manchmahl aber auch mit der Sache, deren Bild sie ist, so innig verbunden sey, daß beyde in der Zusammenstellung harmonisch in einander verschmelzen. Der römische Kunstrichter rühmt die letztere Art als die beste, weil sie wechselseitige Mittheilung der Ähnlichkeit unter beyde Vergleichungsglieder bewirkt, und dadurch die Anschauung beyder Gegenstände noch mehr versinnlicht. Z. B.:

„Wie Stürme oft durch ein untrüglich gewisses Zeichen am Himmel erregt werden, oft unvermuthet, ohne gewissen Grund aus unbekannter Ursache einbrechen: so wird man bey diesem allgemeinen Sturme des Volks in den Comitien oft wohl einsehen, durch was für ein Zeichen er erregt wurde, oft aber wird der Grund davon so unbekannt seyn, daß man glauben sollte, er sey durch einen Zufall ausgebrochen." —

Cicero.

„Wie ein gefärbtes Glas, wodurch die Sonne strahlt,
Des Auges Urtheil täuscht, und sich in allem mahlt:
So thut das Vorurtheil: es mahlt uns alle Sachen,
Nicht wie sie selber sind, nur so, wie wir sie machen."

Haller.

In der Vergleichung der ersten Art, nähmlich in der ganz freyen und abgesonderten, geht entweder das Verglichene voraus und der Hauptsatz folgt, oder dieser geht vor und das Verglichene folgt. Z. B.:

„Nur in bestimmter Höhe ziehet
Das Verbrechen hin und das Ungemach,
Wie die Pest die erhabnen Orte fliehet;
Dem Qualm der Städte wälzt es sich nach."

Schiller.

„In dem regen Leben des immer-neuen Weltschauspiels ist Stillestehen und Zurückbleiben einerley. Da muß das Vorbild jener Wachsamkeit und Erfindungen, wodurch Heer und Regierung musterhaft werden, den Geist unaufhörlich emporhal-

ten, um bey jedem Aufrufe des Vergangenen würdig, und der Gegenwart gewachsen zu seyn. Das Leben eines Staates ist wie ein Strom, nur in fortgehender Bewegung herrlich; wenn der Strom steht, so wird er Eis oder Sumpf." — Johann v. Müller.

Da Seneca beweisen will, daß die Lectüre zu vieler Bücher und Schriftsteller aller Art schädlich sey, bedient er sich folgender Vergleichungen:

„Nichts hindert die Genesung so sehr, als häufige Änderung der Arzeneyen. Die Wunde kommt nicht zum Heilen, an der man stets neue Mittel versucht. Die Pflanze gedeiht nicht, die oft versetzt wird. — Viele Bücher zerstreuen den Geist." —

„In jedem edlen Herzen brennt ein ewiger Durst nach einem edleren, im schönen nach einem schöneren; es will sein Ideal außer sich in körperlicher Gegenwart, mit verklärtem oder angenommenem Leibe erblicken, um es leichter zu erstreben, weil der hohe Mensch nur an einem hohen reift, wie man Diamanten nur an Diamanten glänzend macht."

Jean Paul Richter.

„Viele Sprachen sind wie Credit-Briefe. Zeige sie vor, du bist überall willkommen."

„Mit der Seltenheit ist's, wie mit dem Magnet; was mit ihm bestrichen wird, zieht auch an. Ein Mensch, der viel Seltenheiten gesehen hat, wird auch für selten gehalten." — Hippel.

* * *

Die Vergleichung dient entweder zum Unterricht und zur Erläuterung oder zur Zierde und Schönheit des Gegenstandes. Die erstere nennt man die logische, letztere die ästhetische.

Die logische Vergleichung gehört unter die rednerischen Beweisarten, indem sie den Endzweck hat, uns von der Wahrheit eines Satzes anschaulich zu überzeugen. Die ästhetische kann verschiedene untergeordnete Zwecke haben. Es

gibt daher in dieser Hinsicht verschiedene Arten der Vergleichung, nähmlich: verschönernde, aufklärende, verstärkende, vergrößernde und erhebende, verkleinernde und erniedrigende. Hierzu kann man, als eine besondere Art, auch die witzigen Vergleichungen rechnen.

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich, daß die Vergleichung mit der Metapher und der Allegorie nahe verwandt sey, denn alle drey gründen sich auf Ähnlichkeit, und ihr Unterschied liegt nur in der Form. Die Metapher ist eigentlich eine in der kürzesten Einkleidung vorgetragene Vergleichung. Sagt man also z. B. von einem Staatsmann, daß er wie ein Pfeiler, welcher die Last eines großen Gebäudes unterstützt, den Staat aufrecht erhalte: so wäre dieß eine Vergleichung; nennt man ihn aber kurzweg die Stütze des Staats: so ist es eine Metapher, welche zwar die Vergleichung in sich enthält, aber sie weder förmlich ausdrückt, noch ausführt. So sagt z. B. Otto von Wittelsbach, in dem Trauerspiel gleiches Nahmens:

„Ja, es waren feyerliche Worte! Sie kamen in meine Seele wie hellglänzende Gestirne, die meinen Geist erheiterten in den Stunden des Kummers." — —

„Und nun seh' ich, daß es triegerische Irrlichter waren, die einen bey der Nase herumführen, und dann seiner spotten." —

Der erste Theil enthält eine Vergleichung, der zweyte eine Allegorie.

Wenn also Metapher und Vergleichung gleich darin übereinkommen, daß sie die zwischen zwey Gegenständen obwaltende Ähnlichkeit zeigen: so unterscheiden sie sich doch wieder von einander dadurch, daß bey dem kurzen und raschen Verfahren der Metapher das Hauptbild in dem Gegenbilde untergeht und sich darin verliert, in der Vergleichung aber beyde neben einander bestehen, und das Gegenbild nur dazu dient, um das Hauptbild mehr hervorzuheben und zu versinn-

lichen. Nennt man z. B. metaphorisch die Jugend den Morgen des Lebens, so geht das Hauptbild, die Jugend, im Gegenbilde, dem Morgen, ganz verloren. Die sich mehr ausbreitende Vergleichung würde beyde Bilder neben einander bestehen lassen, und ungefähr so ausdrücken: „Die Jugend unsers Lebens, ähnlich dem lichtstrahlenden Frühlingsmorgen," oder:

„Die Jugend erheitert die frühere Bahn unsers Lebens, wie der Morgen sein fröhliches Licht über die blühenden Fluren herab gießt," u. s. w.

Es zeigt sich hieraus, daß die Vergleichung, und noch mehr das Gleichniß, einen ruhigeren Gemüthszustand erfordern, als die Metapher, welche alle Vergleichungs-Partikeln rasch überspringt, und die Ähnlichkeiten der Gegenstände, ohne alle Ausführlichkeit, nur mit einem Striche andeutet. Die Vergleichung darf also nur da Statt finden, wo man den Leser bey einem Gegenstande absichtlich will länger verweilen lassen.

Hieraus ergibt sich auch, welcher Vergleichungsarten die verschiedenen stylistischen Formen sich bedienen dürfen. Die erklärenden können in jeder Art des prosaischen Vortrags, und zwar insbesondere von Rednern, Historikern, ja selbst von dem dogmatischen Philosophen bey logischen Schlüssen und abstracten Lehrsätzen angewendet werden. Daß die ästhetischen oder verschönernden Vergleichungen nur jenen Schriftstellern zu Diensten stehen sollen, welche die Schönheit der Darstellung vorzüglich beachten müssen, ergibt sich von selbst. Sie sind daher ein vorzügliches Eigenthum des Dichters und des Redners; aber auch dem Historiker und dem Moralisten ist ihr Gebrauch erlaubt.

Die über das Wesen und die Anwendung dieser Figur festgesetzten Regeln zerfallen in zwey Hauptclassen:

I. Regeln für die Schicklichkeit der Herbeyführung;

II. Regeln über die Beschaffenheit der Gegenstände, von welchen die Vergleichungen hergenommen werden.

I. Regeln für die Schicklichkeit der Herbeyführung.

1. Vergleichungen sind mehr die Sprache der Einbildungskraft, als der Leidenschaften; indem diese letztern zu ruhelos und zu sehr mit sich selbst beschäftiget sind, als daß sie jenes ruhig ausmahlende Spiel der Phantasie vertragen könnten. Gleichnisse insbesondere sind also ganz gegen die Natur der Leidenschaften, vorzüglich der heftigen, denen nur metaphorische Ausdrücke angemessen sind.

2. Wenn aber die Vergleichung zur heftigen Leidenschaft nicht paßt, so fordert sie dafür eine mehr als gewöhnlich in Bewegung gesetzte Phantasie, und wirkt in Situationen weicher Rührung oft sehr mächtig auf das Herz. Ihr eigentlicher Wirkungskreis liegt also zwischen dem stürmischen Gebiethe höchst leidenschaftlicher Darstellung und dem einförmig flachen und stillen Bezirk der ganz kunstlosen und niedern Schreibart mitten inne. Man kann also Gleichnisse nicht bloß nach Willkühr und Gefallen anbringen, sondern sie müssen Bedürfniß des Redenden seyn.

II. Regeln über die Beschaffenheit der verglichenen Gegenstände.

1. Die Ähnlichkeit der verglichenen Gegenstände sey weder zu groß und zu auffallend, noch zu schwach und zu entfernt. Im ersten Fall geht dem forschenden Geiste das Vergnügen verloren, welches er aus der selbst gemachten Entdeckung der Ähnlichkeit zwischen scheinbar unähnlichen Gegenständen schöpft. Eine zu weit hergehohlte Vergleichung wird aber dunkel, und thut also, da sie vielmehr ein neues Licht über die Gegenstände verbreiten sollte, gerade das Gegentheil von ihrer eigentlichen Bestimmung. Hugo Blair führt ein Beyspiel der erstern Art aus Miltons verlornem Paradiese an. „Wenn der Dichter Satans Gestalt nach seinem Falle mit dem Anblick der Sonne vergleicht, die eine Verfinsterung

leidet, und die Völker mit schreckenvoller Ahnung erfüllt: so muß die Schicklichkeit und Würde dieses Gleichnisses jedermann auffallen. Aber wenn eben dieser Dichter Eva's Laube im Paradiese mit dem Wohnsitze der Pomona, oder Even selbst mit einer Dryade vergleicht, so macht dieß wenig Eindruck auf uns, weil jedermann weiß, daß Ein Baum dem andern, und Eine weibliche Schöne einer andern in verschiedener Rücksicht gleichen muß." —

Solche Gleichnisse sind also mehr Parallelen zu nennen, als echte Gleichnisse. Was den Fehler der dunklen Gleichnisse betrifft, so wird man in denselben immer verfallen, sobald uns der zur Vergleichung gewählte Gegenstand entweder ganz fremd oder uns doch zu wenig bekannt ist, als daß wir uns eine deutliche Vorstellung davon machen könnten. „Dasjenige," sagt Quintilian, „was in der Absicht gebraucht wird, eine Sache ins Licht zu setzen, muß nothwendig selbst heller seyn als die Sache, die dadurch beleuchtet werden soll." —

Physische Gegenstände sind zu Vergleichungen immer lebhafter, als intellectuelle Begriffe. Sehr treffend bemerkt daher Hugo Blair:

„Vergleichungen, die sich auf philosophische Entdeckungen, und überhaupt auf Dinge oder Verhältnisse gründen, mit welchen nur Menschen von gewissen Gattungen und Ständen bekannt sind, verfehlen ihres eigentlichen Endzwecks. Um diesen zu erreichen, müssen sie von solchen ausgezeichneten und allgemein bekannten Gegenständen hergenommen seyn, welche die meisten Leser entweder gesehen haben, oder die sie sich doch sehr lebhaft vorstellen können."

„Überhaupt hat jedes Land gleichsam seine eigene natürliche Decoration, und aus ihr wird der gute Dichter den Vorrath seiner Bilder zu entlehnen wissen. Die Aufstellung unbekannter Gegenstände und fremder Decorationen verräth fast immer einen Schriftsteller, der nicht nach der Natur, sondern nach andern Schriftstellern arbeitet." —

Zu dem bisher Gesagten ist nur noch die Bemerkung bey-

zufügen, daß auch das schönste und treffendste Gleichniß unnatürlich und dunkel werden kann, sobald man die Ähnlichkeit in den kleinern Zügen und Nebenumständen zu weit verfolgt.

2. Man nehme die Vergleichungen nicht von Gegenständen, welche durch häufigen Gebrauch schon zu sehr abgenützt wurden. Von dieser Art sind die Vergleichungen der Jugend mit dem Frühling oder mit einem Maymorgen, des Lebens mit einem Strom, eines Helden mit einem Löwen, heftiger Leidenschaften mit einem Sturme, eines klagenden Mädchens mit einer Blume, die ihr Haupt senkt, u. s. w. Alle solche, vom Vater auf den Sohn vererbten Gleichnisse thun gar keine oder eine nur äußerst schwache Wirkung. Will man sich indeß, wie manchmahl selbst bessere Schriftsteller es sich erlauben, verbrauchter Gegenstände zu Vergleichungen bedienen, so muß man wenigstens an denselben neue, vorher unbemerkte Ähnlichkeiten entdecken.

3. Die Vergleichung sey dem Inhalt und dem Ton des Ganzen anpassend. Gemeine, unedle und niedrige Gegenstände vermeide man, so viel als möglich. Sie können höchstens dann geduldet werden, wenn man die besondere Absicht hat, etwas verächtlich oder lächerlich zu machen; aber selbst in diesem Falle hüte man sich vor allen Ekel erregenden Nebenvorstellungen.

Zur Übung und deutlichen Erkenntniß folgen hier einige Beyspiele der verschiedenen Vergleichungsarten:

Erklärende Vergleichung:

„Wie das Wachs zum Behufe des Siegelns nicht schicklich seyn würde, wenn es nicht die Beschaffenheit hätte, den empfangenen Eindruck eben sowohl zu bewahren, als aufzunehmen, so würde eben dieses auch in Ansehung des Geschäfts der Sinne und der Einbildungskraft der Fall seyn. Sinn, im eigentlichen Verstande, ist nichts anders, als die Fähigkeit, Eindrücke aufzunehmen; Einbildungskraft, die Fähigkeit, dieselben aufzubehalten. Wäre also der menschliche Geist zwar mit Sinnen begabt, aber der Einbildungskraft beraubt, so würde er nicht sowohl dem Wachse, als vielmehr dem Wasser gleichen, das zwar

in jedem Augenblicke Eindrücke annimmt, aber auch die Spur derselben im nächsten Augenblick darauf wieder verloren gehen läßt." — Harris.

Verschönernde:

„Karryls Gesang war gleich dem Andenken vergangener Freuden, angenehm und trauervoll für die Seele."

Ossian.

Vergleichung, welche den Gegenstand in das hellste Licht setzt. Tasso schildert den hohen Grad der Freude des christlichen Heeres über den ersten Anblick von Jerusalem durch die Vergleichung mit dem Entzücken solcher Menschen, die nach einer langen Seereise das Land betreten:

„Da sieh! Jerusalem auf Zions Hügel,
Da sieh! Jerusalem erkennt die Schar;
Da sieh! im Jubelton hört man von Allen,
Jerusalem, mit frohem Gruß erschallen.
Wie wenn ein kühnes Volk auf schwachen Schiffen
Dem ungewissen Meere sich vertraut,
In fremder Zon', umringt von Felsenriffen,
Vom Sturm umheult, dem Tod entgegen schaut,
Und nun sein Blick das ferne Land ergriffen,
Dann schallt sein Gruß mit Jubellaut;
Ein jeder zeigt's dem andern, und vergessen
Sind Müh' und Noth des Wegs, den sie gemessen." —

Vergrößernde und erhebende Vergleichungen:

„Wie ein entsetzlicher Brand die gewundenen Thale durchwüthet,
Hoch im dürren Gebirg'; es entbrennt unermeßlich die Waldung,
Und rings wehet der Wind mit sausenden Flammenwirbeln:
So rings flog mit der Lanze der Wüthende, stark wie ein Dämon,
Folgend zu Mord und Gewürg', und Blut umströmte die Erde."

Ilias. 20. Ges.

„Wie düstere Stürme des Herbstes
Von hallenden Bergen strömen,
So nahen die Helden einander;
Wie zwey schwarze Ströme von hohen Felsen
Sich begegnen, und auf der Fläche
Sich mischen und brüllen — so laut, stürmisch und dunkel
Begegnen im Kampf sich Lochlin und Inisfail." —
Ossians Fingal.

Verkleinernde und erniedrigende:

„Du hast nicht mehr Treue, als gekochte Pflaumen, nicht mehr Redlichkeit, als ein abgehetzter Fuchs."
Shakespeare.

„Wir Alle sind nur Kartenblätter auf den Spieltischen der Geisterwelt." — Gustav Schilling.

Witzige Vergleichungen, welche in humoristische, komische und naive abgetheilt werden:

Franklins Grabschrift auf sich selbst:

„Hier liegt der Leib Benjamin Franklins, eines Buchdruckers (gleich dem Deckel eines alten Buches, aus welchem der Inhalt herausgenommen, und der seiner Inschrift und Vergoldung beraubt ist), eine Speise für die Würmer; doch wird das Werk selbst nicht verloren seyn, sondern, wie er glaubt, einst erscheinen in einer neuern schönern Ausgabe, durchgesehen und verbessert von dem Autor." —

„Der Mensch und der Meerrättig sind zerrieben am beißendsten."

„Kleine Freuden laben, wie Hausbrot, immer ohne Ekel, große, wie Zuckerbrot, zeitig mit Ekel."

„Menschen und Bücher müssen in mehr als eine Correctur gelangen, um die Errata zu verlieren."
Jean Paul Richter.

„Er stieß ihn mit dem Kopf gegen die Erde, als wenn er ihn da aufstellen wollte, wie Columbus das Ey."

„Der Esel kommt mir vor wie ein Pferd ins Holländische übersetzt." Lichtenberg.

„Unruhe und Unglück sind den Menschen so nothwendig, wie Salz und Sturm dem Meere."

„Der Tod ist das Pünctchen der letzten Phrase unseres Lebens, der Deckel auf dem Topf, in dem es so oft kochte und brauste."

Gr. Benzel.

§. 9.

Hyperbel.

Diese Figur besteht in der Übertreibung der natürlichen Gränzen eines Gegenstandes. Dieß kann aber auf zweyerley Arten geschehen:

a) durch übermäßige Vergrößerung,

b) durch Verkleinerung.

Die Hyperbel ist daher entweder eine pathetische oder eine satyrische. Die pathetische oder vergrößernde wird gewöhnlich durch Schmerz, Schrecken oder Bewunderung veranlaßt, die satyrische oder verkleinernde durch Unwillen, Verachtung oder Schmerz, und ist dann bald mehr leicht-ironisch, bald sarkastisch-bitter.

Die vergrößernde Hyperbel ist, indem sie die Seele mächtig erhebt, größten Theils wirksamer anzuwenden, als die verkleinernde. Ein glückliches Beyspiel der letztern Art hat uns Longin aufbewahrt: „Sein Landgut ist nicht größer als ein lakonischer Brief." —

Der Mensch hat einen angebornen Hang, in gewissen Stimmungen und Situationen Gegenstände, Ideen und Empfindungen über die Wahrheit zu vergrößern oder zu verkleinern. Sogar die Sprache des gemeinen Lebens ist voll hyperbolischer Ausdrücke; selbst unsere Höflichkeits-Formeln sind größten Theils Hyperbeln, welche aber von dem an sie gewöhnten Ohr gar nicht bemerkt werden. Ein hyperbolischer Ausdruck kann sich also zu einer Sprach-Figur nur dann erheben, wenn er durch eine neue und ungewöhnliche Wendung unsere Aufmerksamkeit in höherem Grade erregt.

Die Hyperbeln sind in Hinsicht der Kräfte, auf welche sie wirken, und von denen sie auch hervorgebracht werden, zweyerley:

a) beschreibende, von der Einbildungskraft erzeugt. Ihrer bedient sich der Schriftsteller, insbesondere der Dichter, bey Schilderungen, wo er selbst spricht.

b) leidenschaftliche, welche der Dichter seinen von Leidenschaft erhitzten Personen in den Mund legt. Sie sind die ergreifendsten.

Regeln für den Gebrauch der Hyperbel.

1. Der Gegenstand, den man hyperbolisch schildern will, sagt Hugo Blair, muß entweder von der Art seyn, daß er sich der Einbildungskraft vorzüglich bemächtiget, und sie geneigt macht, über die Gränzen der Wahrheit hinauszuschweifen, das heißt: er muß uns durch Neuheit, Größe und Überraschung in Erstaunen setzen; oder die Kunst des Schriftstellers muß die Einbildungskraft des Lesers stufenweise zu steigern und in eine solche Stimmung zu bringen wissen, wo sie schon im Voraus geneigt ist, von dem Gegenstande, dessen Eigenschaften übertrieben waren, etwas Außerordentliches zu erwarten.

2. Nicht alle Leidenschaften, sondern nur die heftigen und aufreizenden, haben den Hang, den Gegenstand, auf welchen sie sich beziehen, übermäßig zu vergrößern. Allen niederdrückenden ist die Hyperbel fremd und unnatürlich; z. B.: der Betrübniß.

3. Der Person selbst, welche sich im Affect befindet, sind allerdings starke Hyperbeln erlaubt; derjenige aber, der bloß die Lage einer solchen Person schildert, muß den Ton immer etwas herabstimmen, folglich mit dem Grade der hyperbolischen Ausdrücke schon viel behutsamer seyn. Wie höchst albern ist daher die folgende Stelle aus einem Trauerspiel des englischen Dichters Lee!!

— — Ich fand sie auf dem Boden
In allem Sturm des Jammers, doch noch schön;
Aus ihrem Aug' ergoß sich solch ein Strom
Von Thränen, daß, wär' auch die Welt
In Flammen, sie des Himmels Zorn ersäuft,
Den mächt'gen Brand gelöschet hätten. —

4. Jede Hyperbel, welche die Gränzen zu weit überschreitet, fällt zusammen, und wird abgeschmackt. Soll die Hyperbel schicklich und ergreifend seyn, so muß sie, wenn sie auch die Wahrheit überschreitet, doch poetische Wahrscheinlichkeit haben; diese erhält sie aber nur dann, wenn der Redner oder der Dichter das Herz in Bewegung zu setzen oder die Phantasie des Lesers zu entzünden versteht. Außerdem zerplatzen die Hyperbeln wie bunte Seifenblasen. So machet z. B. die folgende Stelle aus Shakespeare's König Richard II., und die Grabschrift eines Spaniers auf Carl V. den widrigsten Eindruck:

„Wir wollen mit verachteten Thränen Regenwetter machen; sie, und unsere Seufzer sollen das Sommergetreide zu Boden drücken, und Theurung in diesem rebellischen Lande hervorbringen."

„Pro tumulo ponas orbem, pro tegmine coelum,
Sidera pro facibus, pro lacrymis maria."

Dagegen führt Schlosser, in seiner Übersetzung des Longin, eine trefflich hyperbolische Stelle aus dem Livius an, welcher den Horazier, da er die Schwester ermordet, ausrufen läßt: „So muß sterben, wer einen Feind Roms beweint!" — Er sagt hier wirklich eine Hyperbel: aber sie ist gut, ist sogar schön; denn der Jüngling, dessen That hier geschildert wird, hat schon durch seine vorhergehende Rede: „Geh hin mit deiner unzeitigen Liebe zum Verlobten! Du, die du deiner Brüder vergaßest, der getödteten und des lebenden!" die Größe seiner leidenschaftlichen Liebe für Vaterland und Ehre gezeigt, und unsere theilnehmende Empfindung auf einen hohen Grad erhoben.

5. Die besten Hyperbeln sind, wie Longin sagt, diejenigen, denen man nicht ansieht, daß sie Hyperbeln sind; und dieß geschieht vorzüglich dann, wenn sie aus der Stärke, Empfindung oder aus der eigenen Größe der Umstände hervorzugehen scheinen. Es ist daher höchst unnatürlich und fehlerhaft, Hyperbeln

bey mäßigen Empfindungen und gewöhnlichen Gegenständen anzubringen. Sie werden hier äußerst auffallend, und lassen kalt.

6. Hüte man sich, bey Hyperbeln wortreich zu seyn! Heftige Leidenschaften ergießen sich weit und bequem. Der Affect liebt Kürze des Ausdrucks, und gewinnt dadurch an Stärke. Je ausführlicher aber eine Hyperbel ist, um desto eher wird man das Übertriebene gewahr, und erkaltet.

7. Im Komischen ist das Unglaubliche erlaubt, eben weil es komisch ist, und die angenehme Empfindung des Lachens erweckt. Shakespeare's Fallstaff, Buttlers Hudibras, Cervantes Don Quixotte liefern eine Menge der vortrefflichsten komischen Hyperbeln.

8. Hyperbeln seyen aber auch an und für sich noch so gut und schicklich, so dürfen sie doch nie häufig vorkommen. Aristoteles beschränkt ihr Gebieth gar zu sehr, da er sie nur in Lob- und Trauerreden will gelten lassen. Die Hyperbel paßt vielmehr, mäßig gebraucht, überall, wo entflammte Einbildungskraft oder aufgeregter Affect vorherrschen; auch dient sie trefflich zur Verstärkung des Lächerlichen.

§. 10.

Personification oder Prosopopöie.

Sie ist die Figur, vermög welcher man unbelebten und empfindungslosen Gegenständen, ja sogar übersinnlichen Begriffen Leben, Empfindung und Sprache beylegt.

Auch die Personification zerfällt, wie die Hyperbel, in die leidenschaftliche und die beschreibende. Was ich bey jener Gelegenheit bemerkte, ist auch hier anzuwenden. Die leidenschaftliche Personification wirkt viel stärker, als die beschreibende, welche aber desto öfter gebraucht wird, indem der Dichter insbesondere die Phantasie des Lesers, so wie seine eigene, stets in Bewegung erhalten muß, und daher sogar abstracte Wörter oft personificirt, wogegen aber leidenschaftliche Affecte, welche

uns so mächtig dahinreißen, daß wir dem Leblosen Leben und Empfindung aneignen, gerade ihrer ergreifenden Heftigkeit wegen nicht so häufig seyn können.

Man unterscheidet aber drey Grade dieser Figur.

Erster Grad: Leblosen Gegenständen werden Eigenschaften belebter Wesen beygelegt. Dieß geschieht gewöhnlich durch ein paar Worte, oft durch ein einziges Beywort, z. B. der durstige Boden, das grausame Meer, der unerbittliche Tod ꝛc. Personificationen dieser Art sind eigentlich bloße Metaphern.

Zweyter Grad: Man läßt leblose Gegenstände so handeln, wie nur belebte Wesen handeln können. So sagt Cicero: „Manchmahl reichen uns die Gesetze selbst das Schwert, um einen Bösewicht damit niederzustoßen."

Dritter Grad: Leblosen Gegenständen wird nicht nur Bewußtseyn und Handlung beygelegt, sondern man führt sie sogar redend ein, oder vernehmend, was wir zu ihnen sagen. Dieser höchste Grad der Personification ist eine der kühnsten rhetorischen und poetischen Figuren, als der Ausdruck der stärksten Leidenschaft und der glühendsten Phantasie.

Von dieser Art ist Friedrich Schlegels herrliches Gedicht: Abendröthe. Der tiefbewegten Seele des Dichters erscheint die ganze Natur belebt. Alle Gegenstände um ihn her fühlen, handeln, sprechen sich aus. Berge, Flüsse, Blumen, Mond und Sonne, Luft, Sterne und Gebüsche führen das Wort, und verkünden geheimen Sinn. Zwey dieser Lieder zum Beyspiel:

Die Berge.

Sieht uns der Blick gehoben,
So glaubt das Herz die Schwere zu besiegen,
Zu den Himmlischen oben
Will es dringen und fliegen,
Der Mensch, emporgeschwungen,
Glaubt schon, er sey durch die Wolken gedrungen.

* * *

Bald muß er staunend merken,
Wie ewig fest wir auf uns selbst begründet.
Dann strebt in sichern Werken
Sein ganzes Thun, verbündet,
Vom Grunde nie zu wanken,
Und baut wie Felsen den Bau der Gedanken.

* * *

Und dann in neuen Freuden
Sieht er die kühnen Klippen spaltend hangen;
Vergessend aller Leiden,
Fühlt er einzig Verlangen,
An dem Abgrund zu scherzen,
Denn hoher Muth schwillt ihm im hohen Herzen.

Die Sterne.

Du staunest, o Mensch, was heilig wir strahlen.
O folgtest du nur den himmlischen Winken,
Vernähmst du besser, was freundlich wir blinken,
Wie wären verschwunden die irdischen Qualen!
Denn flöße die Liebe aus ewigen Schalen,
Es athmeten alle in reinen Azuren,
Das lichtblaue Meer umschwebte die Fluren,
Und funkelten Stern' auf den heimischen Thalen.

* * *

Aus göttlicher Quelle sind Alle genommen,
Ist jegliches Wesen nicht eines im Chore?
Nun sind ja geöffnet die himmlischen Thore,
Was soll dann das lange Verzagen noch frommen?
O wäret ihr schon zur Tiefe geklommen,
So sähet das Haupt ihr von Sternen umflogen
Und spielend um's Herz die kindlichen Wogen,
Zu denen die Stürme des Lebens nicht kommen.

Regeln.

1. Nur die aufregenden Leidenschaften sind dieser Figur günstig; alle niederschlagenden kennen ihren Gebrauch nicht.

2. Man dehne sie nie zu weit aus, sonst wird sie lächerlich.

3. Den höhern Schwung duldet nur die leidenschaftliche Personification; die beschreibende verlangt den leichtern Ton.

4. Man wähle zu dieser Figur weder niedrige und gemeine, noch ganz unbedeutende Gegenstände.

5. Man gebrauche sie nie, ohne vorher den Leser durch gesteigerte Empfindung oder Phantasie dafür empfänglich gemacht zu haben.

6. Kürzere Personificationen lassen sich auch an Stellen von minderem Pathos und auch da anbringen, wo unbefangener Ideengang herrscht; längere aber passen nur zum hohen Schwung der lyrischen Poesie, zur erschütternden tragischen Situation, und zur höchst lebhaften und affectvollen Gattung der Beredsamkeit.

Zum Schluß einige Beyspiele von Personification der Verfolgung, des Friedens, des Todes, der Erde und des Schlafes.

Beschreibende Personification:

„Dem Weisen bleibt die Betrachtung des Weltgebäudes eine unversiegende Quelle des Vergnügens; sie versüßt seine einsamen Stunden, sie erfüllt seine Seele mit den erhabensten Empfindungen, entzieht seine Gedanken dem Staube der Erde, und nähert sie dem Thron der Gottheit; Ehre, Wollust und Reichthümer, die er vielleicht über seinen Betrachtungen entbehren muß, sind ihm jetzt Staub, den er mit Füßen tritt; und zur Verfolgung, die mit gezücktem Schwert hinter ihm steht, spricht er mit archimedischer Zerstreuung: Verwirre mir nur diese Zirkel nicht." —

* * *

„Schön ist der Friede! Ein lieblicher Knabe,
Liegt er, gelagert am ruhigen Bach,
Und die hüpfenden Lämmer grasen
Lustig um ihn auf dem sonnigen Rasen.

Süßes Tönen entlockt er der Flöte,
Und das Echo des Berges wird wach,
Oder im Schimmer der Abendröthe
Wiegt ihn in Schlummer der murmelnde Bach." —

Schiller.

„— Im hohlen Zirkel,
Der eines Königs sterblich Haupt umgibt,
Hält seinen Hof der Tod: da sitzt der Schalksnarr,
Höhnt seinen Staat, und grinst in seinem Pomp,
Läßt ihn ein Weilchen, einen kleinen Auftritt,
Den Herrscher spielen, droh'n, mit Blicken tödten;
Flößt einen eitlen Selbstbetrug ihm ein,
Als wär' dieß Fleisch, das unser Leben einschanzt,
Unüberwindlich Erz; und, so gelaunt,
Kommt er zuletzt, und bohrt mit kleiner Nadel
Die Burgmau'r an, und — König, gute Nacht!" —

Shakespeare's Rich. II.

Leidenschaftliche Personification.

Richard II. spricht:

„— Vor Freude wein' ich,
Nochmahl auf meinem Königreich zu steh'n.
Ich grüße mit der Hand dich, theure Erde,
Verwunden schon mit ihrer Pferde Hufen
Rebellen dich; wie eine Mutter, lange
Getrennt von ihrem Kinde, trifft sie's wieder,
Mit Thränen und mit Lächeln zärtlich spielt:
So weinend, lächelnd, grüß' ich dich, mein Land,
Und schmeichle dir mit königlichen Händen.
Nähr' deines Herren Feind nicht, liebe Erde,
Dein Süßes lab' ihm nicht den Räubersinn!
Nein, laß sich Spinnen, die dein Gift einsaugen,
Und träge Kröten in den Weg ihm legen,
Zu plagen die verrätherischen Füße,
Die dich mit unrechtmäß'gen Tritten stampfen.
Beut scharfe Nesseln meinen Feinden dar,
Und, pflücken sie von deinem Busen Blumen,
Laß, bitt' ich, Nattern lauernd sie bewahren,

Die mit der Doppelzunge gift'gem Stich
Den Tod auf deines Herren Feinde schießen.
Lacht nicht der unempfundenen Beschwörung!
Die Erde fühlt, und diese Steine werden
Bewehrte Krieger, eh' ihr echter König
Des Aufruhrs schnöden Waffen unterliegt." —

* * *

König Heinrich VI. spricht:

„Wie viel der ärmsten Unterthanen sind
Um diese Stund' im Schlaf! — O Schlaf! o holder Schlaf!
Du Pfleger der Natur! wie schreckt' ich dich,
Daß du nicht mehr zudrücken willst die Augen,
Und meine Sinne tauchen in Vergessen.
Was liegst du lieber, Schlaf, in rauch'gen Hütten,
Auf unbequemer Streue hingestreckt,
Von summenden Nachtfliegen eingewiegt,
Als in der Großen duftenden Pallästen,
Unter den Baldachinen reicher Pracht,
Und eingelullt von süßen Melodien?
O blöder Gott, was liegst du bey den Niedern
Auf eklem Bett, und läß'st des Königs Lager
Ein Schilderhaus und Sturmesglocke seyn?
Versiegelst du auf schwindelnd hohem Mast
Des Schifferjungen Aug', und wiegst sein Hirn
In rauher ungestümer Wellen Wiege,
Und in der Winde Andrang, die beym Gipfel
Die tollen Wogen packen, krausen ihnen
Das ungeheure Haupt, und hängen sie
Mit tobendem Geschrey in's glatte Tauwerk,
Daß vom Getümmel selbst der Tod erwacht?
Gibst du, o Schlaf, parteyisch deine Ruh'
Dem Schifferjungen in so rauher Stunde,
Und weigerst in der ruhig stillsten Nacht
Bey jeder Förderung sie einem König?
So legt, ihr Niedern, nieder euch, beglückt;
Schwer ruht das Haupt, das eine Krone drückt!

Shakespeare.

Die zwey letztern Personificationen sind mit der folgenden Figur der Apostrophe verbunden.

§. 11.

Apostrophe.

Diese Figur besteht darin, daß man eine entfernte und abwesende Person als gegenwärtig, einen leblosen Gegenstand als belebt, ein unsichtbares Wesen, als wäre es sichtbar, anredet. Z. B.:

„O Erde, o Sonne, o Licht der Vernunft! euch rufe ich zu Zeugen an!" Äschines. — „O ihr heiligen Wände! ihr Altäre! welche Gräuel!" Cicero.

Auch das eingeschaltete Gebeth an die Gottheit gehört hieher. Die Apostrophe ist mit der Personification sehr nahe verwandt. Man findet beyde oft mit einander vereiniget, indem leblose Wesen nicht nur personificirt, sondern zugleich als gegenwärtig gedacht und angesprochen werden. In Reden thut diese Figur große Wirkung, wenn der Redner den Ton der Erzählung oder Betrachtung plötzlich verläßt, sich unerwartet an eine Person wendet und diese voll Affect anredet. Nur vergesse man nie, daß die Apostrophe, da sie die Sprache der lebhaftesten Gemüthsbewegung ist, stets nur in höchst leidenschaftlichem Zustande gebraucht werden darf.

Ein schönes Beyspiel der rührendsten und ausdruckvollsten Apostrophe gibt uns Quintilian, da er den frühzeitigen Verlust seines Sohnes beklagt:

„Mit welchem Muthe, einem Muthe, der die Bewunderung der Ärzte war, trug er durch acht Monathe seine tödtliche Krankheit! Wie suchte er mich noch in seinen letzten Augenblicken zu trösten! Und selbst, als er seiner nicht mehr mächtig war, wie blieben selbst die Verirrungen seines Geistes noch einzig und allein auf wissenschaftliche Gegenstände gerichtet! O Sohn! meine einzige, nun verlorne Hoffnung! Mußte ich deine Augen brechen, deinen Geist von dieser Erde scheiden sehen! Auf deinen kalten, seelenlosen Leichnam hingeworfen, wie

vermocht' ich in's Leben zurück zu kehren? Dich, den jüngst erst ein Consul durch Annahme an Kindesstatt zu der Hoffnung der höchsten Ehrenstellen berechtigte; den ein durch Bande des Bluts uns theurer Prätor zum Schwiegersohne sich erkoren hatte; dich, in dem die allgemeine Erwartung einen ausgezeichneten Liebling der attischen Beredsamkeit erblickte — dich mußte ich trostloser, nun zum Leiden zurückgebliebener Vater verlieren!" —

Der Schluß von Cicero's fünfter Rede gegen den Verres enthält eine Reihe von Apostrophen an alle Götter. Die Poesie der Hebräer ist voll der kühnsten Figuren dieser Art. Auch Ossians Werke biethen uns die schönsten Beyspiele. Ergreifend ist die Stelle im Jesaia, wo der Prophet den Fall des assyrischen Reiches beschreibt:

Wie uht der Treiber jetzt!
Die Golderpresserinn feyert nun.
Zerbrochen hat Jehova der Unterdrücker Stab,
Die Ruthe der Tyrannen,

* * *

Die die Völker schlug in heißem Zorn,
Mit Streichen, denen Keiner entwich,
Und herrschet grimmig über sie,
Und Niemand hält den Dränger ein.

* * *

Nun ruht, nun rastet alle Welt,
Die Länder singen ein Feyerlied.
Die Tannen selbst erfreuen sich über dir,
Die Cedern Libanons:
„Seit du gefallen, kommt niemand hinauf,
„Uns niederzuhauen."

* * *

Das Todtenreich da drunten zitterte auf vor dir.
Es ging entgegen dir, da du ankamst.
Die Schatten regt' es auf und alle Erdehelden;
Der Völker Könige, alle standen

Von ihren Thronen auf,
Willkommten alle dich, und sprachen:

* * *

„Auch du bist Schatten geworden, gleich uns,
„Auch du uns gleich gemacht.

* * *

Hinabgebeugt zu den Todten ist dein Stolz,
Hinunter deiner Harfen Siegeston.
Dein Bett ist unter dir der Wurm,
Der Moder deine Decke.

* * *

Wie bist du gefallen vom Himmel, du Morgenstern!
Aurorens Sohn!
Bist hin zur Erde geworfen,
Der Völker niederwarf!

* * *

Du sprachst in deinem Herzen: „Ich will zum Himmel hinan!
„Über die Sterne Gottes erhöh' ich meinen Thron.
„Ich werde hoch auf dem Berge der Götter thronen
„Im höchsten Ort.

* * *

„Über der Wolken Höh' steig' ich auf!
„Ich werde gleich seyn dem Erhabensten." —
Zur Hölle wirst du niedergestürzt
In's tiefe Grab!

* * *

Und die dich sehen, blicken hin auf dich,
Schauen auf dich nieder: „Ist das der Mann,
„Der zittern machte die Erde,
„Der Königreiche erschütterte?

* * *

„Ringsum hat er die Welt zur Wüste gemacht,
„Hat ihre Städte zerstört,
„Hat ihren Gefangenen nimmer eröffnet das Kerkerthor."

* * *

Der Völker Könige alle schlafen in Ruhm,
Jeder in seinem Hause, dem Grabmahl;
Nur du liegst hingeworfen in deiner Gruft,
Wie eine Mißgeburt,

* * *

Bedeckt mit Leichen, die das Schwert erwürgt,
Die in die Grube fahren, mit Schutt bedeckt,
So liegst du da, wie ein vertretenes Aas:
Du solltest nicht mit jenen ein Grabmahl haben,
Denn selbst hast du dein eigenes Land verderbt,
Dein eigenes Volk erschlagen.

* * *

Der Übelthäter Geschlecht werde nicht genannt
In Ewigkeit!
Gebt ihren Söhnen den Tod um ihrer Väter willen!
Daß sie nicht wieder kommen empor und erben das Land,
Und füllen mit Städten umher die Welt.

* * *

Aufstehen will ich ihnen entgegen, spricht
Jehova Zebaoth.
Ausrotten will ich Babels Nahmen und Geschlecht,
Und Sohn und Enkel, spricht Jehova;
Will sie zur Igelwohnung machen, zum Wassersumpf,
Sie fegen in den Sumpf der Verwüstung,
Spricht Jehova Zebaoth. —

„Die ganze Stelle," sagt Blair, welcher dieses schöne Beyspiel anführt, „ist voll der erhabensten Züge. Jeder Gegenstand erscheint beseelt. Wir erblicken eine Menge handelnder Personen; wir hören die Israeliten, die Tannen und Cedern von Libanon, die Geister verstorbener Könige, den König von Babylon selbst, und diejenigen, die ihn im Schattenreiche bewillkommen; wir hören alle diese mit einander sprechen, und sind gleichsam Zeugen, wie sie alle ihre verschiedenen Rollen ohne Verwirrung herspielen."

Es ist in dieser Stelle die Apostrophe mehrmahlen mit der Personification verbunden. In der ersten catilinarischen Rede apostrophirt und personificirt Cicero das Vaterland. Zu dem kühnen Verschwörer läßt er es so sprechen:

„Schon seit einigen Jahren ist kein Frevel verübt worden, wovon du nicht der Urheber, keine Schandthat, wovon du nicht Theilnehmer gewesen wärest; du allein hast ungeahndet und frey so viele Bürger tödten, so viele Bundesgenossen

mißhandeln dürfen; du allein hast es vermocht, die Gesetze und gerichtlichen Untersuchungen nicht nur zu verachten, sondern sogar zu durchbrechen und aller Kraft zu berauben. Deine vorigen Frevel, so unerträglich sie auch waren, habe ich dennoch, so gut ich gekonnt, ertragen. Daß ich aber jetzt bloß um deinetwillen in beständiger Furcht schwebe, daß ich bey jedem Geräusch vor Catilina erzittern muß, daß kein Anschlag, wie es scheint, gegen mich gefaßt werden kann, der deiner Ruchlosigkeit zu verabscheuungswürdig wäre, — das ist nicht zu ertragen. Entferne dich demnach, und befreye mich von dieser Furcht, damit ich, wenn sie gegründet ist, nicht unterdrückt werde, wenn sie ungegründet ist, einmahl zu fürchten aufhöre!" —

Rührend-schön ist Ossians Apostrophe an den Abendstern:

„Stern der sinkenden Nacht,
Schön ist dein Licht in Westen!
Du hebst dein lockiges Haupt
Empor von deiner Wolke —
Deine Schritte sind edel auf deinem Hügel.
Was siehst du auf der Flur?
Die stürmischen Winde sind still;
Gemurmel des Waldstroms
Kommt aus der Ferne;
Brausende Wogen schlagen
An entfernte Felsen.
Die Fliegen des Abends
Auf wankenden Schwingen
Durchsummen die Flur —
Was siehst du, schönes Licht?
Doch — du lächelst und fliehst!
Die Wogen taumeln mit Freude um dich,
Und baden dein liebliches Haar.
Fahre wohl, du schweigender Strahl!
Laß aufgeh'n in Ossians Seele
Das Licht!" —

Klopstock apostrophirt im 3. Gesang der Messiade die Erde:

„Sey mir gegrüßt! ich sehe dich wieder, die du mich gebaretst,
Erde, mein mütterlich Land, die du mich im kühlenden Schooße
Einst zu den Schlafenden Gottes begräbst, und meine Gebeine
Sanft bedeckst!" —

Rührend ist die Apostrophe gebraucht in dem Abschiede, welchen Schillers Johanna d'Arc von ihrer Heimath nimmt:

„Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften!
Ihr traulich-stillen Thäler, lebet wohl!
Johanna wird nun nicht mehr auf euch wandeln,
Johanna sagt euch ewig Lebewohl!
Ihr Wiesen, die ich wässerte, ihr Bäume,
Die ich gepflanzet, grünet fröhlich fort!
Lebt wohl, ihr Grotten und ihr kühlen Brunnen,
Du, Echo, holde Stimme dieses Thals,
Die oft mir Antwort gab auf meine Lieder —
Johanna geht, und nimmer kehrt sie wieder!" —

Eben so wendet sich Schillers Maria Stuart an die Wolken, da sie, nach langer Gefangenschaft, endlich einmahl wieder ins Freye kommt:

„Eilende Wolken! Segler der Lüfte!
Wer mit euch wanderte, mit euch schiffte!
Grüßet mir freudig mein Jugendland!
Ich bin gefangen, ich bin in Banden,
Ach! ich hab' keinen andern Gesandten!
Frey in Lüften ist eure Bahn,
Ihr seyd nicht dieser Königinn unterthan!" —

Diese Beyspiele zeigen hinlänglich, daß diese Figur, gut und zweckmäßig gebraucht, stets eine große, oft die ergreifendste Wirkung auf das mächtig-bewegte Gemüth des Lesers hervorbringen müsse.

§. 12.

Antitheſe.

Die Antitheſe iſt die Zuſammenſtellung von Begriffen entgegengeſetzter Beſchaffenheit, die in irgend einem Puncte wirklich oder ſcheinbar übereinkommen. Dieß kann entweder in einzelnen Worten, oder in ganzen Sätzen geſchehen.

Im erſtern Fall wird ſie Verbal-Antitheſe genannt; im letztern Real-Antitheſe. Werden die Gegenſätze mit mehr Ausführlichkeit behandelt, ſo bekommt dieſe Figur den Nahmen Antitheton.

Eine Hauptregel bey dem Gebrauche der Antitheſen iſt: Man vermeide jede künſtliche Entgegenſetzung der Worte, wo kein Gegenſatz in den Gedanken iſt; denn zwiſchen den Gedanken und dem Ausdruck muß ſtets Einheit herrſchen.

Die Entgegenſetzung kann auf verſchiedene Arten geſchehen:

1. Durch einzelne Worte; z. B.: „Sittenloſigkeit beſiegte die Schamhaftigkeit, Frechheit die Furcht, Unſinn den Verſtand." Cic.

2. Durch je zwey und zwey Worte; z. B.: „Dieß iſt ein Umſtand, den nicht mein Genie, den eure Hülfe allein heben kann." — Cic.

3. Durch ganze Sätze. Z. B.: „So wie an andern Orten die Wahrheit zu wenig Unterſtützung findet, zu wenig Macht hat, ſo muß an dieſem Orte unrechtmäßiger Haß ganz unvermögend ſeyn. Er herrſche in Privatverſammlungen, aber vor Gericht unterliege er; er ſey mächtig im Wahne und in den Verleumdungen der Unverſtändigen, aber von der Klugheit des Weiſen werde er verworfen; er äußere ſchnelle und heftige Eindrücke, aber mit der Zeit, und nach bedächtlicher Überlegung veralte er." — Cic.

4. Es wird nicht immer jedem Worte ſein Gegenſatz gleich beygefügt; ſondern es werden die Antitheſen aller vorhergegangenen Worte manchmahl erſt in der Folge einzeln angegeben. Z. B.:

„Ihr Richter, dieß ist also kein geschriebenes, sondern ein Naturgesetz, das wir nicht erlernt, nicht von Andern vernommen, nicht aus Büchern gezogen haben, sondern ein Gesetz, welches uns die Natur selbst gegeben, angeboren, eingeflößt hat, ein Gesetz, zu welchem wir nicht erst gebildet, sondern schon von der Natur geschaffen, nicht unterrichtet, sondern geboren werden, das Gesetz, daß jede Art, feindseligen Nachstellungen zu entgehen und sein Leben zu schützen, rechtmäßig und anständig sey." — Cic.

5. Die Verbal-Antithese hat, in Hinsicht der Form, noch verschiedene Arten, welche ihre eigenen Benennungen erhalten haben.

a) Antanaclasis, die Verbindung verschiedener Wörter von gleichem oder ähnlichem Laut; z. B.: „Die Saiten in seinem Innern waren so verstimmt, daß er alle Saiten seines Instrumentes zerriß." —

b) Ploce, wenn das nähmliche Wort in verschiedener Bedeutung gebraucht wird; z. B.: „Er zerstörte den Frieden in seinem Hause, um den Frieden in seiner Brust zu retten." —

c) Antimetabole, Commutatio, wenn die nähmlichen Worte in grammatischer Form umgekehrt wiederhohlt werden; z. B.: Nicht um zu essen leben wir, sondern um zu leben essen wir."

Auch in Hinsicht des Stoffs oder der in der Verbal-Antithese auszudrückenden Begriffe unterscheidet man zwey besondere Arten:

a) Es wird einem Subjecte ein scheinbar widersprechendes Prädicat beygelegt; z. B.: der arme Krösus.

b) Es werden einem Subjecte zwey oder mehrere Prädicate beygelegt; z. B.: der demüthig-stolze Mensch.

Eine vorzügliche Schönheit der Antithese liegt darin, daß sie durch die Wahrnehmung unerwarteter Contraste überrascht, worin zusammengestellte Gegenstände erscheinen, und wodurch ihr Eigenthümliches mehr hervorgehoben wird.

Diese Figur, schicklich gebraucht, dient überhaupt dazu, den Gedanken, durch die Verbindung von Verschiedenheiten, Licht und Glanz zu verschaffen; denn sie ist eine Figur der ruhigeren Gattung. In Aufsätzen, wo Witz und Laune herrschen, oder wenn man lobt, tadelt, unterrichtet, zerlegt, thut sie immer gute Wirkung. Sentenzen lassen sich oft sehr gut in Antithesen einkleiden, besonders, wenn sie, fern von allem Affect, reine Früchte des Nachdenkens sind; sie prägen sich sodann dem Gedächtnisse schnell und tief ein. Von dieser Art sind die Sentenzen des Publius Syrus. Z. B.:

Qui docte servit, partem dominatus tenet.
Audendo virtus crescit, tardando timor.
Cui plus licet, quam par est, plus vult, quam licet.

Diese Figur ist zwar oft sehr wirksam, aber auch sehr verführisch durch falschen Schimmer. Sobald sie irgendwo zu häufig gebraucht wird, fällt man ins Gesuchte, Witzelnde und Spielende. Zur Sprache des Herzens und der Leidenschaft paßt sie gar nicht. Besonders frostig wird der Vortrag, wenn die Gegensätze in den Worten schwach und erkünstelt sind. Folgen zu lange Reihen von Antithesen ununterbrochen auf einander, so erweckt dieß in uns eine unangenehme Empfindung, welche derjenigen ähnlich ist, die durch ein zu grelles Licht hervorgebracht wird.

Unter den alten Schriftstellern sind Plutarch, Seneca, Florus, Plinius, Ovid, Martial und Lucan am reichsten an Antithesen; unter den neueren: Shakespeare, Young, Fontenelle, Voltaire, Jean Paul, Hippel, Schiller u. s. w. Zur Übung folgen hier einige Beyspiele aus vorzüglichen Schriftstellern:

Victrix causa diis placuit, sed victa Catoni. *Lucan.*

Infelix Dido nulli bene nupta marito;
Hoc pereunte fugis, hoc fugiente peris. *Ausonius.*

Honesta res est, laeta paupertas. Illa vero non est apupertas, si laeta est. Cui enim cum paupertate bene

convenit, dives est. Non qui parum habet, sed qui plus cupit, pauper est. *Seneca.*

Der Landmann klagt laut, der Hofmann seufzt in Geheim. Welche Traurigkeit beym Mangel! Welcher Ekel beym Überfluß! Es fällt dem Großen eben so schwer, mit Vergnügen zu verschwenden, als dem Geringern mit Vortheil zu arbeiten. Young.

Selbst die Geschichte kam in Banden, und Alexander hat keinen Xenophon gefunden, weil dazu gehörte, daß kein Alexander seyn mußte. Herder.

Dieses Buch enthält viel Gutes und viel Neues — nur Schade, daß das Gute nicht neu, und das Neue nicht gut ist. Lessing.

§. 13.

Ironie.

Sie besteht darin, daß man gerade das Gegentheil von dem sagt, was man denkt, um dadurch Personen oder Gegenstände lächerlich zu machen; z. B. wenn man einen langweiligen einsylbigen Menschen einen vortrefflichen Gesellschafter nennt. Der höchste Reiz der Ironie liegt in ihrer besondern Feinheit, dabey sie aber doch nicht gar zu versteckt seyn darf.

Es gibt mehrere Arten der Ironie, wovon einige von den Rhetorikern besondere Nahmen erhalten haben. Sie sind:

1. Asteismus, ein unerwartet angebrachter ironischer Scherz. So sagt z. B. Cicero von einem gewissen Caninius, der durch einen einzigen Tag Consul war, er sey so wachsam gewesen, daß er während seines Consulats nicht eine Nacht geschlafen habe.

2. Antiphrasis, die Benennung einer Sache vom Gegentheil. So nennt z. B. Cicero den Catilina einen zweyten Brutus.

3. Mimesis, spöttische Wiederhohlung der Worte eines Andern.

4. Diasyrmus, beißende Verspottung lebender Menschen. Ein Beyspiel gibt uns ein Distichon in Schillers und Göthe's Xenien:

Kant und seine Ausleger.

Wie doch ein einziger Reicher so viele Bettler in Nahrung
Setzt! Wenn die Könige bau'n, haben die Kärner zu thun.

5. Sarkasmus, beißende Verspottung Sterbender. So läßt z. B. Curtius den Alexander, da er den Clitus beym Gastmahl ermordet, ausrufen: „Geh, mit dem Blute des Sterbenden bespritzt, geh nun hin zu Philipp, Parmenio und Attalus (den Todten)!

6. Die lobende Ironie, wodurch man einem Gegenstande, gerade um ihn noch mehr zu rühmen, eine Unvollkommenheit beylegt, die vielmehr das Gegentheil seiner vortrefflichen Eigenschaften ist; wenn man z. B. ein schnelles, schönes und muthiges Reitpferd einen lahmen Ackergaul nennte.

7. Gesticulatio, Verspottung, durch die mit der Rede verbundenen, dem Sinn derselben widersprechenden Mienen und Geberden.

8. Es gibt, wie Quintilian bemerkt, auch eine Ironie des Lebens, wovon uns das Leben des Sokrates ein Beyspiel gibt. Er hieß ein Spötter, weil er stets den Unverständigen und den Bewunderer Anderer spielte, die er für weise Männer zu halten schien, aber gerade dadurch ihre Unwissenheit aufdeckte.

Wir sehen hieraus, daß sowohl die Einkleidung, als auch der Grad des Spottes sehr verschieden seyn kann. Die Einkleidung: man lobt, wo man tadeln will; man tadelt, wo man loben will; man zeigt sich sehr ernsthaft, wo man Lachen erregen will; man stellt sich albern, wo man sehr witzig ist.

So sind auch die Grade des Spottes zu bemerken:

Mäßiger Spott, der bloßes Lächeln bewirken soll; fröhlicher Spott, welcher scherzt, ohne weh zu thun.

Bitterer und beißender Spott, welcher beleidiget, kränkt, beschimpft und verwundet.

Feiner Spott, welcher nur dem Scharfsinnigen möglich und verständlich ist.

Frostiger Spott, der nicht trifft, entweder, weil es ihm an Kraft und Witz fehlt, oder weil der Gegenstand, den er lächerlich und verächtlich machen will, gar nicht dazu geeignet und über allen Spott erhaben ist.

Feiner, treffender, manchmahl auch bitterer Spott, gehört zu den mächtigsten Waffen des Redners.

Beyspiele von gutmüthiger Ironie geben uns zwey Anekdoten von Cicero.

Er befand sich einst bey einem Gastmahle, wobey den Gästen junger und saurer Wein vorgesetzt wurde. Der Hauswirth munterte zum Trinken auf, indem er versicherte, es sey echter vierzigjähriger Falerner. In der That, sagte Cicero, da er ihn aufmerksam kostete, dieser Wein hat ein gesundes und frisches Alter.

Als Cicero seinen Schwiegersohn Lentulus, einen Mann von sehr kleiner Statur, mit einem großen Schwert zur Seite sah, fragte er voll Verwunderung: Wer mag denn meinen Schwiegersohn an dieses Schwert angebunden haben? —

Beißender ist die folgende Stelle, welche Home aus Swifts Werken anführt, dieses an Ironie sehr reichen Satyrikers:

„Durch Hülfe dieser Methode sehen wir manchen Schriftsteller in Zeit von wenig Wochen aufwachsen, der uns von allen den tiefsinnigsten und umfassendsten Materien handeln kann. Denn wenn auch sein Kopf leer ist — was thut das? wenn nur sein Collectaneen-Buch voll ist! Und wollt ihr ihm weiter nichts als Methode, Styl, Grammatik und Erfindung zu gute halten, wollt ihr ihm nur ein hergebrachtes Autoren-Recht zugestehen, von andern zu stehlen, und seine Materie fahren zu lassen, wenn er Gelegenheit sieht, etwas anders zu sagen, so hat er Alles, was er verlangt, um euch ein Werk zu lie-

fern, das eine ganz hübsche Figur im Buchladen machen, und sich da von Jahren zu Jahren sauber und rein erhalten soll, mit einer leserlichen Aufschrift seines Titels geschmückt, ohne von den Daumen der Leser abgerieben und befleckt, noch in einer alten Bibliothek in Ketten der Finsterniß geworfen zu werden." —

§. 14.

Frage.

Die Frage, als rednerische Figur genommen, ist diejenige lebhafte Wendung des Ausdrucks, vermög welcher man, im Zustande heftiger Gemüthsbewegung, dasjenige, was man mit Wärme behaupten oder verneinen will, in gehäufte Fragen einkleidet, wodurch man das stärkste Vertrauen auf die Wahrheit seiner Meinung und auf die Überzeugung von der Unmöglichkeit des Gegentheils zu erkennen gibt.

Es sind hier zwey Fälle zu bemerken:

1. Fragen, die bejahen sollen, werden negativ ausgedrückt. Z. B.: Ist es nicht eine weise Einrichtung des Schöpfers? Liegt es nicht in der menschlichen Natur? statt: Es ist eine weise Einrichtung des Schöpfers; es liegt in der menschlichen Natur.

2. Fragen, die zur Verneinung dienen sollen, werden affirmativ gesetzt. Z. B.: Wer ist so gefühllos, daß er sich hier der Thränen enthalten könnte? statt: Niemand ist so gefühllos, daß er nicht hier Thränen vergießen müßte.

Die Frage ist eine Figur der Leidenschaft, und gibt der Rede einen hohen Grad von Kraft und Nachdruck. Longin zieht sie sogar in dieser Hinsicht allen übrigen Figuren vor. Man kann aber bey Anwendung der Frage verschiedene untergeordnete Zwecke haben:

1. Erregung der Aufmerksamkeit. Z. B.: Vollkommenheit wäre die Bestimmung des Menschen? O gewiß, sie ist es.

2. Um jemanden in die Enge zu treiben. Z. B.: Wie lange noch, Catilina, willst du unsere Geduld mißbrauchen? wie

lange noch soll dein wüthender Rottengeist uns sogar Hohn sprechen? bis zu welchem Ziele wird deine ungebändigte Tollkühnheit sich zu blähen fortfahren? ꝛc.

3. Um Haß, Unwillen und bittern Schmerz auszudrücken. So fragt Seneca's Medea den Jason: Wohin willst du mich senden? Soll ich zum Phasis und nach Kolchis zurückkehren? in mein väterliches Reich? in die Gefilde, welche meines Bruders Blut überströmte? In welches Land befiehlst du mir zu gehen?

4. Um Mitleid zu erwecken. So sagt Sinon in der Äneide:

Welch ein Gefild', ach! rief er, gewährt mir, welch ein Gewässer
Zuflucht? oder was bleibt mir Elenden endlich noch übrig?

5. Um Erstaunen zu erregen. Z. B.: Ist es möglich? würdet ihr es wohl glauben? — Oder Virgils: Glüht so heftig in himmlischen Seelen der Unmuth? — Mächtig erschüttert uns Properz durch die Frage im Eingang einer Elegie:

Ergo sollicitae tu causa, pecunia, vitae es?
Perte immaturum mortis adimus iter?

Oft liegt in der Frage eine Art des heftigsten Befehls. So sagt Dido, als sie die heimliche Abreise des Äneas erfährt:

Gehen soll er? ha! spotten soll unseres Reiches der Fremdling?
Faßt denn nicht Waffen das Volk, und aus den Thoren der Stadt noch?
Stürmen nicht Andere die Schiffe vom Strand?
Än. 4. Ges.

7. Manchmahl gebraucht man die Frage, um einem möglichen Einwurfe zu begegnen und einer neuen Frage vorzubeugen. In diesem Falle läßt man auf die Frage gewöhnlich die Antwort folgen. Z. B.:

Man könnte fragen: warum unser irdisches Leben von so vielen Dunkelheiten umgeben sey? — O sie sollen uns auf das

hinführen, was über alle Dunkelheit erhaben ist; auf unsere Pflicht, auf unsere wahre Würde. — Oder: Man hat den alexandrischen Zeugen nicht geglaubt. „Wie? glaubte man ihnen denn nachher?" Nein. „Und warum nicht?" Weil sie jetzt bejahten, was sie damahls läugneten. Cic.

Man nennt die Frage-Figur in diesem Fall Subjection.

Es kann überdieß noch viele Fälle der verschiedenen Anwendung dieser Figur geben; z. B.: um die Befriedigung ungeduldiger Sehnsucht auszudrücken. So singt Schiller:

Ist der holde Lenz erschienen?
Hat die Erde sich verjüngt? —

Ein Beyspiel der ganzen Macht dieser Figur gibt uns Demosthenes in einer Stelle, in welcher er mit gehäuften Fragen auf die Zuhörer losstürmt und eindringt:

„Sagt, Männer von Athen! welche andere Zeit, welche andere günstige Gelegenheit erwartet ihr? Wann werdet ihr thun, was Pflicht und Vortheil euch thun heißen, wofern ihr es jetzt nicht thut? Hat nicht Philipp aller unserer Plätze sich bemächtiget? und wenn er, zu so vielen andern Eroberungen, nun noch Olynth hinzufügt, fühlen wir uns nicht deßhalb mit brennender Scham bedeckt? Sie, die wir im Fall eines Angriffs beschützen wollen, sind sie nicht angegriffen? Der, welcher sie angreift, ist er etwa nicht unser Feind? Oder hat er uns nicht unsere Besitzungen geraubt? Und was das Empörendste zu sagen ist, was edlern Seelen den heißesten Undank einflößen muß — ist er nicht Barbar? — Zweyte olynth. Rede.

§. 15.

Ausruf.

Der Ausruf entsteht aus einem tieferschütterten Gemüth und aus mächtig aufgeregter Leidenschaft. Jede Empfindung, jeder Affect hat seine eigene Form des Ausrufs.

Ausruf der Klage: O der Arme!

Ausruf des Schmerzes: Welche Qual!

Ausruf der Verachtung: O des Elenden!

Ausruf des Erstaunens: Ha, welcher Anblick!

Ausruf der Bitte: O bleibe mir stets so hold als jetzt!

Ausruf einfacher Bejahung: Ja, so ist es!

Ausruf der Verneinung: Ein Bösewicht, wie ich noch keinen sah.

Ironischer Ausruf. Z. B.:

„O edler Lohn für meine Mühe,
Wenn ich mich in der Zeitung sehe,
Bey einem Schelme, oben an!"

So gibt es übrigens noch Ausrufe des Entzückens, der Wuth, der Verschmähung, der Billigung oder Mißbilligung, des Zorns, der Betheurung u. s. w.

Da Ausrufe nur heftigen Gemüthsstimmungen angemessen sind, diese aber nicht der gewöhnliche Zustand des Menschen seyn können, so sey man im Gebrauche dieser Figur höchst behutsam, und setze sie nicht zu häufig. Durch ihren Mißbrauch wird der Vortrag frostig, also gerade das Gegentheil von dem, was man zu bewirken trachtet. Damit eine Exclamation uns ergreife, muß man vorher etwas gesagt haben, das uns in einen exaltirteren Zustand versetzt. „Oft," sagt Blair, „ist das sogenannte Ausrufungszeichen auch das einzige Merkmahl, aus welchem sich abnehmen läßt, ob gewisse Schriftsteller, welche damit so verschwenderisch sind, diesen oder jenen Gedanken als eine Ausrufung angesehen haben wollen." Eine vorzügliche Wirkung thut diese Figur am Schluß, wenn erhebende und ergreifende Vorstellungen der Sache vorausgegangen sind, und nun auf die bewegte Seele des Lesers mit vereinter Kraft die letzten Schläge geschehen.

§. 16.

Eingeständniß. Concessio. Confessio.

Wenn der Redner bemerkt, daß dem Zuhörer gegen das Gesagte noch ein Zweifel übrig bleiben könnte, so führt er diesen Zweifel selbst an, gesteht seine Richtigkeit oder Wichtig-

keit, und entkräftet ihn gerade durch dieses Geständniß. Von dieser Art sind die zwey folgenden Stellen aus Cicero's achter philippischen Rede, und aus der Rede für die Sylla:

„Man muß dem Staatskörper, um das Ganze zu erhalten, den Theil, der mit einem um sich fressenden Krebsschaden behaftet ist, ganz trennen. Ein harter Ausspruch! Aber viel härter ist dieser: Man erhalte die Nichtswürdigen, die Bösewichte, die Gottlosen, und vertilge dadurch die unschuldigen, die guten und rechtschaffenen Bürger, den ganzen Staat." —

Das Geständniß liegt hier in den Worten: ein harter Ausspruch! — In der zweyten Stelle begegnet Cicero dem Vorwurf seines Gegners, welcher ihn herrschsüchtig und einen Fremdling nannte, und ihm aus böser Absicht den in Rom verhaßten Nahmen eines Königs gab. Cicero gibt es zu, erklärt aber, was unter den Worten König und Königlich zu verstehen sey:

„Künftighin wirst du mich also weder einen Fremdling noch einen König nennen: es sey denn, daß dir dieses königlich scheine, wenn man nicht nur keinen Menschen, sondern auch sogar keine Begierde über sich will herrschen lassen; wenn man über alle Lüste erhaben ist, und weder Geld noch Güter, noch andere Dinge dieser Art vermißt; wenn man im Senat seine Meinung frey sagt, den Nutzen des ganzen Volkes seinen Neigungen vorzieht, keinem Menschen aus Schwachheit nachgibt, und sich sehr vielen widersetzt. Wenn du das für königlich hältst, dann will ich es zugeben, daß ich ein König sey." —

Dieser Figur kann der Redner bey Beweisen und Widerlegungen sich mit großem Vortheil bedienen. Am wirksamsten wird sie aber, wenn man mit dem Eingeständniß zugleich den Spott des Gegners zu verbinden weiß. So sagt Cicero: „Wir sind nur wenig und einer Kleinigkeit wegen aus einander. Ich nähmlich bin Diesem gewogen, du Jenem; und zwar: ich dem Brutus, du dem Antonius." —

Man kennt aus der Geschichte den großen Unterschied der Charaktere dieser beyden Männer.

§. 17.

Vision. Sinnliche Vergegenwärtigung.

Sie besteht darin, daß der Schriftsteller abwesende Personen als gegenwärtig handelnd, oder vergangene Ereignisse als vor unsern Augen geschehend darstellt.

Man gebrauche diese Figur nur in echt leidenschaftlichen Stimmungen und im Zustande höchst entzündeter Phantasie; im entgegengesetzten Falle macht sie das Werk und den Verfasser lächerlich.

Ein schönes Beyspiel der Vision gibt Cicero in der vierten catilinarischen Rede:

„Mir ist, als erblickte ich diese Stadt, die Zierde der Erde und die Burg aller Nationen, plötzlich von Flammen ergriffen. Ich sehe die jammervollen Haufen ermordeter Bürger unter den Trümmern ihres zerstörten Vaterlandes unbegraben liegen. Das Bild des Cethegus, und die Wuth, mit welcher er in euren Eingeweiden wühlt, schwebt mir vor Augen." —

§. 18.

Amplification. Gradation. Klimax.

Die Amplification (Erweiterung) besteht in der künstlich gehäuften Darstellung und Zerlegung der feinsten Züge und aller besondern Umstände von Handlungen und Gegenständen, welche man in ein starkes, entweder günstiges oder nachtheiliges Licht setzen will. Man bedient sich hierbey häufig der Gradation oder des Klimax, das ist, der Steigerung oder stufenweisen Stellung von Zügen und Umständen, welche man nach den Graden ihrer Wichtigkeit und des dadurch zu bewirkenden Eindrucks so lange auf einander folgen läßt, bis der darzustellende Begriff seine volle Höhe oder Tiefe erreicht hat. Man sieht hieraus, daß der Klimax aufwärts oder abwärts steigen kann. Im letztern Fall nennt man ihn auch Antiklimax; er senkt sich vom Großen ins Kleine.

Man unterscheidet aber zwey Hauptarten des Klimax:

a) Klimax des Verstandes, welcher durch die Stellung der Begriffe entsteht. Das stufenweise Fortschreiten gibt uns das Hauptbild oder die Haupt-Idee endlich in seiner ganzen Fülle und im schönsten Überblick.

b) den Klimax des Tons, welcher durch die Stellung gesteigerter Wörter entsteht.

Die volle Wirkung dieser Figur wird nur dann erreicht, wenn beyde Arten in der nähmlichen Stelle vereiniget sind. Es erfreut uns dann jede an und für sich, und mehr noch ihre schöne Übereinstimmung.

Der Klimax ist auch beym Gebrauch der Synonyme von größter Wichtigkeit. Unrichtiges Steigern ist aber höchst widrig, sowohl für den Verstand als auch für das Ohr.

Das ruhige Fortschreiten des Klimax verräth immer zu viel Absicht und Kunst, und paßt daher, seines geregelten Ganzen wegen, zur Sprache der Leidenschaft nie. Wo ruhiger Umblick, klare Überzeugung herrschen soll, da ist er an seiner rechten Stelle; aber selbst da ist es nöthig, daß der Schriftsteller vorher hinreichende Beweise geführt, und durch ihre Stärke das Gemüth des Lesers gewonnen habe, um endlich durch den glücklich angewendeten Klimax den Hauptschlag ausführen zu können. Ohne diese Behutsamkeit kann die nie ganz zu verbergende Künstlichkeit dieser Figur den Leser oder Zuhörer gegen die Redlichkeit des Verfassers leicht mißtrauisch machen.

Beyspiele vom Klimax.

Cäsars: Veni, Vidi, Vici.

Engel von Mendelssohns Tode:

„Im Anfang dieses Jahres entriß ihn der Tod seinen Freunden, unserer Stadt, den Wissenschaften, der Menschheit; der Verlust ist groß, fast unersetzlich; zur Freundschaft war sein Herz ganz gemacht, für alle Menschen war es warm, für seine Freunde war es glühend." —

Cicero in der fünften Rede gegen den Verres:

„Es ist Unrecht, einen römischen Bürger in Bande zu legen; es ist ein Verbrechen, ihn zu geißeln, und beynahe eine Art von Vatermord, ihn zu tödten; aber wie soll man denjenigen nennen, der ihn ans Kreuz schlagen läßt?" —

Antiklimax.

„Wenn Alles um mich zu neuem Leben erwacht und der Frühling seine Reize über die ganze Natur ausgießt: da wird es mir weich ums Herz, ich sinke nieder, eine Thräne steigt in mein Auge — und ich sehne mich nach der stillen Ruhe des Grabes." —

§. 19.

Digression.

Abweichung von dem eigentlich vorzutragenden Gegenstande auf eine Nebensache, die jedoch zur Erläuterung und wesentlichen Verschönerung der Hauptsache dienen muß. Von dieser Art ist z. B. Cicero's Lob der schönen Wissenschaften in der Rede für den Dichter Archias.

§. 20.

Periphrasis. Circumitio. Umschreibung.

Sie besteht darin, daß man einen Gegenstand, statt ihn kurzweg mit seinem eigentlichen Nahmen zu bezeichnen, mit mehreren Worten nach seinen Eigenschaften und Wirkungen ausdrückt. Der Gebrauch der Umschreibungen darf aber nie das Werk der bloßen Willkühr des Schriftstellers seyn, sondern er muß seine gegründeten Ursachen haben; diese können seyn:

a) um einen edleren Ausdruck statt eines unedlen zu erhalten;

b) einen deutlicheren statt eines dunkeln;

c) einen blühenden statt eines trocknen;

d) einen kräftigen statt eines matten;

e) einen lebhaft-verschönernden statt eines verbrauchten; u. s. w.

Man hat daher bey ihrem Gebrauche folgende Regeln zu beobachten:

1. Die umschreibenden Neben-Ideen müssen in den Zusammenhang des Ganzen genau hineinpassen.

2. Man erkünstle die Umschreibungen nicht, und hüte sich insbesondere, sie als geschmacklose Zierrathen zu gebrauchen, oder als falsche Erhabenheit, die ins Lächerliche fällt.

3. Man mache den Hauptbegriff nicht undeutlich durch die Neben-Ideen, in welche man ihn einhüllt.

4. Man hüte sich daher vor überflüssigem Wortschwall und vor weitschweifiger Gedehntheit.

Der schickliche Gebrauch der Umschreibungen kann zur Darstellung der Größe und Schönheit der Gedanken allerdings viel beytragen. Longin sagt: So wie in der Musik der Hauptton durch die Verbindung mit seinen Nebentönen lieblicher und harmonischer wird: so kann auch die Umschreibung der Hauptgedanken lieblicher und gefälliger machen, wenn sie anders nicht zu schreyend und unharmonisch, sondern gefällig und angenehm eingeflochten worden ist. Das trockene Wort wird durch die Umschreibung zu einer Art von Harmonie erweitert. Ein Beyspiel davon gibt Plato's Epitaph: „Die da liegen, haben nun von uns, was ihnen gebührt, und womit sie wandern können die Wege des Schicksals, hingeführt zusammen vom Staat, und einzeln von ihren Lieben." — Der Tod heißt hier das Wandern der Wege des Schicksals, und die feyerliche Bestattung der Leichen ihre Hinführung vom Staat und von den Ihrigen.

Paraphrase nennt man die erklärende Umschreibung irgend einer Stelle, eines Spruchs ꝛc.

§. 21.

Figuren von minderem Range.

Es sind noch mehrere Figuren von minderem Range (die ganz unbedeutenden gar nicht mit eingerechnet) zu erklären. Sie folgen hier in alphabetischer Ordnung:

Alliteration. Unmittelbare Aufeinanderfolge von Wörtern mit gleichen Consonanten in den Anfangssylben, um durch die Ähnlichkeit der ersten Anklänge die Aufmerksamkeit auf gewisse damit verbundene Vorstellungen und Begriffe zu erhöhen. Z. B.:

„Wonne weht von Thal und Hügel,
Weht von Flur und Wiesenplan,
Weht vom glatten Wasserspiegel;
Wonne weht mit weichem Flügel
Des Piloten Wange an." Bürger.

Diese Figur verräth Spuren pedantischer Geschmacklosigkeit, wie es sich bey mehreren der hier folgenden zeigen wird; man muß sie aber wenigstens doch kennen, um sich vor ihnen zu hüten.

Allusion, Anspielung. Hindeutung auf schon bekannte Bilder und Ideen, um den gegenwärtigen dadurch mehr Deutlichkeit und Kraft zu geben.

Die Anspielung geschieht mit einzelnen Worten, auf geschichtliche Begebenheiten und Charaktere, scientifische Gegenstände, Bücherstellen u. s. w. Z. B.: „Er ist noch nicht über den Rubikon gegangen." Das ist: Er hat noch keinen entscheidenden Schritt gethan.

Anagramm. Versetzung der Buchstaben eines Wortes, eines kurzen Satzes oder einer Zahl, so daß dadurch ein anderes Wort und ein anderer Sinn heraus kommt; z. B. statt Leben — Nebel; statt Thon — Noth.

Anomination. Der Gebrauch solcher Wörter, welche gleichen Klang haben und von derselben Abstammung sind. Man bedient sich dieser grammatischen Figur, um den Hauptbegriff zu verstärken, und die Aufmerksamkeit vorzüglich auf ihn hinzuführen. Z. B.:

„Sein Ernst ward ernster,
Die Stille stiller." —

Asyndeton. Weglassung der Bindewörter. Durch diese Figur, sagt Longin, eilt die Rede, wie ein Strom sich ergießend, unaufhaltsam fort, und kommt fast dem Redner selbst zuvor. Zu häufiger Gebrauch der Bindewörter macht den Styl überhaupt matt, schleppend und schlaff; das Asyndeton thut aber an Stellen, wo Pathos und heftiger Affect herrschet, die trefflichste Wirkung; da es der Rede einen raschen kühnen Gang verschafft. Redner und Historiker können sich dieser Figur mit Glück bedienen. Z. B.:

„Die Angegebenen ließ ich rufen, bewachen, zum Senate führen." Cicero.

„Sie stießen ihre Schilder an einander, drängten, kämpften, mordeten, fielen." Xenophon.

Aposiopesis. Man findet sie mit den verschiedenen Nahmen: Suspensio, Reticentia, Interruptio, Abbrechung, Abgebrochenheit, bezeichnet. Sie findet in heftiger Leidenschaft Statt, wo der Redende, ohne den Sinn vollendet zu haben, plötzlich abbricht, und einen neuen Gedanken beginnt. Durch den Gebrauch dieser Figur ist Virgils Vers berühmt geworden, in welchem der erzürnte Neptun den tobenden Winden zuruft:

Quos ego — sed motos praestat componere fluctus.
Än. I. 135.

Assonanz, verwandt mit der Alliteration. Sie besteht in Übereinstimmung der Vocale in Schlußworten, und kann einsylbig oder zweysylbig seyn. Diese Figur, einheimisch in der spanischen und portugiesischen Sprache, scheint auf deutschem Boden weniger zu gedeihen, weil unsere Vocale von den Consonanten zu sehr übertönt werden. Die zweysylbigen sind überdieß dem Gehör auch deßhalb noch weniger angenehm, weil sie fast immer nur mit dem halbstummen e gebildet werden, und jede Eintönigkeit widrig wird. Assonanzen finden sich eigentlich nur in der Poesie. Mehrere neuere deutsche Dichter haben sich darin versucht, z. B. Fr. Schlegel; wie in der folgenden Stelle:

„O nein, noch keiner ist vor ihn gekommen,
Er will allein seyn, scheint vertieft in Sorgen.
Ein kund'ger Freund hat eben mir beschworen,
Daß die Infantinn jetzt ihn sprechen wolle,
Ein feyerlich Gehör bey ihm gefordert,
Und man erwartet davon wicht'ge Folgen."

* * *

„Ich nah' in Demuth bethend dir,
Den Saum des weißen Kleides fassend, bitt' ich dich,
Es sey auch dieser letzte Fehltritt mir verzieh'n.
Bald bin ich ewiglich getrennt von deinem Licht,
Wenn mir im Tod die letzte Hoffnung noch verlischt." —

Communicatio, wozu auch Permissio gehört. Die erstere besteht darin, daß der Redner sich an den Zuhörer wendet, um sich mit ihm zu besprechen; z. B.:

„Nun frage ich euch selbst, ihr Richter, was hier zu thun sey?" — Cicero.

Die Permission besteht darin, daß man etwas den Richtern oder dem Gegner selbst zu beherzigen überläßt. Diese Figur hat den Vortheil, daß sie dem Redner das Vertrauen des Zuhörers gewinnt, indem der letztere sich dadurch geschmeichelt fühlt, daß die Entscheidung einer Sache gleichsam der anerkannten Stärke seines Verstandes übertragen wird. Auch die geistliche Beredsamkeit hat sich ihrer oft mit Vortheil bedient; z. B.: Mosheim in seiner Predigt von den Eigenschaften wahrer Christen:

„Was würdet ihr sagen, wenn sich jemand erkühnte, zu behaupten, der Samen könnte rein und erlesen, das Erdreich könnte schön, gesäubert und fett, die Witterung könnte bequem und fruchtbar seyn, und es könnte der Samen in der Erde doch verfaulen, und keine Früchte tragen? Würdet ihr euren Ohren trauen?" —

Congruenz. Nachbildung der Naturtöne durch Worte, ohne Bestreben, selbst den Laut des Naturtones hören zu lassen; z. B.: das Rollen des Donners, das Brausen des Stromes, das Murmeln des Baches. Will man sogar den Laut des

Naturtones hören lassen, so heißt diese, sodann fehlerhafte Figur Onomatopöie; z. B.: das Koax der Frösche; das ung, ung der Unken.

Die beste Nachbildung des Schalls und der physischen Bewegung geschieht immer durch den künstlichen Gang der für ihre Bezeichnung gewählten Worte.

Conduplicatio, Repetitio. Wiederhohlung eines Wortes; und zwar auf dreyfache Art:

a) Epizeuxis, wenn das erste Wort sogleich wiederhohlt wird; z. B.: „Täuschung, Täuschung ist oft die menschliche Hoffnung."

b) Anaphora, wenn man mehrere Sätze mit dem nähmlichen Worte anfängt; z. B.: „Hier suchen wir Ehre; hier herrschen, hier geizen wir."

c) Epiphora, Wiederhohlung des nähmlichen Wortes, am Schlusse mehrerer Sätze, vorzüglich nach Fragen; z. B.: „Ich suchte ihn zu überzeugen; er schwieg. Ich both alle Künste der Beredsamkeit auf; er schwieg. Ich versuchte, ihn durch Empfindung und Thränen zu gewinnen; aber — er schwieg." Oder: „Die peinlichen Untersuchungen, die man so eben in dem Vorhofe bey dem Tempel der Göttinn Libertas angestellt hat, sind dem Milo nachtheilig. Mit was für Sclaven sind sie angestellt worden? Du fragst? Mit den Sclaven des Clodius. Wer hat sie zur Untersuchung verlangt? Appius. Wer hat sie vorgeführt? Appius. Aus welchem Hause? Aus dem Hause des Appius. Cicero.

Da die Wiederhohlung immer nur sehr bedeutende Ausdrücke treffen darf, so zeigt sich von selbst, daß diese drey Figuren viel beytragen, der Rede Haltung zu geben, und die Aufmerksamkeit des Lesers oder Zuhörers auf die Haupt-Idee zu fixiren.

Cumulatio, Häufung der Merkmahle eines Gegenstandes. Sie ist verwandt mit der Figur, welche bey den Rhetoren Distributio genannt wird, und dazu dient, um einen allgemeinen Begriff in die Theile aufzulösen, aus welchen er

besteht. Der Hauptbegriff wird durch diese Zergliederung und Menge der Merkmahle entweder dem Verstande anschaulicher gemacht, oder der Empfindung näher gebracht. Z. B.: „Betrachten wir nun Gott, als den Schöpfer des Ganzen, als den Urheber der Erde, als den Vater der Menschen, als den Begründer eines moralischen Weltplans, als den Richter aller vernünftigen Wesen." —

Dubitatio. Eine verstellte Bedenklichkeit, vermög welcher der Redner sich den Schein gibt, als sey der Gegenstand, welchen er behandelt, so wichtig und groß, daß er selbst in Verlegenheit gerathe und nicht zu entscheiden wage. Durch diese Miene der Offenherzigkeit erwirbt sich der Redner viel Zutrauen. So sagt z. B. Cicero in einer Rede: „Was mich betrifft, wahrlich, ich weiß nicht, wohin ich mich wende. Soll ich sagen, das bestochene Gericht sey von aller Schande frey?" —

Ellipse. Weglassung einiger Worte, da man im heftigen Affect nur die Hauptbegriffe ausdrückt, alle Neben-Ideen aber und alle unbedeutenderen Umstände überspringt. Wenn sie verlängert und durch mehrere Sätze durchgeführt wird, erhält sie auch den Nahmen Interruptio. Z. B.: „Nieder mit ihnen! — Höre doch — welch einen Lärm der Feldherr macht!"

Shakespeare.

„Genug, o Jüngling! länger nicht!
Genug der Lieb' und Ruh!" Weisse.

Emphasis; besonders nachdrückliche Worte zur Versinnlichung und Verstärkung eines Begriffs. Z. B.: Die Todesstille der Nacht.

Epanorthosis, Correctio. Absichtliche Unterbrechung der Wortfolge, um einen Begriff zu beschränken, zu erweitern oder zu berichtigen; z. B.: „Wir wollen; doch was wir? Der Herr will durch uns." — Moßheim.

Epitheta, Beywörter. Sie sind entweder nothwendige, die zur Bestimmung eines Begriffs unentbehrlich sind, z. B.: das beschnittene Papier; das gebundene Buch;

oder verschönernde; z. B.: die duftende Flur; der schimmernde Thau.

In Hinsicht der verschönernden Beywörter ist Folgendes zu beachten:

1. Sie dürfen nie müßig und überflüssig dastehen; z. B.: der runde Kreis;

2. sie müssen nicht zu unbestimmt seyn; z. B.: das schöne Haus;

3. nicht dem Hauptbegriff widersprechend; z. B.: die kalte Gluth des in der Abendsonne brennenden Eises;

4. nicht unedel oder Ekel erweckend;

5. nicht verbraucht und abgenützt, z. B.: der holde Frühling, der süße Duft;

6. nicht zu gehäuft, so daß die Substantive wie auf Krücken gehen. Die Beywörter, sagt Quintilian, sind allerdings eine Zierde der Rede, welche ohne sie gleichsam matt erscheinen würde; indeß muß man auch nicht damit überladen, sonst gleichen sie einem Heere, welches eben so viel Troß als Mannschaft hat; es findet sich da wohl doppelte Menge, aber nicht doppelte Gewalt. Die am meisten verschönernden Beywörter sind die metaphorischen; z. B.: „die zügellose Begierde."

Katachrese, eine Art von Metapher, welche sich durch die besondere Kühnheit unterscheidet, mit der sie die Größe eines Gegenstandes durch eine etwas entfernte Ähnlichkeit ausdrückt; z. B.: Er war ganz Auge.

Mythologie. Sie gehört zum figürlichen Ausdrucke, sobald man sich ihrer im allegorischen Sinn oder zu Anspielungen bedient. So setzt man die Nahmen der Gottheiten statt der Dinge, die ihrem Schutze anvertraut sind, z. B.: Mars statt des Krieges, Merkur statt des Handels. Ein Beyspiel mythologischer Andeutung gibt uns Herder: „Wählet er sich ein Irrlicht zum Ziele, oder will er mit Ikarus Flügel zur Sonne hinauf, so wird er Morast und Meer mit seinem Nahmen bezeichnen." —

Occupatio. Man macht sich selbst einen Einwurf,

um ihn zu beantworten. So z. B. Demosthenes: „Wo soll die Flotte landen? Der Krieg wird es uns schon lehren." —

Pleonasmus. Diese Figur setzt, des Nachdrucks wegen, Worte hinzu, welche die Grammatik als überflüssig erklärt. Z. B. Virgils: „Vidi oculos ante ipse meos." Ich sah es selbst vor meinen Augen. Die Worte ich sah es, sagen schon das Nöthige; alle übrigen Zusätze sind Pleonasmen. So auch Weisse im Trauerspiel Crispus:

„Itzt steigt er auf zu dir, zu dir, dem er gehört,
Du, der Erlöser, Gott, zu dir!"

Vorzüglich schön und innig läßt sich diese Figur mit dem Klimax verbinden. So sagt z. B. Cicero von Catilina's Entweichung aus Rom: Abiit, excessit, evasit, erupit. —

Man sey bey dieser Figur darauf bedacht, daß die unnöthigen Wörter nur in grammatischer, aber weder in logischer noch in rednerischer Hinsicht überflüssig seyen.

Polysyndeton, Häufung der Bindewörter. Diese Figur dient dazu, um dem schnellen Gang der Rede beym Ausdruck der Empfindungen und Begriffe mehr Haltung zu geben, damit Verstand und Gefühl gezwungen werden, dabey länger zu verweilen. Können sie nicht so leicht hinüber gleiten, so gewinnt die Empfindung an Tiefe, und der Verstand dringt mehr in das Wesen der Sache ein. Besonders wird auf diese Art der Begriff von Menge anschaulicher gemacht. Z. B.: „Er vereiniget in sich hohen Geist, und den edelsten Charakter und das beste Herz und die unermüdetste Thätigkeit." —

Präteritio. Die scheinbare Übergehung einer Sache, die man nur etwas leichter berührt, um desto schneller auf eine andere, sie noch übertreffende Vorstellung zu kommen. Z. B.:

„Erwarten Sie nicht, daß ich hier diesen Helden auf seinen Siegeszeichen entseelt vorstelle, daß ich den blutigen Leichnam enthülle, bey dem der Donner noch dampft, der ihn traf."
Flechier.

Synesis oder Syllepsis, wenn man ein Wort mehr

mit dem Hauptbegriffe in Übereinstimmung bringt, als mit demjenigen, worauf es sich bezieht. Z. B.: „Ein Weib, die von Allen geachtet wird." Das Wort die bezieht sich hier nicht auf das Wort Weib, sondern auf den Hauptbegriff des Geschlechtes.

Schwur, Beschwörung, Betheurung, Verwünschung. Die Erklärung dieser Figuren liegt schon in ihrer Benennung. Man bediene sich ihrer ja nur bey wahrhaft feyerlichen Gelegenheiten und beym Ausbruch des heftigsten Affectes, sonst wird man matt und lächerlich. Schöne Beyspiele ergreifender Beschwörung und erschütternder Verwünschung geben uns Demosthenes in der Rede für die Krone, und Lessing im Trauerspiel Miß Sara Sampson.

Demosthenes:

„Aber so ist es nicht, Männer von Athen! nein, wahrlich! so ist es nicht! Ihr habt nicht gefehlt, als ihr euch für die Rettung des ganzen Vaterlandes jenen Fährlichkeiten unterzogt. Nein! Ich schwör' es bey den Ahnen, die sich bey Marathon in Gefahren stürzten; und die im Heer bey Platäa fochten, und die in der Seeschlacht bey Salamis kämpften; und die dem Feind in Artemisia Trotz bothen; bey so viel andern Edlen schwör ich's, deren Gebeine in den öffentlichen Denkmählern schlummern, welche die Republik, alle ohne Unterschied, eines Ehrenbegräbnisses gewürdiget hat!" —

Lessing:

„Unglück und Tod, und wo möglich die ganze Hölle möge sich auf ihrem Wege finden! Verzehrend Feuer donnere der Himmel auf sie herab, und unter ihr breche die Erde ein, der weiblichen Ungeheuer größtes zu verschlingen!" —

Sentenzen, Maximen, Aphorismen, Gnomen, Sprichwörter. Sie gehören, so wie der figürliche Ausdruck, zum Schmuck der Rede, und enthalten überhaupt allgemeine Wahrheiten, in die Form kurzer Sätze eingekleidet. Zu vermeiden sind alle halbwahren, gezwungenen, abgenützten und gemeinen oder unedlen Sentenzen. Sie müssen sich viel-

mehr durch die treffendste Wahrheit, Neuheit und Kürze auszeichnen; aber auch die besten Sentenzen verfehlen ihre Wirkung, wenn sie nicht an der schicklichsten Stelle angebracht sind.

Eine besondere Erwähnung verlangen hier die Aphorismen und Gnomen.

Die erstern sind eigentlich jene kurzen Sätze, welche die Theorie einer Wissenschaft in gedrängter Übersicht darstellen. Das griechische Wort Gnome bezeichnet eine besondere Art von Sprüchen, welche Erfahrungslehren, Lebensregeln oder heilsame Grundsätze enthalten, und diese sinnreich, kräftig und bildlich, oft mit fast räthselhafter Kürze vortragen. Sie waren schon in den frühesten Zeiten üblich, vorzüglich im Orient und bey den Griechen, wo sie oft die Stelle wissenschaftlicher Moral vertraten.

Wesen und Charakter, Eigenschaften und Arten des Styls.

§. 1.

Stoff und Form.

Man unterscheidet in stylistischen Producten den Stoff, oder die Gedanken des Schriftstellers, von ihrer Form, oder der Art, sie darzustellen und vorzutragen, welches Styl oder Schreibart genannt wird.

„Es ist aber schwer," sagt Sulzer, „genau zu bestimmen, was in jedem Werke zu den Gedanken oder zur Schreibart gehöre; so viel ist aber gewiß, daß beym Schriftsteller nicht bloß der Ausdruck oder die Worte, ihre Verbindung, ihr Ton, die längern oder kürzern Einschnitte und Perioden, sondern daß auch ein Theil der Gedanken selbst zur Schreibart gerechnet werde, so wie man zum Styl des Mahlers nicht bloß seine besondere Art der Zusammensetzung, Zeichnung und Farbengebung, sondern auch etwas von dem Materiellen des Gemähldes rechnet."

§. 2.

Styl und dessen Charakter.

Styl ist also die Art und Weise, seine Gedanken schriftlich auszudrücken.

Charakter des Styls nennt man das Eigenthümliche und Hervorstechende desselben, welches auf den Leser wirkt. So kann z. B. der Styl trocken oder steif, matt, gezwungen, blü-

hend, edel, erhaben u. s. w. seyn. So haben die Schriftsteller jeder Nation einen eigenen Styl, das heißt, sie unterscheiden sich von den Schriftstellern aller übrigen Völker durch besondere, dem Charakter und der Denkungsart der Landesbewohner angemessene Eigenheit des Ausdrucks; z. B.:

Die Morgenländer beleben ihren Vortrag durch die stärksten, unserm Gefühl nach an Übertreibung gränzenden Bilder. Unter den Griechen selbst herrschte in dieser Hinsicht eben so viel Verschiedenheit als in ihrem Charakter. „Überall," sagt der Athener Euklides, in Barthelemy's Reise des jüngern Anacharsis, „überall richtet sich die Beredsamkeit nach dem Charakter der Nation. Die Griechen in Karien, Mysien und Phrygien sind noch ungebildet, und scheinen kein anderes Verdienst zu kennen als die Üppigkeit der sie beherrschenden Satrapen; auch schreyen die Redner, mit unnatürlicher Grelligkeit der Stimme, widerlich aufgedunsene Reden her. Die Spartaner hegen, vermöge ihrer strengen Sitten und ihrer richtigen Beurtheilungskraft, eine völlige Gleichgültigkeit gegen jede Art von Prunk; auch sprechen sie nur Ein Wort, aber dieses Wort umfaßt bisweilen eine ganze Abhandlung der Sittenlehre oder der Staatskunst. — Ein Fremder höre unsere guten (athenischen) Redner, er lese unsere besten Schriftsteller, und bald wird er gewahr werden, daß er sich unter einer gebildeten, aufgeklärten, fein fühlenden, geistreichen und geschmackvollen Nation aufhält. Bey allen unsern Verfassern wird er das nähmliche Bestreben in Aufsuchung der für jeden Gegenstand schicklichen Schönheiten entdecken, und die nähmliche Einsicht bey deren Vertheilung. Fast überall wird er sehen, wie die großen schätzbaren Eigenschaften des Vortrags durch Züge, welche die Aufmerksamkeit erregen, und durch Reiz, welcher die Vernunft verschönert, gehoben werden *)." —

Vom deutschen Styl erklärt Herder: „Soll ich unserer ganzen Schreibart Charakter geben, so sage ich: ernsthafte

*) 4. B. 2. Abth.

Prose, tiefsinnige Poesie. Dieß ist der Platz, den unsere Nation vielleicht am eigenthümlichsten nehmen könnte *)."

§. 3.

Zwey Hauptgattungen des Styls.

Diese sind:

a) der reine, b) der angewandte Styl. Der reine Styl wird durch Beobachtung der allgemeinen Grundsätze gebildet, welche für alle Arten schriftlicher Aufsätze passen. Er zerfällt in den höhern, mittlern und niedern Styl.

Der angewandte Styl heißt so, weil er jene allgemeinen Grundsätze nach Erforderniß jeder besondern Art schriftlicher Aufsätze anwendet.

§. 4.

Allgemeine Grundsätze für den Styl.

Sie sind:

a) grammatische, welche sich auf die Wahl, Stellung und Verbindung der Wörter gründen. Sie sind bereits ausführlich behandelt worden;

b) psychologische, welche aus dem Einflusse entstehen, den die geistigen Anlagen und Vermögen des Menschen auf die Schreibart nehmen;

c) logische, die sich auf die allgemeinen Denkgesetze gründen;

d) ästhetische, welche die Schönheit der Form bezwecken.

§. 5.

Psychologische Grundsätze.

Da die grammatischen schon ausführlich behandelt sind, gehen wir sogleich zu den psychologischen über.

Die geistigen Vermögen, welche auf Styl und Darstellungsart Einfluß nehmen, sind:

*) Werke zur sch. L. u. K. 1. B. S. 81.

a) das Gedächtniß,
b) die Phantasie,
c) der Verstand,
d) die Urtheilskraft,
e) die Vernunft,
f) Scharfsinn und Witz,
g) das Gefühlsvermögen,
h) das Begehrungsvermögen.

§. 6.

Gedächtniß.

Das Gedächtniß bewahrt uns einen Schatz von gehabten Eindrücken, erfahrnen Thatsachen, erhaltenen Bildern und Begriffen. Es ist also für den historischen Schriftsteller in hoher Vollkommenheit nothwendig; bey Combinationen und Parallelen hat es den bedeutendsten Einfluß. Auch der Geschäftsstyl bedarf dessen, sobald er es mit Thatsachen zu thun hat, und in geschichtliche Darstellung übergeht oder Beweise aufführt. Mathematik und speculative Philosophie unterliegen dem Einflusse des Gedächtnisses destoweniger, je mehr sie Sache des Verstandes sind und sich mit abstracten Begriffen beschäftigen. Der Historiker aber wird bey Mangel oder Schwäche des Gedächtnisses in Flachheit und Irrthümer verfallen. Auch gerathen Schriftsteller dadurch in die höchst unangenehme Lage, sich häufige Wiederhohlungen zu erlauben, oder fremde Gedanken als ihr Eigenthum zu geben.

§. 7.

Phantasie.

Der Unterschied zwischen reproductiver und productiver Phantasie ist bereits bey Gelegenheit der Eintheilung der Figuren erklärt worden. Obschon die letztere das eigentliche Dichtungsvermögen ist, so muß sie dennoch auch auf mehrere Arten prosaischer Darstellung beträchtlichen Einfluß haben, nähmlich

auf den historischen Styl, auf den Roman und die Erzählung, auf den Vortrag des Redners und des Moralisten und auf den sentimentalen Brief; denn sie belebt durch ihre Bilder den Ausdruck, macht ihn blühend und lebendig, und überdeckt, so zu sagen, den trockensten Boden mit einem Blumenteppich. Sie gibt also der Rede Reiz und Interesse. Nur der Geschäftsstyl, so wie der abstract-didaktische und der tabellarische, können und müssen ihrer Verschönerungsmittel entbehren.

§. 8.

Verstand.

Der Verstand, als die Kraft, äußere Eindrücke zu Begriffen zu erheben, und diese zu ordnen, indem sie entweder mit einander verbunden oder von einander abgesondert werden, — muß bey den meisten Gattungen des prosaischen Styls das vorherrschende Seelenvermögen seyn, oder wenigstens den entschiedensten Einfluß darauf nehmen; indem ohne dasselbe weder Bestimmtheit noch Klarheit und Ordnung bestehen können. Daß der didaktische und der Geschäftsstyl auf Verstand den vorzüglichsten Anspruch machen, ergibt sich von selbst. Es mag aber in Aufsätzen Phantasie, Empfindung und Witz noch so sehr die Obergewalt ausüben, so muß der Verstand doch immer das Licht und die Seele des Ganzen bleiben, welches selbst der unbedeutendste Brief nicht entbehren kann.

§. 9.

Urtheilskraft.

Die Urtheilskraft vergleicht Begriffe mit einander, prüft sie nach dem Maßstabe des Zweckes, dem sie entsprechen sollen, und überzeugt sich dadurch von ihren Verhältnissen und von ihrer Zweckmäßigkeit. Um ihren Einfluß auf den Styl vollkommen zu begreifen, muß man sie in ihrer dreyfachen Gestalt kennen lernen; denn sie bildet den Wahrheitssinn, wenn sie, in Gemeinschaft mit dem Verstande, das Verhältniß der Begriffe

bestimmt; den Schönheitssinn, wenn sie, in Verbindung mit Vernunft und Phantasie, das Verhältniß der Form durch den Geschmack bestimmt; den moralischen Sinn, wenn sie, in Übereinstimmung mit Gefühl und Gewissen, das Verhältniß jener Maximen und Handlungen bestimmt, welche sich auf die Willensfreyheit, im Gegensatz mit der Causalität der Natur, gründen. Sie wird im ersten Fall logische, im zweyten ästhetische, im dritten praktische Urtheilskraft genannt.

Wie wirksam sie in allen Arten des Styls seyn müsse, ergibt sich daraus, weil der Schriftsteller durch sie in dem Leser die Überzeugung von der äußern oder innern Zweckmäßigkeit des behandelten Gegenstandes hervorbringt, das höchste Ziel und der letzte Zweck aller schriftstellerischen Darstellung. Es wirken indeß nicht in jedem stylistischen Product alle drey Arten der Urtheilskraft mit gleicher Macht. Die logische äußert ihren vorzüglichen Einfluß auf den didaktischen und den Geschäfts-Styl; die ästhetische und die praktische bey historischen Darstellungen, Erzählungen, Beschreibungen, Gemählden, Schilderungen u. s. w.

§. 10.

Vernunft.

Die Philosophie erklärt die Vernunft als das Vermögen, die Regeln des Verstandes unter Principien zu bringen, folglich besondere Begriffe den allgemeinen unterzuordnen. Sie stellt das höchste Gesetz für alles Wirken auf; alle übrigen Geisteskräfte concentriren sich in ihr, und erhalten von ihr die letzte Vollkommenheit. Sie äußert sich auf zweyerley Arten:

a) indem sie die Ausspräche des Verstandes und der Urtheilskraft prüft, und hiernach Schlüsse bildet;

b) indem sie die, durch Erfahrung, Beobachtung und Nachdenken erworbenen Ideen und Kenntnisse zur höchsten Stufe der Vollendung führt, und so die Ideale jener Vollkommenheit aufstellt, deren höchsten Grad wir zwar nicht erreichen

können, dem wir uns aber dennoch durch angestrengtes Nachstreben immer mehr und mehr nähern müssen.

Sie kann auch als theoretische oder als praktische Vernunft betrachtet werden. Als theoretische ist sie das Vermögen der Principien der Erkenntniß, und gründet die Wahrheit des Wissens; als praktische ist sie das Vermögen der letzten Gründe und Gesetze, welche sie in Gemäßheit der höchsten, allgemeinsten und nothwendigen Zwecke bestimmt, wodurch das Handeln Gewißheit und Würde erhält. Und so wird ihr mächtigster Einfluß auf schriftliche Darstellung von selbst einleuchten. Der Schriftsteller von gesunder und thätiger Vernunft wird Irrthum, Dunkelheit, Schiefheit und Einseitigkeit vermeiden; in jedem seiner stylistischen Producte wird Zusammenhang, Richtigkeit und logische Ordnung herrschen, der ausgebildeten Denkkraft gemäß. Der Schriftsteller, welcher im Leben, so wie in Kunst und Wissenschaft, das Höchste kennt, dem die von der Vernunft aufgestellten Ideale jeder Art deutlich vor der Seele stehen, der wird auch seinen Gegenstand von allen Seiten, und nach allen Verhältnissen und Beziehungen, richtig auffassen, und ihn mit Totalität, das ist, in seinem ganzen Umfange, erschöpfend darstellen.

§. 11.

Witz und Scharfsinn.

Der Witz ist eine vergleichende Kraft, und bemerkt die Berührungspuncte an sich unvergleichbarer Dinge. Er fordert also einen Reichthum von Kenntnissen oder Erfahrungen. Man unterscheidet zwey Hauptarten des Witzes:

a) Witz des Stoffes;

b) Witz der Form.

Der Witz des Stoffes ist wieder entweder Verstandes-Witz oder Phantasie-Witz, je nachdem er Begriffe oder Bilder zum Stoffe hat.

Der Witz der Form beruht auf der Art des Ausdrucks und der Einkleidung. Der Verstandes-Witz gehört in das wis-

senschaftliche Gebieth, wo er Überzeugung und Belehrung vermehren kann. Phantasie-Witz gehört der höhern Kunst an; Witz der Form ist an seiner rechten Stelle, wo es sich bloß um Spiel und Unterhaltung handelt; er artet leicht in das Gehaltlose aus.

Hiernach wähle jede Schreibart den ihr anständigen Witz.

Der Scharfsinn ist eine absondernde Kraft zwischen vergleichbaren Dingen, und kann selbst bey abstracten Begriffen Statt finden, denn er gründet sich auf das Urtheilsvermögen. Er gehört daher dem wissenschaftlichen Vortrag, wo er in seiner ganzen Stärke wirkt. Auch das historisch-politische Räsonnement bedarf seiner. Von sentimentaler Darstellung und vom Gebieth der Empfindung ist er ausgeschlossen; wie auch vom Spiel der Phantasie. Den erstern raubt er die Wärme, der letztern das blühende Colorit.

§. 12.

Gefühlsvermögen.

So wie das Erkenntnißvermögen die Vorstellungen, welche irgend ein äußerer Gegenstand (Object) in uns hervorbringt, auf den Gegenstand selbst bezieht, so bezieht das Gefühlsvermögen sie auf uns selbst (auf das Subject), und erweckt dadurch angenehme oder unangenehme, oder auch gemischte Gefühle.

Der Schriftsteller muß das Gefühlsvermögen, je nachdem der Zweck des behandelten Stoffes es erfordert, in sich und in dem Leser zu erregen oder zu dämpfen wissen, und darf daher der Macht desselben nie blindlings sich hingeben. Das Gefühlsvermögen schweige im didaktischen und im Geschäfts-Style; da herrsche der Verstand. In der Erzählung, im redneriſchen Epilog, im sentimentalen Briefe, bey moralischen Betrachtungen, da walte es in seiner ganzen Stärke, daß Rührung und Erschütterung bewirkt werde.

§. 13.

Begehrungsvermögen.

Das Begehrungsvermögen bestimmt uns durch Triebe und Vorstellungen zu Willens-Äußerungen und Handlungen. Es ist ein höheres oder niederes, je nachdem die bestimmenden Motive auf sinnlichen oder vernünftigen Trieben beruhen. Der Einfluß des Begehrungsvermögens auf die Darstellungsweise ist sehr groß. Der Styl des Schriftstellers nimmt die Farbe der in ihm vorherrschenden Triebe und Vorstellungen an. Wie höchst verschieden ist der Ausdruck des von heftigen, unedlen und unreinen Leidenschaften bestürmten Menschen, gegen den Styl desjenigen, der seiner Triebe Herr ist! Manches einzelne Wort ist hinreichend, das Innerste eines Schriftstellers zu entdecken. Welche böse Folgen, welche bittere Reue brachte mancher, in einem leidenschaftlichen Augenblick gebrauchte, nachher vergebens von dem Verfasser selbst mißbilligte Ausdruck! Veredlung des Begehrungsvermögens sey daher, schon in dieser Hinsicht allein, des Jünglings angelegentlichste Sorge!

§. 14.

Logische Principien.

Um richtig zu schreiben, muß man zuerst richtig denken. Dieses Letztere lehrt uns die Logik. Der Kopf des Schriftstellers muß daher vor allem logisch ausgebildet seyn; er muß die allgemeinen Denkgesetze kennen; er muß wissen, was allgemeine, untergeordnete, und coordinirte Begriffe und Sätze seyen, muß die deutlichste Kenntniß haben von dem Wesen und den Eigenschaften der Definitionen, Deductionen, Distinctionen, Partitionen, Vorstellungen, Anschauungen, Urtheile und Schlüsse. Mehrere griechische Rhetoriker haben deßhalb die Rhetorik in Verbindung mit der Logik vorgetragen; denn jedes stylistische Product muß ein logisches Skelett haben, welches durch den Vortrag bekleidet wird. Will man da-

her innern Gehalt, die Wahrheit und Richtigkeit kleinerer Aufsätze oder selbst größerer Werke prüfen, so muß man sie von dem, was Ausdruck, Darstellung und äußere Form ist, entkleiden, und auf das logische Skelett zurückführen.

§. 15.

Ästhetische Principien.

Der Zweck dieser Principien ist die Schönheit der Form. Diese beruht aber, in stylistischer Hinsicht, nicht auf den einzelnen Wörtern und Ausdrücken, sondern auf der ganzen Darstellungsart; denn die ästhetischen Gesetze lehren die schönste und zweckmäßigste Einkleidung eines logisch-richtig gedachten, und grammatisch-richtig ausgedrückten und verbundenen Ganzen.

Die ästhetischen Eigenschaften des Styls gründen sich entweder

a) auf das Vorstellungsvermögen, oder
b) auf das Gefühlsvermögen, oder
c) auf das Begehrungsvermögen.

Die ästhetischen Eigenschaften des Styls in Hinsicht auf das Vorstellungsvermögen treffen mit den schon behandelten allgemeinen Eigenschaften der Sprache und der Denkgesetze zusammen. Sie sind nähmlich: Einheit der Darstellung in Charakter und Ton; logische und grammatische Correctheit; Bestimmtheit, Deutlichkeit und Klarheit; Angemessenheit und erschöpfende Vollständigkeit; endlich Natürlichkeit, welcher das Gezwungene entgegen steht. Der Unterschied besteht nur darin, daß die Tendenz dieser Eigenschaft, in ästhetischer Hinsicht, unmittelbar mehr auf die Schönheit der Form geht, welche aber ohne Reinigkeit und Richtigkeit der Sprache nicht bestehen könnte.

Die Beobachtung dieser Eigenschaften bewirkt für den Leser den Reiz des leichten Auffassens und des klaren Erkennens.

Die ästhetischen Eigenschaften des Styls, welche sich auf das Gefühlsvermögen beziehen, sind:

1. Anmuth oder Grazie des Styls. Sie bewirkt das Wohlgefühl des unmittelbaren Gefallens, und schließt jede Wahrnehmung irgend einer Rücksicht auf Zweckmäßigkeit, jedes deutlich werdende Hervorbringen nach Regeln aus. Sie steht in unmittelbarer Verbindung mit der Leichtigkeit, deren Gegentheil das Steife und Schwerfällige ist.

2. Mannigfaltigkeit. Das Einerley der gebrauchten Wörter und Bilder ist ermüdend und widrig. Mannigfaltigkeit hebt die Einheit, welche das Vorstellungsvermögen fordert, keineswegs auf, und widerspricht ihr auch nicht, weil sie die Einheit, welche im Einzelnen durch sie verschwindet, durch harmonische Verbindung der Theile im Total-Eindruck noch schöner wieder herstellt. Sie kann also, selbst wenn sie sich der Contraste bedient, die Einheit in Charakter und Ton der Darstellung nur dann wirklich verletzen, wenn sie es an harmonischer Verbindung und an kluger Vertheilung von Licht und Schatten fehlen läßt; ein Gebrechen, welches bey Überladung des Styls gewöhnlich Statt findet, und buntscheckige Ungleichheit hervorbringt.

3. Decenz, Anständigkeit. Man könnte sie die sittliche Grazie des Styls nennen. Sie bedient sich nur schicklicher und zarter Ausdrücke und vermeidet sorgfältig jedes Wort, welches das feine Ohr oder das moralische Zartgefühl nur im geringsten beleidigen könnte. Manche der sogenannten Kraftwörter verstoßen gegen diese schöne Eigenschaft des Styls, die ihn — ich möchte sagen, liebenswürdig macht.

4. Lebhaftigkeit, als Gegentheil von allen matten Ausdrücken und von jeder Weitschweifigkeit der Darstellung, welche im Leser nothwendig Ungeduld und die Unlust des Gefühls der langen Weile erregen muß; wogegen der lebhafte Styl das Interesse in stäter Spannung erhält.

5. Edle Simplicität. So wie der einfache herzliche Gesang am meisten rührt und ergreift, so wirkt auch die einfache, von jedem gesuchten Schmuck entfernte Darstellung auf das Gemüth des Lesers unmittelbar und am stärksten,

Eine Art der Simplicität ist das Naive, der echte Ausdruck unverdorbener Natur- und Jugend-Gefühle. Mißverstandene Naivetät ist Dummheit, Rohheit und Affectation.

6. Sanfter Fluß der Rede. Er zeigt sich in der Stellung der Sätze, so wie im Bau und in der Verbindung der Perioden, und gibt dem Leser, so zu sagen, ebene Bahn.

7. Kraft und Fülle. Sie dürfen in keinem stylistischen Producte, selbst in dem einfachsten nicht, gänzlich fehlen; nur müssen die Grade derselben stets verhältnißmäßig zur Darstellungs-Gattung seyn. Durch ihren gänzlichen Mangel wird der Vortrag matt und arm. Die Kraft, in ihrem höchsten Grade, steigt, im höhern Style, manchmal bis zur Kühnheit, welche im Gebrauch nicht gewöhnlicher Wörter und in ungewöhnlichen Verbindungen von Bildern und Begriffen sich äußert.

8. Zweckmäßigkeit. Der Zweck eines stylistischen Werkes kann Überzeugung, Rührung oder Unterhaltung seyn. Im ersten Fall sucht der Schriftsteller vorzüglich auf den Verstand zu wirken, im zweyten auf das Gemüth, im dritten auf Phantasie und Witz, und bildet hiernach auch den Styl.

9. Originalität. Sie erfreut den Leser schon deßhalb, weil sie stets die eigenthümlichste Darstellungsart ist, sowohl in Hinsicht des Darstellers selbst, als auch des darzustellenden Gegenstandes. Sie gewährt aber noch überdieß den so mächtig wirkenden Reiz der Neuheit, welcher bey allem, was Nachahmung heißt, wegfällt.

§. 16.

Charakter und Grundsätze der niedern, mittlern und höhern Schreibart.

Die stylistische Form der niedern Schreibart ist höchst einfach, deutlich, ausführlich und faßlich. Sie entbehrt allen Schmuck und die höhern Grade von Symmetrie und Harmonie;

denn ihr Zweck ist, allgemein verständlich zu seyn. Ihr höchstes Verdienst ist daher die Correctheit.

Die stylistische Form der mittlern Schreibart, obschon nicht geschmückt, fordert dennoch eine sorgfältigere Wahl, mehr Reichthum und Fülle edlen Ausdrucks, einen höhern Grad von Symmetrie und Harmonie des Perioden-Baues. Sie will auf den gebildeteren Verstand wirken, klare Überzeugung hervorbringen und zugleich das Gemüth kräftig ansprechen. Sie setzt im Leser mehr Fähigkeit voraus, und hält, wie ihre Benennung schon sagt, den Mittelweg zwischen der ausführlichen Nüchternheit der niedern Schreibart, und dem blendenden Luxus der höhern. Sie ist eben deßwegen die schwierigste der drey stylistischen Formen, und die eigentliche Sprache der ruhig-gehaltvollen, gediegenen Beredsamkeit, die ihre Wirkung nie verfehlt.

Diese zwey Arten des Styls können mit Recht die herrschenden genannt werden, da ganze Aufsätze, ja selbst größere Werke in einer derselben allein geschrieben werden, welches aber höchst selten der Fall ist bey der

Höhern Schreibart, welche, an den poetischen Styl gränzend, nur theilweise Statt finden, nur Würze der beyden Vorhergehenden seyn darf. Glänzende Schönheit der Form ist ihr höchster Zweck. Sie erlaubt sich bey dem entzückendsten Wohlklang der Periodirung alle Fälle des Bilderschmucks, denn sie will unmittelbar und zunächst auf die Phantasie, und durch ihren Zauber, durch ihre Göttersprache auf den Verstand wirken. Sie ist daher vom Gebieth des didaktischen Styls ausgeschlossen; denn sie will mehr ergreifen als belehren, mehr erschüttern als überzeugen. Ist hier aber auch das Übergewicht der Phantasie noch so anerkannt, so muß diese letztere doch immer durch die intellectuellen Kräfte veredelt erscheinen, und darf die harmonischen Verhältnisse derselben nicht zerstören.

§. 17.

Gebrauch dieser drey Schreibarten.

Der Gebrauch dieser drey Schreibarten wird bestimmt:

a) durch die individuellen Charaktere und Talente der Schriftsteller;

b) durch die Beschaffenheit des zu behandelnden Gegenstandes;

c) durch den besondern Zweck, dessen Erreichung ein Werk durch stylistische Darstellung befördern will.

In der erstern Hinsicht eignet sich der Schriftsteller selbst durch seine natürlichen Anlagen und durch die Grade der erhaltenen Bildung zu einer der drey Schreibarten.

Die Beschaffenheit des Stoffes zeigt, ob der Stylistiker, welcher denselben darzustellen unternimmt, auf Verstand, Gemüth oder Phantasie vorzüglich zu wirken trachten müsse, folglich welche stylistische Form er nach dieser Maßgabe als die eigenthümlichste und wirksamste zu wählen habe.

Die besondere Absicht, welche ein Werk erreichen will, bestimmt die Classe der Leser, auf die es berechnet seyn muß, und hiernach die ihrer Fassungskraft entsprechende Form. So vertragen Volks- und Erziehungsschriften nur die niedere Schreibart; der didaktische Styl die niedere und die mittlere. Der rednerische, der historische und der Briefstyl gestatten die Anwendung aller drey Schreibarten, welche daher manchmahl in einem und demselben Werke sogar wechseln können. Als classische Muster in den drey stylistischen Formen, können zur Übung empfohlen werden:

Im niedern Styl:

Garve, Campe, Gellert, Wieland, Knigge, Weisse, Rabener, Spalding, Claudius, Lichtenberg u. s. w.

Im mittlern Styl:

Garve, Wieland, Hufeland, Forster, Herder, Mendelssohn, Kant, Jacobi, Engel, Lessing, Heydenreich, Pölitz, Platner, Heeren, Eichhorn, die Predigten von Reinhard, Zollikofer, Jerusalem u. s. w.

Im höhern Styl:

Schiller, Joh. Müller, Woltmann, Abbt, Lavater, Jean Paul u. s. f.

§. 18.

Fehler gegen die drey Schreibarten.

Die niedere Schreibart wird fehlerhaft, wenn sie in das Niedrige ausartet, durch Aufnahme ganz gemeiner und unedler oder ekelhafter Ausdrücke. Auch schadet ihr Alles, was gegen Correctheit und Verständlichkeit verstoßt.

Die mittlere Schreibart wird fehlerhaft, wenn sie zwischen der niedern und höhern schwankt, und sich bald der einen, bald der andern zu sehr nähert und gleichstellt. Die höhere Schreibart verfehlt ihr Ziel, wenn sie durch Überladung und Übertreibung in Schwulst ausartet, und unnatürlich wird.

Eine jede von diesen drey Schreibarten kann auch an und für sich rein und gut gehalten, aber falsch angewendet seyn, wo sodann der schneidende Contrast zwischen Stoff und Form die unangenehmste Empfindung hervorbringt, und die beabsichtigte Wirkung ganz verfehlt wird.

§. 19.

Übergänge der drey Schreibarten.

Die verschiedenen Seiten und Parthien eines und desselben Gegenstandes, so wie auch die verschiedenen und untergeordneten Zwecke in den Theilen des nähmlichen Werkes, fordern oft Übergänge von einer Schreibart in die andere. Nur müssen diese Übergänge, die steigenden wie die fallenden, nie gewaltsam und unvorbereitet, sondern stufenweise geschehen und wohl motivirt seyn. Gut ist der Übergang von der niedern Schreibart in die mittlere und von dieser in die höhere, oder, im umgekehrten Verhältnisse, von der höhern zur mittlern, und von dieser zur niedern herab. Sprünge von der niedern in die höhere, oder von der höhern in die niedere sind unerträglich für das Ohr und für den Geist. Auch versteht sich von selbst, daß Übergänge in kürzeren Aufsätzen weniger Statt finden dürfen, als in Werken von größe-

rem Umfange. Am besten geschehen Übergänge durch solche Ausdrücke und Redensarten, welche zwey Schreibarten (z. B. der niedern und der mittlern, oder der mittlern und der höhern) gemeinschaftlich zukommen, und daher das schicklichste Verbindungsmittel sind.

§. 20.

Beyspiele der drey Schreibarten.

Niedere Schreibart.

Fragmente aus G. C. Lichtenbergs Darstellung der Lebensumstände des Capit. Cook *).

Die königliche Societät der Wissenschaften zu London hielt zur Beförderung astronomischer Kenntnisse für vortheilhaft, den Durchgang der Venus durch die Sonne, der sich im Sommer 1769 ereignen sollte, auf einer Insel des stillen Meeres betrachten zu lassen, und stellte deßwegen bereits im Februar 1768 dem Könige den Nutzen einer solchen Unternehmung vor. Der König genehmigte nicht allein den Vorschlag, sondern gab auch sogleich Befehl an die Admiralität, ein Schiff auszurüsten, und schenkte überdieß der Gesellschaft zur Ausführung ihres Vorhabens eine sehr ansehnliche Summe Geldes. Die Wahl fiel damahls auf eine der Marquesas-Inseln. Allein Capitän Wallis, der eben um diese Zeit von seiner Reise um die Welt zurückkam, bemerkte, daß zu dieser Beobachtung wohl keine Insel leicht bequemer seyn könnte, als eine von ihm neuerlich in der Südsee entdeckte, der er den Nahmen König Georgs-Insel gegeben hatte. Nach genauer Erwägung der Lage dieser Insel ward Capitän Wallis Vorschlag genehmigt, und die Ausführung dieses Unternehmens dem Schiffsmeister und Landmesser Cook anvertraut, der zum Schiffslieutenant und Commandeur des Schiffes ernannt wurde.

Auf O-Taheiti kam ihm sein Umgang mit den Wilden in Canada, Neufundland und Labrador sehr zu statten. Er wußte

*) S. den 4. Band seiner vermischten Schriften.

mit diesen freylich gesittetern Völkern so umzugehen, daß er sich ihren Respect zugleich mit ihrem Vertrauen erwarb. —

* * *

Bisher hatte Cook auf seiner Reise immer einer guten Gesundheit genossen; jetzt wurde er gefährlich krank, und zwar aus einer Ursache, aus welcher wohl selten Befehlshaber von Schiffen erkranken. Er wollte durchaus nicht besser speisen, als der letzte seines Schiffsvolks. Er nahm daher nie Federvieh mit auf die Reise, oder er hatte dessen so wenig, daß es nicht verdient genannt zu werden. Er aß beständig das harte, zähe Pöckelfleisch mit weg; allein zuletzt hielt es sein Magen nicht mehr aus; er bekam heftige Verstopfungen und ein Gallenfieber. Lange verschwieg er sein Übel vor den Leuten, und suchte sich durch Fasten zu heilen, allein er wurde immer schwächer, und konnte nicht mehr aus dem Bette seyn. Es war ein rührender Anblick, zu sehen, wie Alles trauerte, sobald der Mann lag, der sich durch seine Erfahrung und Vorsicht im Seewesen, seine beständige Vorsorge und durchaus einförmiges Betragen gegen sein Schiffsvolk in eine Art von väterlichen Credit gesetzt hatte. Selbst die Ursache der Krankheit vermehrte den Antheil, den Jeder an derselben nahm. Man konnte auf jedem Gesicht Ängstlichkeit und Besorgniß lesen, so lange er in Gefahr war. Er hatte große Schmerzen, keine Öffnung und keine Kräfte mehr, und endlich stellte sich sogar ein gefährliches Schlucken ein, das 24 Stunden dauerte, aber endlich doch durch warme Bäder überwunden wurde. Nachdem er sich wieder etwas zu bessern anfing, hatte man nichts, das seinem Magen hätte bekommen und Nahrung und Kräfte geben können. Endlich wurde ein treuer otaheitischer Hund von Forster aufgegeben und geschlachtet, um dem kranken Capitain stärkende Brühen daraus zu bereiten, mit deren Hülfe man ihn auch wirklich so lange hinhielt, bis man Inseln erreichte, und wieder neue Erfrischungen, Hühnerfleisch und nahrhafte Früchte bekam. Dem Umstand also, daß ein einziger Hund im ganzen Schiffe noch am Leben war, und daß

derselbe dem Capitain aufgeopfert wurde, hatte das Schiffsvolk das Leben seines vortrefflichen Capitains zu verdanken. —

* * *

Auf einer Tour von der Insel Unalaschka südwärts traf er unter dem 22. Grade nördlicher Breite auf einen Archipelagus von Inseln, und man muß erstaunen, es waren Leute, welche an Farbe, Leibesgestalt, Hauptzügen des Gesichts, Sitten und Sprache mit den Einwohnern von Otaheiti übereinkamen. Auf einer dieser Inseln, O-why-he, ankerte er in einem Meerbusen, und wurde von den Einwohnern fast göttlich verehrt, und mit allen Erfrischungen, die sie hatten, im Überflusse versehen. Bald nachdem er diese Insel verlassen hatte, nöthigte ihn ein heftiger Windstoß, worin sein Vordermast platzte, wieder nach derselben zurückzukehren. Nun fand er die Einwohner sehr verändert, und viel diebischer als vorher. Sie raubten ihm endlich sogar ein Boot. Als er nun, dieses zurückzufordern, sich zu ihrem Oberhaupte hinbegab, übernahm ihn, bey einer frechen Begegnung eines der umstehenden Wilden, seine Hitze, und er gab Feuer auf ihn. Allein der Blitz der ohnehin schon nicht mehr gefürchteten Gottheit schreckte nun auch nicht einmahl; man fiel über ihn her und Cook wurde mit vier seiner Leute erschlagen. Dieses geschah am 14. Februar 1779.

So starb einer der größten Weltumsegler, wo nicht der größte unter allen, und einer der berühmtesten Männer der neuern Zeit, mitten unter den Bemühungen seinem Ruhme noch zuzusetzen, was ihm fast nur allein noch zugesetzt werden konnte — nähmlich, da er die Durchfahrt aus dem stillen Meere in das atlantische suchte. —

Mittlere Schreibart.

Fragment aus einer Predigt von F. V. Reinhard.

Es ist der Mühe werth, die fliehende Zeit in's Auge zu fassen.

Zeit nennen wir die Bedingung, an welche die Dauer und

Folge aller Veränderungen geknüpft ist; wir erklären sie für das, was voraus gesetzt wird, wenn uns das Daseyn eines Dinges, wenn uns alles, was mit demselben vorgeht, wenn uns sein Werden, Bestehen und Aufhören fühlbar werden soll; wir sehen uns daher selbst, mit allem, was wir sind und haben, mit allem, was wir wirken und leiden, an die Zeit gebunden. Nun ist es zwar wahr, es gibt Gegenstände, für welche die Zeit langsam und schonend ist, für welche sie nie abzulaufen scheint. Wer kann die Zahl der Jahre berechnen, welche die Urgebirge der Erde, welche der Erdkreis selber, welche die Gestirne des Himmels, welche die zahllosen Sonnen und Welten, die wir durch die Räume desselben verbreitet sehen, bereits vollendet haben und künftig vollenden werden! Hier scheint die Zeit gleichsam still zu stehen und die Natur der Ewigkeit anzunehmen. Aber dieß ist sie nicht für uns. Wollen wir uns nicht selbst bethören, so können wir sie in Beziehung auf uns nicht anders als fliehend denken; wir müssen gestehen, daß sie schnell, daß sie unvermerkt, daß sie unwiederbringlich dahin eilt und vergeht.

Die Zeit eilt schnell dahin; die Bedingung, an welche unser Leben mit seinen Veränderungen geknüpft ist, nähert sich ihrem Ende mit einer hinreißenden Geschwindigkeit. Auf das Heer der Neugebornen, die ihr Daseyn in wenigen Augenblicken verhauchen; auf die Menge der Kinder, die schon im Frühlinge des Lebens wieder verblühen; auf die unzähligen Menschen, deren Dauer schon wieder zu Ende ist, noch ehe sie die Jahre der Kraft und der Reife erreicht haben, verweise ich jetzt nicht; es ist fürchterlich wahr, für den ungleich größern Theil unsers Geschlechts besteht die Zeit in einem Wechsel weniger Stunden, die sich gleichsam wetteifernd einander verdrängen und plötzlich vorüberrauschen. Betrachtet die längste Dauer, die uns auf Erden zu Theil werden kann; verfolget den, der das äußerste Ziel des menschlichen Lebens erreicht, mit euern Blicken: ist sein ganzes Daseyn im Umfang der Zeiten überhaupt mehr, als eine kurze, flüchtige Erscheinung? ist es von seinem Ur-

sprunge aus etwas anderes, als eine Folge von Veränderungen, die mit jedem Athemzuge ihrem Ende zueilt? sind die Ursachen und Zufälle, welche diese Folgen plötzlich unterbrechen und abbrechen können, nicht unzählbar? kann von Allen, die auf Erde leben, auch nur Einer mit Gewißheit sagen, daß der nächste Augenblick noch in seiner Gewalt seyn wird? ist selbst dem, der die gewöhnliche Gränze des menschlichen Daseyns weit überschritten hat, das Leben, wenn er stirbt, etwas anderes, als ein leichter Traum, der schnell vorübergeflogen ist? — So viele Wünsche, die nicht erfüllt, so viele Entwürfe, die nicht ausgeführt, so viele Werke, die nicht vollendet werden; überall Gestalten, die sichtbar altern, überall Kräfte, die plötzlich verschwinden, überall Körper, die sich ihrem Untergange nähern; — und die Seufzer derer, die mit dem Tode ringen, die Thränen derer, die einander verlassen sollen, der große unübersehliche Jammer, der durch das frühe Hinsterben unentbehrlicher Versorger, Geschäftsmänner und Regenten angerichtet*) wird; alle diese Erscheinungen, was sind sie anders, als traurige, unwidersprechliche Beweise, daß die Zeit weit kürzer ist, als unsere Wünsche, daß sie uns fortreißt, ohne auf unser Sträuben, ohne auf unser Flehen und Bitten zu achten, daß sie schnell dahin eilt, und vergeht.

Und bey aller dieser Geschwindigkeit doch unvermerkt. Nichts ist leiser, als der Fußtritt der Zeit; nichts ist stiller, als der Wechsel unserer Stunden; nichts ergießt sich so sanft, als der Strom der Augenblicke. Wir würden nichts in der Zeit unterscheiden; wir würden ihre Dauer und Größe nicht einmahl schätzen können, wenn uns die Natur nicht zu Hülfe käme, wenn sie das gleichförmige Ganze derselben, durch den Wechsel des Tages und der Nacht, durch das Merkmahl der Jahreszeiten, durch die Folge der Jahre und Jahrhunderte, nicht in bemerkbare Abschnitte theilte. Und was hat die Kunst erdacht, den stillen Gang der Zeit gleichsam hörbar zu machen; uns

*) Das Wort bewirkt wäre hier edler und zweckmäßiger.

durch Stunden und Minuten zu zeigen, wie weit er vorgerückt sey; und uns Maße aller Art zu liefern, nach welchen wir ihn berechnen können. — Aber bleibt er uns bey allen diesen Mitteln, bey allen diesen Erfindungen, ihn unserem Gefühle näher zu bringen, nicht dennoch unmerklich? Stunden, Tage, Jahre fliehen dahin, ohne daß wir es achten, ohne daß wir rechnen und zählen, wenn uns der Leichtsinn bethört, wenn uns die Wollust mit ihren Blendwerken umgaukelt, wenn uns die Thorheit in ihren Schlummer wiegt, wenn uns der Eigennutz zu immerwährenden Anstrengungen spornt, wenn uns der Ehrgeiz in weitaussehende Unternehmungen verwickelt. Wir tändeln und scherzen, wir sorgen, streben, wir kämpfen und ringen, wir genießen und leiden, ohne an die Zeit, die wir verlieren, auch nur zu denken; wir werden aus Kindern Jünglinge, Männer und Greise, ohne zu wissen, wie uns geschieht; und gemeiniglich sind wir am Ziele, gemeiniglich ist unsere ganze Zeit verschwunden, ohne daß wir uns ihres Hinströmens auch nur einmahl ernstlich bewußt worden sind; ja oft, ohne daß wir uns desselben bewußt werden wollen, daß wir über uns die Gewalt, mit der sie uns dem Grabe entgegen führt, oft vorsätzlich täuschen; daß wir es geflissentlich vermeiden, auf ihren Gang zu achten, um den Fußtritt des Todes nicht in demselben zu hören.

Und doch eilt sie mit dieser Stille unwiederbringlich dahin. Ein großer Theil unserer Fehler läßt sich verbessern und wieder gutmachen; die meisten Arten des Verlustes, welche wir leiden, lassen sich vergüten, und sind eines Ersatzes fähig. Aber unverbesserlich, schlechterdings unverbesserlich ist der Fehler, durch welchen wir unsere Zeit verschwenden; unersetzlich, ewig unersetzlich ist der Schaden, welchen wir dadurch leiden. Nein, von den Stunden, die wir verträumt und vertändelt, von den Tagen, die wir ungenützt gelassen oder gemißbraucht, von den Jahren, die wir sorglos und ohne Überlegung durchlebt haben, kehrt nichts zurück; nicht ein Augenblick derselben kann uns wieder zu Theil werden; was einmahl vorüber ist, ist ganz und auf ewig verlo-

ren; die Allmacht selbst kann es uns nicht wieder geben. — Sie läßt sich nicht wiederhohlen, nicht von Neuem durchlaufen, die Bahn des Lebens, wenn wir sie einmahl vollendet haben. Mit aller deiner Reue, mit allen deinen Thränen kannst du sie nicht zurück bringen, jene frohen Jahre der blühenden Jugend, die du verschwendet, jene glücklichen Jahre der männlichen Jahre, die du gemißbraucht hast; sie sind dir ganz und auf immer entflohen. In schneller rastloser Bewegung sehen wir die Zeit unsers Lebens; während daß wir unser Auge auf sie richten, ist schon wieder ein Theil derselben verschwunden; und dieses Verschwinden ist so still, so geräuschlos, so unmerklich, daß es uns täuscht, daß wir von dem, was uns zugemessen ist, schon weit mehr verloren haben, als wir uns vorstellen; und dieses Verlorne ist noch überdieß auf ewig, ist unwiederbringlich dahin. —

* * *

Wir haben Mendelssohn unter den vorzüglichsten Mustern der mittlern Schreibart genannt. Sehr treffend charakterisirt Garve *) den Styl dieses Philosophen, und gibt dabey selbst zugleich ein schönes Beyspiel von dem richtigsten Tone dieser stylistischen Form:

„Darüber, glaube ich, werden alle, welche die deutsche Sprache hinlänglich verstehen, und mit philosophischen Gegenständen, welche Mendelssohn allein behandelt hat, bekannt genug sind, einig seyn, daß der Styl dieses Autors einer der vollkommensten unter den deutschen Schriftstellern, und an sich von großer Schönheit sey. Er ist zuerst, was wirklich eine hohe und schwer zu erreichende Vollkommenheit ist, sprachrichtig; sowohl in dem Gebrauche der einzelnen Worte, welche er dem Subjecte genau angemessen zu wählen weiß, als in der Zusammensetzung derselben. Er hat einen hohen Grad von

*) Sammlung einiger Abhandlungen, zweyter Theil; über die Frage: warum stehen die Deutschen, nach dem Geständniß ihrer besten Schriftsteller, in Ansehung einer guten prosaischen Schreibart, gegen Griechen und Römer, vielleicht auch gegen Franzosen und Engländer zurück? ꝛc.

Deutlichkeit, das größte Verdienst der Schreibart; und diese Deutlichkeit ist zugleich leicht, sie ist nicht das letzte Resultat einer mühsamen Untersuchung des Lesers, sondern sie springt demselben in die Augen. Die in unserer Sprache so häufigen Zweydeutigkeiten sind glücklich vermieden. Die Perioden sind nicht künstlich gebaut und doch wohlklingend; die Ideen sind sowohl in ganzen Absätzen der Rede, als in einzelnen Perioden, so geschickt abgetheilt, daß man nicht aufgehalten wird, und den Zusammenhang bey der ersten Durchlesung ohne Mühe übersehen kann. Die Übergänge sind natürlich, und der ganze Fluß der Rede führt den Leser sanft und ununterbrochen zum Ziele. Es ist dabey eine gewisse Delicatesse und ein richtiger Geschmack in der Auswahl der Wörter und in den Wendungen sichtbar. Nirgends ist etwas Übertriebenes, oder was sich den äußersten Gränzen näherte; nirgends zu starke und zu gewagte, und nirgends niedrige Ausdrücke. Durchgängig herrscht ein gemäßigter und sich gleicher Ton, aber der Ton der Belehrung, so wie er sich für eine Lesewelt schickt, die selbst schon unterrichtet und gebildet ist. Dabey läuft eine Ader von feiner Empfindsamkeit durch seinen Styl, selbst da, wo der Inhalt abstracte Gegenstände betrifft. Man sieht, wie in Plato's Schriften, so auch in seinen, immer zugleich den Menschen, und zwar den guten, edeln, liebenswürdigen Menschen; und so wie sein Styl nicht ohne Wärme des Gefühls ist, so ist er auch nicht von den Farben der Imagination entblößt; aber diese Farben sind sanft, wie jene Wärme. Er weiß oft durch ein glückliches Bild seine Ideen in's Licht zu setzen; aber er mahlt dieses Bild nie so weit aus, um die Aufmerksamkeit des Lesers von dem Hauptgegenstande abzuziehen."

Höhere Schreibart.

Eine Stelle aus Schillers Geschichte des Abfalls der Niederlande von der spanischen Regierung.

Eine der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten, die das sechzehnte Jahrhundert zum glänzendsten der Welt gemacht haben, dünkt mir die Gründung der niederländischen Freyheit. Wenn die schimmernden Thaten der Ruhmsucht und einer verderblichen Herrschbegierde auf unsere Bewunderung Anspruch machen, wie viel mehr eine Begebenheit, wo die bedrängte Menschheit um ihre edelsten Rechte ringt, wo mit der guten Sache ungewöhnliche Kräfte sich paaren, und die Hülfsmittel entschlossener Verzweiflung über die furchtbaren Künste der Tyranney in ungleichem Wettkampf siegen! —

* * *

Es ist nicht das Außerordentliche oder Heroische dieser Begebenheit, was mich angereizt, sie zu beschreiben. Die Jahrbücher der Geschichte haben uns ähnliche Unternehmungen aufbewahrt, die in der Anlage noch kühner, in der Ausführung noch glänzender erscheinen. Manche Staaten stürzten mit einer prächtigern Erschütterung zusammen; mit erhabnerem Schwunge stiegen andere auf. Auch erwarte man hier keine hervorragenden kolossalischen Menschen, keine der erstaunenswürdigen Thaten, die uns die Geschichte vergangener Zeiten in so reichlicher Fülle darbiethet. Jene Zeiten sind vorbey; jene Menschen sind nicht mehr. Im weichlichen Schooße der Verfeinerung haben wir die Kräfte erschlaffen lassen, die jene Zeitalter übten und nothwendig machten. Mit niedergeschlagener Bewunderung staunen wir jetzt die Riesenbilder an, wie ein entnervter Greis die mannhaften Spiele der Jugend. —

* * *

Stelle aus Schillers Abhandlung über Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter *).

War die Völkerwanderung und das Mittelalter, das darauf folgte, eine nothwendige Bedingung unserer bessern Zeiten?

*) S. Schillers kleinere prosaische Schriften, erster Theil.

Asien kann uns einige Aufschlüsse darüber geben. Warum blühten hinter dem Heerzuge Alexanders keine griechischen Freystaaten auf? Warum sehen wir Sina, zu einer traurigen Dauer verdammt, in ewiger Kindheit altern? Weil Alexander mit Menschlichkeit erobert hatte, weil die kleine Schar seiner Griechen unter den Millionen des großen Königs verschwand, weil sich die Horden der Mandschu in dem ungeheuren Sina unmerkbar verloren. Nur die Menschen hatten sie unterjocht, die Gesetze und die Sitten, die Religion und der Staat waren Sieger geblieben.

* * *

Die scytische Wüste öffnet sich, und gießt ein rauhes Geschlecht über den Occident aus. Mit Blut ist seine Bahn bezeichnet, Städte sinken hinter ihm in Asche, mit gleicher Wuth zertritt es die Werke der Menschenhand und die Früchte des Ackers; Pest und Hunger hohlen nach, was Schwert und Feuer vergaßen; aber Leben geht nur unter, damit besseres Leben an seiner Stelle keime. Wir wollen ihm die Leichen nicht nachzählen, die es aufhäufte, die Städte nicht, die es in die Asche legte. Schöner werden sie hervorgehen unter den Händen der Freyheit, und ein besserer Stamm von Menschen wird sie bewohnen. Alle Künste der Schönheit und der Pracht, der Üppigkeit und Verfeinerung gehen unter, kostbare Denkmähler, für die Ewigkeit gegründet, sinken in den Staub, und eine tolle Willkühr darf in dem feinen Räderwerk einer geistreichen Ordnung wühlen; aber auch in diesem wilden Tumult ist die Hand der Ordnung geschäftig, und was den kommenden Geschlechtern von den Schätzen der Vorzeit beschieden ist, wird unbemerkt vor dem zerstörenden Grimm des jetzigen geflüchtet. Eine wüste Finsterniß breitet sich jetzt über dieser weiten Brandstätte aus, und der elende ermattete Überrest ihrer Bewohner hat für einen neuen Überrest gleich wenig Widerstand und Verführung. Raum ist jetzt gemacht auf der Bühne — und ein neues Völkergeschlecht besetzt ihn, schon seit Jahrhunderten still, und ihm selbst unbewußt, in den nordischen

Wäldern zu einer erfrischenden Colonie des erschöpften Westen erzogen. Roh und wild sind seine Gesetze, seine Sitten; aber sie ehren in ihrer rohen Weise die menschliche Natur, die der Alleinherrscher in seinen verfeinerten Sclaven nicht ehrt.

* * *

Ein sehr passendes Beyspiel von Umwandlung einer Schreibart in die andere gibt Pölitz in seinem System des deutschen Styls. Ich rücke es hier ein, weil es kurz, treffend und belehrend bearbeitet ist, indem es zugleich die guten Eigenschaften und die Fehler jeder Schreibart hervorspringend darstellt:

Bruchstück aus der niedern Schreibart:

„Wenn wir das irdische Leben genauer betrachten, so kann uns die Bemerkung nicht entgehen, daß wir auf der Erde weise und gut gelebt haben müssen, wenn wir nach dem Tode ein besseres Schicksal erwarten wollen. Wir dürfen aber nur das gegenwärtige Leben aus dem rechten Gesichtspuncte betrachten, um uns von dieser Wahrheit zu überzeugen; denn alle Versuchungen und Prüfungen, die wir auf der Erde antreffen, sollen uns nicht von der Tugend abwendig machen, sondern bloß unsere Kräfte üben, und uns Muth und Stärke geben, um unsere künftige Belohnung nicht selbst zu verscherzen."

Verwandlung dieses Bruchstücks in die mittlere Schreibart.

„Sobald wir den Aufenthalt des Menschen auf der Erde aus seinem einzig richtigen Standpuncte fassen, sobald muß sich uns die Überzeugung aufdringen, daß nur auf ein Leben im Dienste der Weisheit und Tugend ein besserer Zustand jenseits des Grabes eintreten kann. Zu dieser großen Überzeugung werden wir uns um so sicherer erheben, wenn wir die mannigfaltigen Prüfungen und Reize zum Abfalle von der Pflicht, die sich uns hier überall entgegen stellen, bloß für die Mittel unserer Erziehung und Bildung halten, durch welche ein höheres Wesen

alle unsere Anlagen in Thätigkeit setzen, und sie zu der Fertigkeit und Kraft fortführen will, zu welcher sie sich erheben müssen, wenn jenseits ein Zustand der höhern Reife und Beseligung unsere Sehnsucht befriedigen soll.

Verwandlung desselben Bruchstücks in die höhere Schreibart.

„Die Thätigkeit eines vernünftigen und freyen Wesens erweitert sich nur dann zur Erreichung ihres erhabensten Zieles, und darf der befriedigenden Auflösung des Räthsels unserer irdischen Verhältnisse entgegensehen, wenn diese Thätigkeit sich die großen Ideale der Wahrheit und der sittlichen Vollkommenheit lebhaft vergegenwärtiget. Je tiefer diese Ansicht der Gegenwart in alle unsere Thätigkeiten eingreift, um so höher wird der Standpunct, aus welchem uns dieser Zustand der Vorbereitung und Erziehung für eine bessere Ordnung der Dinge erscheint. Nicht für den Staub der Erde sind die unendlichen Kräfte ins Daseyn gerufen, die nach einem gränzenlosen Ideale streben, und die nur in der Aussicht auf den Zustand einer höhern Vollendung die unermeßliche Befriedigung finden, für die sich alle Anlagen unseres Wesens entwickeln. Mag dann immer diese Entwicklung unter dem Drängnisse *) unzähliger Anstrengungen und Aufopferungen geschehen: so sind diese Anstrengungen und Aufopferungen doch die nothwendigen Bedingungen, um ein vernünftiges Geschöpf zu einer unendlichen Beseligung zu erheben, die jenseits dem Grade seiner auf Erden errichteten Reife und Vollendung entsprechen wird."

* * *

Eben so belehrend sind die drey folgenden fehlerhaften Bearbeitungen dieses nähmlichen Fragments in jeder Schreibart. Zuerst in der niedern; die Fehler, welche hier sich zeigen, be-

*) Das Wort Drängniß ist für den höhern Styl nicht edel genug; auch wäre jene statt des zweymahligen die besser.

stehen in gemeinen, niedrigen und unedlen Ausdrücken, wie auch im tadelhaften Gebrauche fremder Wörter *).

„Wenn wir unser Augenmerk recht ordentlich auf das irdische Leben richten: so kann es uns nicht anders vorkommen, als daß wir gescheid und gut geworden seyn müssen, wenn es uns dort droben nicht erbärmlich gehen soll. Wir dürfen aber nur nicht blind und taub gegen das seyn, was auf Erden um uns her vorgeht, um jene Wahrheit recht ins Gemüthe zu fassen; denn alle Schlingen, die uns auf Erden gelegt werden, sollen uns nicht etwa von der Tugend abspänstig machen, sondern bloß unsere Kräfte antreiben, und uns diejenige Hardiesse geben, auf daß wir unsere künftige Glückseligkeit nicht selbst muthwillig in die Schanze schlagen."

* * *

Im fehlerhaften mittlern Styl lautet dieses Fragment so **):

„Sobald wir es gern wissen möchten, wie wir es anfangen müssen, wenn wir den Aufenthalt des Menschen auf der Erde aus seinem einzig richtigen Gesichtspuncte anschauen wollen: sobald kann uns die Bemerkung nicht entgehen, daß wir zum umlichteten Sonnenhügel der

*) Die fehlerhaften Wörter sind hier zum Unterschiede durchschossen.

**) Die Fehler der mittlern Schreibart, sagt Pölitz, kündigen sich durch die Aufnahme und Vermischung, so wie durch die schiefe Verbindung von Ausdrücken an, die an sich theils der niedern, theils der höhern Scheibart angehören. —

Das Fehlerlose ist mit den gewöhnlichen Lettern gedruckt; was zur niedern Schreibart gehört, durchschossen, und was zur höhern gehört, mit schwabacher Lettern gedruckt. Man sieht hieraus, wie höchst unerträglich der verfehlte mittlere Styl wird, weil sein Fehler in der widerlichsten und unnatürlichsten Vereinigung zweyer Extreme, des Höchsten und des Niedersten, des Erhabensten und des Gemeinsten, besteht, folglich mit schneidenden Contrasten erscheint.

bessern Zone jenseits des Grabes bloß durch eine Auffühhrung gelangen können, **in deren Mitte sich der Strahl der Weisheit und der Tugend bricht.** Zu dieser großen Überzeugung werden wir um so sicherer hinansteigen, wenn wir die unterschiedlichen Prüfungen und Reize zu Veruntreuung unserer Pflicht, die uns hier überall in den Wurf kommen, bloß für die Mittel unserer Erziehung und Bildung halten, durch welche der **große Weltgenius** alle unsere Kräfte in Umlauf bringen und sie zu der **alles zermalmenden Stärke begeistern** will, zu der sie sich erheben müssen, wenn jenseits der **Gewölke des irdischen Horizonts** das **Morgenlicht eines überschwänglichen Lohnes mit siegender Gewalt anbrechen soll.**"

* * *

Nun folgt dasselbe Fragment in verfehlter höherer Schreibart, deren schwülstige, gesuchte, gezierte Ausdrücke, sich widersprechende Metaphern, falsche oder nicht passende Bilder u. s. w. Tadel verdienen:

»Nur der Rosenduft, der unsern Idealen entquillt, kann die Thätigkeit eines mit Vernunft und Freyheit ausgerüsteten Wesens zur Erreichung eines weit über ihn ins Unendliche hinaus liegenden Zieles begeistern und die holdlächelnden Blüthen der Weisheit und der Tugend auf sein Erdenleben zaubern, um in ihrem Kelche die Ahnung einer bessern Zukunft zu lesen. Dieser Rosenduft wird über das Clairobscüre dieses Erdenlebens eine so milde Dämmerung werfen, daß wir durch all die tiefblutenden Wunden, mit denen die Leiden und Prüfungen dieses Lebens in das Herz unserer schönsten Kräfte einschneiden, und aus diesem Herzen den Samen der Tugend reißen wollen, nicht in dem erhabenen Wettrennen in der Laufbahn der Pflicht aufgehalten werden, sondern am Ende derselben den Überwindungskranz um unsere

Schläfe ziehen dürfen, der uns am Morgenthore des künftigen Lebens dargereicht wird." —

§. 21.

Gränzen der prosaischen und poetischen Schreibart.

Die höhere Schreibart gränzt zunächst an die poetische Prosa. Eben diese nahe Verwandtschaft aber gebiethet dem Redner die größte Behutsamkeit, um ja nicht die Gränzen zu überschreiten und in das Gebieth der dichterischen Sprache zu verfallen; denn der Dichter will unmittelbar und einzig auf Phantasie und Gefühl wirken. Dem gemäß richtet er auch seine Gesangsprache ein. Die poetische Prosa unterscheidet sich daher von der höhern Schreibart durch die höchste Lebendigkeit der gewählten Ausdrücke, durch die schönste Versinnlichung alles Geistigen, durch Vergegenwärtigung alles Entfernten. Sie scheut keine Menge, keine Kühnheit der Bilder. Die Verbindung der Sätze und jede Wendung geschieht in ihr mit viel mehr Freyheit. Ihr Wohlklang ist viel regelmäßiger, bestimmter und musikalischer. Sie bedient sich viel häufiger der Figuren und Beywörter. Alles überhaupt, was in der höhern Schreibart nur Würze seyn darf, wird in ihr zum wesentlichen Bestandtheil; denn es darf ihr zur eigentlichen Form der Poesie nichts fehlen, als Metrum oder Reim. Es kann also nicht nur die höhere Schreibart sich in poetische Prosa versteigen, sondern auch diese letztere kann zur höheren Schreibart herabsinken. Beydes ist gleich fehlerhaft. Der Stoff muß die eine oder die andere dieser zwey streng geschiedenen Formen jedes Mahl bestimmen.

Man würde aber sehr irren, wenn man glaubte, die poetische Prosa müsse stets den glänzendsten Vortrag haben. Die Grade ihres Schmuckes ergeben sich, je nachdem sie mehr auf die Phantasie oder mehr auf das Gefühl wirken will. Im letztern Falle sind die einfachsten Ausdrücke oft die rührendsten. Aber selbst diese müssen stets ihr unverkennbares poetisches Gepräge

haben. Man könnte daher sagen, daß die poetische Prosa, gleich der eigentlichen oder rednerischen Prosa, ihre drey Gattungen habe: die niedrige oder die Form der Volks-Poesie; die mittlere oder rührende, und die höhere oder die phantasiestrahlende und leidenschaftliche. Die verfehlte poetische Prosa heißt prosaische Poesie.

§. 22.

Manier.

Die Schreibart oder Form eines jeden stylistischen Products wird durch den Charakter des darzustellenden Stoffes bestimmt. Wenn nun ein Schriftsteller hierauf keine Rücksicht nimmt, sondern die verschiedensten Stoffe in einer und derselben, ihm einmahl eigen gewordenen Art und Weise darstellt, so sagt man: er habe Manier, oder er sey manierirt. Manier kann also in jeder der drey Schreibarten Statt finden, denn sie liegt in dem sich gleich bleibenden Gebrauche von Lieblingsausdrücken, ähnlichen Wendungen, Bildern und Figuren, Wortstellungen und Verbindungen, in dem einförmigen Verweilen bey gewissen Ideen, in dem wiederhohlten Hervorheben oder Zurückstellen derselben, in dem stets vorherrschenden hellen oder dunkeln Colorit. Wer mit den Werken und der Manier eines solchen Schriftstellers einmahl vertraut geworden ist, wird im Stande seyn, oft vorauszusehen, was derselbe über diesen oder jenen Gegenstand sagen, und wie er sich ausdrücken wird. Die Einförmigkeit seiner Ansichten und seiner Darstellungsweise kann ihn nur solchen Lesern lieb und werth machen, die in beydem mit ihm sympathisiren, dann aber auch gewöhnlich enthusiastische und blinde Verehrer ihres Abgottes werden. Ich will hiermit nicht sagen, daß der Schriftsteller nicht seine eigene Ansicht der Dinge, seine herrschende Denkungsart, seine besondere Empfindungs- und Darstellungsweise haben soll. Er muß sie haben, wenn er auf Originalität Anspruch machen will; aber sie dürfen nicht in Einförmigkeit und Beschränktheit ausarten.

Indeß findet sich Manier gerade bey den originellsten

Schriftstellern sehr oft. So würde man z. B. ein Werk von Jean Paul, Johannes Müller, Kosegarten, Matthisson, Klinger u. s. f. gewiß nach der ersten Seite schon erkennen, auch wenn ihre Nahmen nicht auf dem Titelblatte ständen.

Am fehlerhaftesten wird aber die Manier, wenn sie ins Kleinliche verfällt, oder nicht einmahl originell, sondern erborgt, nur Copie einer fremden Manier ist. Der Schriftsteller muß also, um allem gerechten Tadel zu entgehen, die Form der Darstellung jedes Mahl dem Charakter des Stoffs anpassen und so vielgestaltig seyn, als ein Schauspieler, der heute Held, morgen friedlicher Bürger ist.

§. 23.

Vom Großen, Feyerlichen und Erhabenen*).

Es kommen hier noch einige stylistische Formen zu behandeln, welche aus dem Charakter des Stoffes hervorgehen, und daher mit ihm in Eines verschmelzen. Wir sprechen zuerst vom Großen, Erhabenen und Wunderbaren.

Groß wird ein Gegenstand entweder durch die Menge seiner Theile und durch seine weite Ausdehnung, oder einen höhern Grad von Kraft, Wichtigkeit und Würde. Das Große ist die Grundlage des Erhabenen, zu dem es durch Steigerung erhoben wird. Die Vorstellung einer ins Unendliche erweiterten Größe erregt das Gefühl des Erhabenen.

Man unterscheidet aber zwey Arten der Größe:

Die logische Größe eines Gegenstandes, welche mit dem Verstande vorgestellt und durch Begriffe gedacht wird; z. B. die außerordentliche Meilenzahl einer Fläche;

die ästhetische, welche man sich durch lebhafte Anschauung in der Einbildungskraft vorstellt; z. B. wenn man,

*) Die ausführliche Theorie des Großen, Erhabenen, Wunderbaren, Sentimentalen, Naiven, Komischen u. s. w. ist das Werk der Ästhetik; hier stehen nur die Grundzüge derselben, in so fern der Redner sie eben sowohl kennen muß als der Dichter.

ohne die Zahl der Meilen zu bedenken, das Bild eines ungeheuren Waldes oder einer unübersehbaren Meeresfläche vor der Seele erblickt.

Diese ästhetische Größe wird wieder in die mathematische, und in die dynamische eingetheilt. Die mathematische ist die extensive, in Zeit und Raum ausgedehnte Größe; z. B. der nächtliche Himmel mit seinen zahllosen Gestirnen; eine Reihe von Jahrhunderten. Die dynamische Größe ist die intensive, oder bloß durch Grade bestimmbare Größe geistiger oder physisch-körperlicher Kraft der Vollkommenheit, Würde und Wichtigkeit.

Man theilt alle dynamische Größe in drey Classen:

a) physisch-dynamische,

b) intellectuell-dynamische,

c) moralisch-dynamische Größe.

Physisch-dynamisch nennt man alle sinnlichen Gegenstände, die durch starke Eindrücke auf die Einbildungskraft oder auf die zwey edlern Sinne, Gesicht und Gehör, die Vorstellung einer außerordentlichen physischen Kraft erzeugen; z. B. ein Erdbeben; der Kampf zwischen einem Löwen und einem Tieger; die Wuth des rasenden Roland, wie Ariost sie im 23. Gesang seines romantischen Heldengedichts schildert; die ägyptischen Pyramiden, als Werke ungeheurer Kraftanstrengung; eine Schlacht u. s. w.

Intellectuell-dynamisch-groß nennt man alle sinnlich-wahrnehmbaren Wirkungen und Erscheinungen, welche durch hohe intellectuelle Vollkommenheiten hervorgebracht werden; z. B. außerordentlich starke Denkkraft.

Moralisch-dynamisch-groß heißt alles Sittlich-Gute, welches durch den Sieg der vernünftigen Willensfreyheit im Kampfe mit der sinnlichen Natur hervorgebracht wird. Hieher gehören z. B. alle Tugenden der Selbstherrschaft, der höchsten Gerechtigkeit, der aufopfernden Liebe u. s. w. Auch das Sittlich-Böse kann groß und erhaben werden; es ist dann aber nicht das Laster sebst, welches diese Größe und Erhabenheit

bewirkt, sondern die damit verbundene Kraft, welche, jeder Macht trotzend, Ungeheures vollbringt und furchtbar wird. Das Sittlich-Böse ist also nicht moralisch-dynamisch, sondern physisch-dynamisch groß und erhaben.

Aus dem Großen entsteht das Erhabene. Das Mathematisch-Große wird mathematisch-erhaben, sobald es so unermeßlich wird, daß es die menschliche Fassungskraft übersteigt, und sich nicht mehr als ein Ganzes überschauen läßt. So wie aber das Mathematisch-Erhabene sich auf Unbegränztheit in Ausdehnung und Dauer gründet, so fordert das Dynamisch-Erhabene Unendlichkeit der Vervollkommnung.

Man sieht hieraus, daß mehrere Arten des Großen und Erhabenen nicht nur mit einander vereinigt seyn können, sondern daß sie sich sogar wechselweise unterstützen und die Wirkung auf Phantasie und Gemüth verstärken. Man kann gegen das wahre Große und Erhabene auf zweyerley Weise verstoßen:

a) Wenn man es auf unschickliche Art gebraucht, das ist, wenn man Gegenstände als groß und erhaben darstellen will, welche es nicht sind und daher dieser Darstellung, als ihrer unfähig, widersprechen. Man nennt dieses Schwulst, Bombast, Phöbus; es geht oft bis zum erhabenen Unsinn; Galimathias;

b) wenn man es am unschicklichen Orte gebraucht; wo dann selbst das echte Große und Erhabene keine Wirkung hervorbringt.

Dem Großen und Erhabenen entgegen steht das Platte und Niedrige. Mit dem Großen und Erhabenen nahe verwandt ist das Feyerliche, Prächtige, Ehrfurcht- und Bewunderung-erweckende und der hohe Ernst; wovon der Redner häufigen Gebrauch macht. Bey den Dichtern ist das Erhabene oft mit dem Wunderbaren innig verbunden. Dem echt Feyerlichen und Prächtigen steht armselige Gravität und Wichtigthun im Unbedeutenden gegenüber.

§. 24.

Vom Rührenden und Sentimentalen.

Das Rührende oder Sentimentale besteht in Aufregung der Gefühle, und wirkt also auf das Begehrungsvermögen. Die Erweckung rührender Gefühle im Leser kann auf zweyfache Weise geschehen:

a) Der Schriftsteller schildert den Gegenstand selbst, welcher die beabsichtigte Rührung hervorbringen soll,

b) er schildert die Gefühle, welche dieser Gegenstand in ihm oder in Andern hervorbringt.

Ist der Gegenstand, durch welchen der Schriftsteller Rührung bewirken will, zu unbedeutend, oder die Sprache des Herzens verfehlt, so bleibt der Leser kalt, und ohne Theilnahme. Wird das Rührende am unrechten Ort oder zu häufig gebraucht, so entsteht Empfindeley.

Das Rührende wird in das Sanftrührende und in das Starkrührende oder Pathos eingetheilt. Von der ersten Art sind z. B. Geduld, Zufriedenheit, Hoffnung, Mitleid, Andacht u. s. w.; von der zweyten: Zorn, Verzweiflung, Rachsucht, Haß, Entsetzen, Kühnheit, Seelenstärke; aber auch die Gegenstände des Sanftrührenden können durch höhere Grade zum Pathos gesteigert werden. Das Sanftrührende erscheint oft in einiger Verbindung mit dem Naiven.

Das Pathos gränzt an das Erhabene, darf aber ja nie in das Gräßliche und Wüthende ausarten; man nennt diesen Fehler Parenthyrsus.

§. 25.

Vom Komischen.

Das Komische ist ein Product des Witzes, dessen Wesenheit wir bereits betrachtet haben. Wenn der Witz vollkommen freyen Spielraum haben soll, so darf das Nachdenken des

Verstandes weder zu ernsthaft angestrengt, noch das Gemüth zu tiefen Gefühlen aufgeregt seyn. Lachen erweckt der Witz aber nur dann, wenn er Unvollkommenheiten, die nicht unmoralisch sind, und Ungereimtheiten, die wahrhaft lächerlich sind, aufdeckt und contrastiren läßt. Am stärksten wirkt er durch Überraschung.

Man theilt das Komische gewöhnlich in die zwey Hauptarten des edlern, feinern oder Hoch-Komischen, und des Niedrig-Komischen. Das Erstere hält sich mit Sprache, Denk- und Empfindungsweise in den Gränzen der feineren, gesitteteren und gebildeten Welt; das Letztere nimmt die bemerkten drey Mittel aus der Sphäre des gemeinen Lebens und der niedern Stände. Das Burleske ist eine Art des Niedrig-Komischen, und stellt große und wichtige Gegenstände auf eine verkleinernde und entwürdigende Art dar. Hierher gehören Travestirung und Parodie. Ergreift das Lächerliche durch Übertreibung, so ist es Carricatur. Persiflage ist feine Verspottung des Unschicklichen im Betragen des Menschen.

Das Naiv-Komische ist entweder unwillkührlich oder künstlich. Das Erstere ist die offenherzige, aber nicht rohe Natürlichkeit, welche ihr Innerstes darlegt, ohne das herrschende Conventionelle zu bedenken. Beym Zweyten läßt der Schriftsteller seine Absicht, naiv seyn oder scheinen zu wollen, durchschimmern; man benennt daher diese Art das Schalkhaft-Naive.

Laune (Humor) besteht in einer ganz eigenen Ansicht der Dinge, welche dieselben gewöhnlich von der komischen Seite auffaßt und diese mit scheinbarem Ernste vorträgt. Die launige oder humoristische Darstellung verbindet sich oft mit dem Sentimentalen; man hüte sich aber ja sorgfältig vor lächerlich-weinerlicher Tändeley! Echte Humoristiker sind äußerst selten. Unter den Schriftstellern dieser Art verdienen Sterne, Hippel, Jean Paul und Thümmel Auszeichnung; im Niedrig-Komischen Smollet, Buttler, Blumauer, Ratsch-

ky u. s. w.; im Fein-Komischen Lessing, Lichtenberg, Kotzebue, Gustav Schilling, Benzel, Swift u. s. w.; im Naiven Friedrich Laun, Wieland, Göthe ꝛc.

§. 26.

Untergeordnete Arten des Styls.

Verschiedenheit des darzustellenden Gegenstandes, des Zwecks der Darstellung und der Individualität des Schriftstellers bestimmen die verschiedenen untergeordneten Arten des Styls. Man unterscheidet daher:

Die gedrängte und ausführliche, oder kräftige und schwache Schreibart; den trockenen Vortrag, den einfachen oder kunstlosen; die zierliche und blühende Schreibart; die feurige leidenschaftliche und hinreißende (style rapide). Diesen kann man noch anschließen die fehlerhaften Schreibarten: die harte und die holperige, die matte, wässerige und weitschweifige, die schwülstige.

Wir betrachten nun jede derselben einzeln.

§. 27.

Trockene Schreibart.

Weit entfernt, auch nur von dem geringsten Verschönerungsmittel der Rede Gebrauch zu machen, bezweckt sie einzig Deutlichkeit des Ausdrucks. Nur der Verstand ist hierbey eigentlich thätige Kraft. Vom Farbenspiel der Phantasie, von der Melodie der Empfindung ist keine Rede.

Diese Schreibart paßt also nur für den abstracten und streng-wissenschaftlichen Vortrag. Sie artet leicht in den harten und holperigen Styl aus, wenn Mittelbegriffe übersprungen und Ideen gewaltsam in einander geschoben werden, oder wenn rauher Wortklang sich zu steifem Perioden-Bau gesellt. Als Muster eines untadelhaften trockenen Styls können Feder, Eberhard u. s. w. gelesen werden.

§. 28.

Die einfache und kunstlose Schreibart.

Man würde sehr Unrecht thun, sie mit dem trockenen Styl in Eine Classe zu setzen. Die einfache Schönheit ist die edelste, und sehr oft die ergreifendste; dieß bewähren uns die unsterblichen Meisterwerke der Griechen und einiger Römer. Vortreffliche Vorbilder für den Jüngling sind Homer, Herodot, Xenophon, Demosthenes, Livius, Julius Cäsar; und unter den Deutschen: Engel, Garve, Göthe ꝛc.

Weit entfernt, blumenreich zu seyn, athmet diese Schreibart doch stets eine eigene Anmuth voll Natürlichkeit. Wenn der trockene Styl schwerfällig über die Erde schreitet, so schwebt diese den niedern Flug der Schwalbe, gesellig und vertraut. Der Schriftsteller, welcher sich dieser ungekünstelten Schreibart bedient, erscheint immer als der Freund des Lesers.

Die einfache Schreibart erkennt zwar, gleich der trockenen, die Deutlichkeit als ihr höchstes Gesetz; aber sie verbindet damit mehr liebliche Reinheit, mehr anziehende Innigkeit und einen sanften Fluß der Rede. Figuren und andere Verschönerungsmittel verwirft sie zwar nicht geradezu, aber sie hegt immer einige scheue Behutsamkeit dagegen, und bedient sich ihrer mit größter Bescheidenheit und Mäßigung. Sie wird manchmahl selbst lebhaft, aber nie mehr als edler Anstand es erlaubt. Die Begriffe sind klar, die Empfindungen rein, und der Ausdruck ist mit beyden im schönsten Einklang. Sie wandelt immer den geraden Weg, ohne Mannigfaltigkeit der Seitensprünge und Wendungen, und ihre Einheit gewährt allenthalben den erfreulichsten Überblick. Sie meidet jede Spur ängstlicher Sorgfalt für Schmuck und Schimmer, und wandelt, so zu sagen, ebene Bahn in köstlicher Unschuld. Sie scheint manchmahl sogar nachlässig, ohne es doch zu seyn. Mancher Unerfahrne hält sie daher für die leichteste Darstellungsart, und sie ist doch gerade die schwierigste von allen, wenn sie in der Ausübung vollkom-

men gelingen soll; denn sie fordert, daß der Schriftsteller mit dem ausgebildetsten Kopf das beste und edelste Gemüth vereinige, Herr seiner selbst, und Meister der Sprache sey.

Dieser Schreibart entgegen steht die gekünstelte, gezierte und affectirte, welche einfache Schönheit und Wahrhaftigkeit erheuchelt, und von beyden gleich weit entfernt ist.

§. 29.

Die zierliche und blühende Schreibart.

Sie ist ein höherer Grad der vorigen, der aber noch nicht an das Fehlerhafte gränzt. Sie zeigt schon mehr Sorgfalt. Der Schriftsteller, welcher sich ihrer bedient, verhehlt das Streben nach Schönheit der Darstellung wenig oder gar nicht. Lebhaftes Farbenspiel, sorgfältig gegründete Perioden, gewählte Worte und Wendungen, Eleganz und Mannigfaltigkeit, sind ihre Eigenthümlichkeiten. Der Wohlklang ihrer Rede ist schon mehr musikalisch. Sie duldet zwar weder Schimmer noch Schminke, gefällt sich aber in ihrem zarten Schmucke. Sie läßt sich daher leichter erwerben, als die vorige, gelingt oft besser, und findet auch unter den gebildeten Lesern stets ihr Publicum, welches für den höhern Grad der einfachen Schönheit weniger Sinn und Empfänglichkeit hat; wogegen die zierliche und blühende Schreibart, da sie dem Ohr schmeichelt und den Geist gerne täuscht, durch tausenderley, wenn auch hier und da erborgte, Reize zu gewinnen und zu fesseln vermag. Ihr ganzes Wesen ist frisch, jugendlich, höchst lebhaft und lockend. Symmetrische Verhältnisse zeigen sich hier überall. Alles ist gefeilt und wohl abgemessen, voll planmäßiger Stufenfolge, der Schlußfall jedes Perioden vorbereitet. Dionys von Halikarnaß vergleicht diese Schreibart mit einem klaren und lebendigen Quellwasser, welches immerfort mit Leichtigkeit dahinsprudelt, mit einem Seidengewebe voll sanfter Schattirungen, und mit einem schönen Gemählde von klugbehandelter Farbengebung.

§. 30.

Die ausführliche und schwache Schreibart.

Sie verweilt gerne bey jedem Gedanken, entwickelt ihn sorgfältig, zeigt ihn von verschiedenen Seiten, läßt sich auf Nebenumstände fast eben so viel als auf die Hauptsache ein, und will durch wiederhohlte Eindrücke wirken. Sie bedient sich daher aller Figuren, welche Erweiterung des Vortrags hervorbringen, und gibt den Perioden Länge, um nur Raum zu gewinnen und mit breitem Strome dahinzufließen. Eine Fülle von Worten, Umschreibungen, Synonyme, Verbindungswörter, wohlvorbereiteter Übergänge, Verzierungen aller Art, und gedehnte Wendungen sind ihr dazu die besten Mittel.

Muster dieser Schreibart, in sofern sie noch nicht fehlerhaft ist, sind: Herodot, Livius, Cicero, Wieland, Herder, Ehrenberg ꝛc. Diese Schreibart sagt dem Redner allerdings zu, weil schöne und glänzende Ausführlichkeit die beste Gelegenheit und das weiteste Feld verschaffen, um allen Aufwand, die ganze Prachtfülle und den vollen Reichthum der Sprache und Beredsamkeit zu entwickeln und auszubreiten.

Wenn aber der Wortschwall zu groß wird; wenn man die nähmlichen Ideen beynahe mit den nähmlichen Ausdrücken und Wendungen, oder nur mit unbedeutenden Zusätzen und Änderungen, wiederhohlt, und den Leser nichts selbst errathen, gar nicht selbst denken und empfinden läßt, so entartet die ausführliche Schreibart zur schwachen, matten, weitschweifigen und wässerigen, deren gänzlicher Mangel an Kraft, die Aufmerksamkeit des Lesers ermüdend, Überdruß und lange Weile erregt.

§. 31.

Die gedrängte, kräftige, starke Schreibart.

Sie will mit wenigen Worten viel sagen, und bestrebt sich in allem der bündigsten Kürze; wählt stets die ausdrucksvollsten Worte und die kräftigsten Redensarten. Sie bedient sich

nur solcher Verzierungen, welche Stärke und Nachdruck befördern. Sie faßt den Gedanken sogleich von der Seite, die zu Erreichung ihrer Absicht dient, und stellt ihn in das hellste Licht. Was nicht unmittelbar zur Sache gehört, bleibt unberührt, denn sie geht immer den nächsten und kürzesten Weg. Darum sind Antithesen, Weglassungen der Verbindungswörter und Artikel, und kurze Perioden ihre erwünschten Hülfsmittel. Vorzüglich bedient sie sich gern kurzer Sätze, und wirkt durch Schläge. So schreitet sie schnell und lebhaft dahin, und erhält den Leser stets in Athem und Spannung, weil sie ihm so Manches selbst zu bedenken und auszuführen überläßt.

Thucydides, Tacitus, Sallust, Montesquieu, Schiller, Johannes Müller ꝛc. sind glänzende Muster dieser Schreibart, die man mit dem Phalanx vergleichen kann, welcher dicht geschlossen, mit der Spitze gewaltig vordringt. Nur hüte man sich vor dem ihr nahe liegenden, gefährlichen Fehler der Dunkelheit.

§. 32.

Die feurige, leidenschaftliche, hinreißende Schreibart.

Sie ist die Sprache der erhitzten Phantasie, der aufgeregten Leidenschaft und der tiefsten Empfindung. Sie kann, ihrer Heftigkeit unbeschadet, bald mehr einfach, bald sehr gedrängt und kräftig seyn. Sie ist ein reißender Waldstrom. Die zarteren und feineren Verschönerungsmittel passen zu ihr nicht. Ihr Colorit ist glühend; alles athmet heißes Leben. Sie liebt daher Kraftausdrücke, kühne Wendungen, plötzliche Übergänge, leichte Verbindungen, Wechsel von kürzern Perioden und Sätzen. Nur hüte man sich, nie in das Spielende, Witzelnde und Schwülstige zu verfallen, welches dadurch geschieht, wenn die Ausdrücke größer sind als die Begriffe, oder die ausgedrückten Begriffe und Empfindungen größer als die darzustellenden Gegenstände.

§. 33.

Mittel zur Bildung einer geschmackvollen Schreibart.

Diese sind:

a) Lectüre;

b) Verbindung der Selbstthätigkeit mit der Lectüre, das ist: Analysiren und Excerpiren;

c) Übung im Schreiben.

Wir betrachten jedes dieser Hülfsmittel näher.

A. Lectüre.

Rücksichtlich der Wahl, der Ordnung und des Nutzens der Lectüre wären folgende Grundsätze zu beobachten:

1. Man lese zuerst Schriftsteller, welche eine vorzüglich reine Prosa schrieben, und zwar in allen drey Hauptgattungen des Styls.

2. Die Lectüre der Dichter folge erst nach jener.

3. Die Lectüre zum Vergnügen sey der wissenschaftlichen untergeordnet.

4. Man hüte sich anfangs sehr vor manierirten Schriftstellern, besonders vor solchen, welche ähnliche Manier haben.

5. Man lese wenig, aber bedächtig, überlegend und prüfend.

6. Man beobachte genau die Stufenfolge vom Leichtern zum Schwerern und hüte sich vor dem Unverständlichen.

7. Man bemühe sich stets, den Ausdruck von den Gedanken selbst wohl zu unterscheiden.

8. Schriftsteller von glänzenden Fehlern und verführerischen Schönheiten der Darstellung nehme man erst dann zur Hand, wenn Urtheilskraft und Scharfsinn einen höhern Grad von Reife und Gediegenheit erhalten haben.

9. Man bemerke genau die Eigenheiten jedes Schriftstellers und entwerfe sich seinen literarischen Charakter *).

*) Lichtenberg ertheilt in dieser Hinsicht vortrefflichen Rath: „Zwey Absichten," sagt er, „muß man bey der Lectüre beständig vor

B. Selbstthätigkeit bey der Lectüre.

a) Analysis oder Commentirung und Interpretation einzelner Ausdrücke, Stellen und kleinerer Aufsätze (denn bey größeren, ganzen Werken wäre diese Methode als stylistische Übung zu weitläufig).

Augen haben, wenn sie vernünftig seyn soll: einmahl, die Sachen zu behalten, und sie mit seinem System zu vereinigen, und dann vornehmlich sich die Art eigen zu machen, wie jene Leute die Sachen angesehen haben. Das ist die Ursache, warum man jedermann warnen sollte, keine Bücher von Stümpern zu lesen, zumahl, wo sie ihr eigenes Räsonnement eingemischt haben; man kann Sachen aus ihnen lernen, aber was weit wichtiger ist, seiner Denkungsart eine gute Form zu geben, lernt man nicht. Man kann nicht leicht über zu vielerley denken, aber man kann über zu vielerley lesen. Über je mehrere Gegenstände ich denke, das heißt, sie mit meinen Erfahrungen und meinem Gedanken-System in Verbindung zu bringen suche, desto mehr Kraft gewinne ich. Mit dem Lesen ist's umgekehrt; ich breite mich aus, ohne mich zu stärken. — Laß dich deine Lectüre nicht beherrschen, sondern herrsche du über sie!" — Auch Seneca gibt seinem Freunde Lucil in einem Briefe (nach Olshausens neuester Übersetzung) folgende treffliche Vorschriften: „Dahin sieh, daß du bey dem Lesen so vieler Schriftsteller und so verschiedenartiger Bücher nicht unstät umherschweifest. Bey gewissen vorzüglichen Köpfen mußt du verweilen und dich nähren, wenn du etwas in dich ziehen willst, was treu in deiner Seele hafte. Nirgends ist, wer überall ist! Leute, welche ihr Leben auf Reisen zubringen, pflegen viele Gastfreundschaften aber keine Freundschaften zu haben. Eben das muß denjenigen begegnen, welche sich keines Schriftstellers Geiste vertraulich anschmiegen, sondern in schnellem Lauf an allem nur vorbeystreifen. Keine Speise nützt und geht in den Körper über, welche, eben genossen, sogleich wieder ausgeführt wird. Nichts hindert so sehr die Genesung, als der Arzneymittel häufige Änderung. Keine Wunde vernarbt, woran viele Mittel versucht werden. Keine Pflanze erstarkt, die oft versetzt wird; nichts ist so wirksam, daß es im Vorübergehen nützt! Der Bücher Menge zerstreut den Geist.

Solche kritische Beurtheilungen und Bemerkungen sind entweder philologisch, logisch oder ästhetisch.

Die philologische Analyse beschäftiget sich mit dem Geist der Sprache überhaupt, und im Detail mit grammatischer Correctheit in Worten, Verbindung der Sätze, richtiger Interpunction und vollkommener Periodirung.

Die logische mit Entwickelung der Gedanken, die ästhetische mit der Schönheit der Darstellung.

Den höchsten Grad erreicht diese Übung durch Verfassung schriftlicher Recensionen über gelesene, und wohl durchdachte Schriften.

b) Excerpte.

Es gibt vier Arten von Excerpten und Auszügen:

a) Man excerpirt bloß einzelne Wörter und Redensarten;

b) einzelne Notizen und Daten, z. B. historische;

c) ganze Stellen, z. B. Vorschriften, die auf Lebensweisheit Bezug nehmen;

d) der höchste Grad dieser Übung sind gedrängte, vollständige Auszüge von ganzen Werken, nähmlich der Plan und die Haupt-Ideen derselben nach ihrer logischen Folge, wodurch die klare Übersicht gewonnen wird.

c) Selbstschreiben.

1. Man unterrichte sich zuerst genau über das, worüber man schreiben will.

2. Man betrachte seinen Gegenstand von allen Seiten.

3. Man vernachlässige die Gedanken nicht über dem Bestreben nach Schönheit des Ausdrucks. Angehende Schriftsteller gerathen sehr leicht in die Versuchung, alltägliche und unbedeutende Gedanken durch Pomp und Schmuck des Ausdrucks geltend machen zu wollen.

— Bey verdorbenem Magen kostet man vieles, das, wenn es mannigfaltig und verschiedenartig ist, verschleimt, nicht nährt. Bewährte Schriftsteller lies daher beständig: und wenn dich einmahl bey andern einzusprechen gelüstet, so kehre zu den ersten zurück!" —

4. Man bleibe sich selbst stets verständlich und sey bemüht, sich über die Richtigkeit jedes Wortes Rechenschaft geben zu können.

5. Man habe stets Ziel und Absicht vor Augen, weßwegen man schreibt.

6. Man wähle sich einen würdigen und wichtigen Stoff zur Darstellung.

7. Man versuche sich in jeder Gattung des Styls, bis diejenige gefunden ist, zu der man sich vorzüglich geeignet fühlt.

8. Ununterbrochene Übung.

9. Man lasse sich durch die erste Schwierigkeit und Langsamkeit nicht abschrecken; denn man erwirbt mit jedem Tage mehr Leichtigkeit.

10. Man übereile sich nicht bey den Ausarbeitungen. „Beständigkeit und Sorgfalt," sagt Quintilian, „ist bey den ersten Versuchen im Schreiben nicht genug zu empfehlen; wir müssen darnach streben, so gut zu schreiben, als wir nur immer können; die Geschwindigkeit wird sich bey anhaltender Übung schon einstellen. Nach und nach werden sich die Gedanken immer leichter darbiethen, die Ausdrücke uns von selbst entgegen kommen, und die ganze Arbeit wird leicht und frey von Statten gehen; Alles wird sich, wie in einem wohleingerichteten Hauswesen, an seiner gehörigen Stelle zeigen. Mit einem Worte: durch geschwindes Schreiben erwirbt man sich nicht die Kunst gut zu schreiben, wohl aber durch Gutschreiben die Kunst geschwinde zu schreiben *)."

11. Beym ersten Dahinströmen seiner Gedanken und Empfindungen frommt dem Schriftsteller ein gewisser Grad von Wärme und Feuer der Begeisterung. Zu große Ängstlichkeit würde hier allerdings schaden. Sie darf erst in der Folge eintreten, wenn man nach einiger Zeit dem Geschriebenen die Feile anlegt, den Gang der Ideen sorgfältig prüft, Auswüchse beschneidet, jeden Ausdruck und jedes Wort streng berichtigt. Die Mühe

*) L. 10. c. 3.

des Ausfeilens kann nicht leicht zu groß seyn; sie würde nur dann übertrieben und schädlich werden, wenn man dadurch der Darstellung ihre Kraft raubte.

12. Die äußerste Behutsamkeit ist nöthig, wenn man einen Lieblingsschriftsteller nachahmen will. Die Eigenthümlichkeit geht verloren. Geht es gut, so ahmt man nebst den Schönheiten seines Vorbildes auch dessen Fehler nach; meistens aber diese letztern noch mehr als die erstern. Überdieß bleibt jeder Nachahmer hinter seinem Original mehr oder weniger zurück, und muß schon deßhalb nothwendig verlieren. Sclavische Nachahmer erklären selbst ihre gänzliche Unfähigkeit und verdienen volle Verachtung. „Es bleibt unendlich besser," sagt Hugo Blair, „auf irgend einen Grad auch nur mittelmäßiger Schönheit Anspruch machen zu können, als in einem geborgten Putze schimmern zu wollen, der immer nur die gänzliche Armuth unsers Geistes verräth." Eine Menge trefflicher Bemerkungen über die Nachahmung guter Muster findet man in Quintilians zehntem Buche seines rhetorischen Lehrbuches.

Sehr richtige Charakteristiken mehrerer Schriftsteller findet man: in Herders erstem Bande seiner sämmtlichen Werke zur schönen Literatur und Kunst, worin Winkelmann, Hagedorn, Moser, Abbt, Spalding ꝛc. gewürdiget werden.

Auch die Charakteristiken und Kritiken von A. W. Schlegel und Fr. Schlegel enthalten treffende Schilderungen von Homers, Cervantes, Göthe's, Bürgers, Geßners, Ramlers u. a. m. literarischen und stylistischen Eigenthümlichkeiten. Von Kant und Garve gab uns Fülleborn beyfallswürdige Charakteristiken. Auch die Nachträge zu Sulzers allgemeiner Theorie der schönen Künste, welche unter dem Titel: Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen, erschienen; lieferten vorzügliche Aufsätze dieser Art, höchst belehrend über Geist und Darstellungsweise der geschilderten Schriftsteller.

Jördens Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten, wie auch dessen Merkwürdigkeiten oder Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben der vorzüglichsten deutschen Dichter und

Prosaisten, können dem jungen Schriftsteller manches Hülfsmittel zur stylistischen Ausbildung an die Hand geben.

Zur vortheilhaftesten Übung in der Kunst zu schreiben, wird das von Pölitz in 4 Bänden herausgegebene praktische Handbuch zur statarischen und cursorischen Lectüre der deutschen Classiker dienen. Es enthält eine Menge gutgewählter Aufsätze in allen Schreibarten. Auch meine rednerische Chrestomathie darf ich empfehlen, denn sie gibt eine Reihe vorzüglicher Muster, welche nach der großen Verschiedenheit aller stylistischen Formen geordnet sind.

Rednerische Erfindung.

§. 1.

Das Wesen der Erfindung.

Erfindungskraft nennt man dasjenige Vermögen des menschlichen Geistes, mittelst dessen er, durch neue Combinationen und Zusammensetzungen, etwas noch nicht Vorhandenes auf eine originelle Weise hervorbringt. Das auf diese Art Hervorgebrachte ist die Erfindung selbst.

In dem Erfinder sind vorzüglich zwey Seelenkräfte wirksam: die Phantasie und der Verstand. Jeder Erfindung liegt eine plötzlich entspringende Haupt-Idee zum Grunde, aus welcher das Ganze sich dann allmählig entwickelt.

§. 2.

Arten der Erfindung.

Es kann dreyerley Arten der Erfindung geben: die erste bringt einen neuen Stoff hervor; das Geschäft der zweyten besteht in der Neuheit der Form; die vermischte dritte Art erzeugt sowohl Stoff als Form.

§. 3.

Rednerische Erfindung.

Die Erfindung des Redners beruht vorzugsweise auf dem Stoffe oder den Gedanken. In so fern sie auch die Form betrifft, ist von ihr schon in der vorhergehenden Theorie der Sprache und des Styls gehandelt worden.

§. 4.

Stoff der redneriſchen Erfindung.

Der Stoff einer Rede iſt entweder ein hiſtoriſcher oder ein philoſophiſcher.

Der hiſtoriſche Stoff iſt entweder aus der frühern — oder aus der Zeitgeſchichte genommen; der philoſophiſche enthält eine theoretiſche oder eine praktiſche Wahrheit.

§. 5.

Erfindung im hiſtoriſchen Stoff der Rede.

Bey dem hiſtoriſchen Stoffe zeigt ſich die Erfindungskraft des darſtellenden Redners in folgenden Hauptpuncten:

1. In Auffindung der wahrſcheinlichen Urſachen, welche eine Begebenheit veranlaßten.

2. In Entwicklung und pſychologiſcher Darſtellung hiſtoriſcher Charaktere; in Hervorhebung und Beleuchtung ſolcher einzelnen Züge, die das Innere der handelnden Perſonen lebhaft darſtellen.

3. In Aufſpürung derjenigen Umſtände, welche die Ausübung einer That und die handelnde Perſon ſelbſt entweder begünſtigen, oder erſchwerend und hindernd ſich in den Weg ſtellen.

4. In Enthüllung der ganzen Wichtigkeit einer Handlung, und ihrer wohlthätigen oder nachtheiligen Folgen.

5. In der Anwendnung einer geſchichtlichen Begebenheit auf die Gegenwart.

Dieſe Anwendung kann wieder in mehrfacher Beziehung Statt finden:

a) In religiöſer Hinſicht, z. B. um das Walten göttlicher Vorſehung anſchaulich zu machen;

b) in moraliſcher Hinſicht, z. B. zur Erweckung edler Geſinnungen der Menſchenliebe, des Mitleids, der Duldſamkeit u. ſ. w.;

c) in politischer Hinsicht, z. B. zur Belehrung über den guten Zweck eines neuen Gesetzes.

Ein Rede-Thema zur Anwendung der ersten Art wäre z. B.:

„Über den universal-historischen Einfluß des ersten Christenthums."

Thema der zweyten Art:

„Über die ehrgeizigen Plane des verunglückten Herzogs von Burgund, Carl des Kühnen."

Thema der dritten Art:

„Über die Nothwendigkeit und den wohlthätigen Zweck einer neuen Steuer ꝛc."

§. 6.

Theoretische Wahrheiten.

Die rednerische Darstellung einer theoretischen Wahrheit kann in folgende Hauptpuncte zerfallen:

1. Die Entwickelung eines Begriffes;
2. das Beweisen einer Wahrheit;
3. Die Widerlegung falscher Begriffe;
4. vollständige Belehrung;
5. theoretische Anwendung einer Wahrheit.

§. 7.

Entwickelung eines Begriffes.

Die Entwickelung eines Begriffes kann auf zweyfache Art geschehen, entweder analytisch, indem man den Begriff in seine einzelnen Theile zerlegt; oder synthetisch, wenn man aus einzelnen Theilen den ganzen Begriff zusammensetzt.

Ein Beyspiel von analytischer Entwickelung eines Begriffes gibt uns Professor Fülleborn in seiner Rhetorik mit dem Satze: Die Geschichte ist eine lehrreiche Erzählung wahrer und merkwürdiger Begebenheiten im Zusammenhange."—

Nun werden die einzelnen Theile dieses Satzes auf folgende Weise analytisch zerlegt:

1. Erzählung: Hier würde der Redner bestimmen, worin das Wesen der Erzählung bestehe und worin sie von der Beschreibung sich unterscheide.

2. Sind die Adjectiven: lehrreich, wahr und merkwürdig zu zergliedern.

Bey dem Worte: lehrreich, würde gezeigt, daß die Geschichte nicht zur angenehmen Unterhaltung, sondern zur eigentlichen Belehrung dienen müsse; ferner, welchen Ständen, Menschen, Künsten und Wissenschaften sie vorzüglich nothwendig sey.

Der Unterbegriff wahr wird den Unterschied zwischen eigentlicher Geschichte und historischen Romanen, erdichteten Erzählungen u. d. gl. angeben.

Der Beysatz merkwürdig modificirt den Hauptbegriff neuerdings, indem hier untersucht wird: welche Begebenheiten in der Geschichte einen Platz finden dürfen, welche nicht.

Endlich wird noch das Wort Zusammenhang durch die analytische Entwickelung aufklären, daß geschichtliche Darstellung ein stätiges Fortschreiten von Ursachen und Folgen der Handlungen und Begebenheiten sey. —

Will man nun auch ein Beyspiel von synthetischer Entwickelung eines Begriffes, so darf man nur die einzelnen Theile des so eben zerlegten Satzes wieder in ein Ganzes verbinden.

§. 8.

Widerlegung falscher Begriffe.

Um falsche Begriffe zu widerlegen, läßt sich zuerst zeigen, wie es zu ihrer Bekräftigung an gültigen Beweisen mangle; wie allgemein sie anerkannten Wahrheiten, Erfahrungen und analogen Fällen widersprechen; welche nachtheilige Folgen sie haben ꝛc.

§. 9.

Anordnung einer theoretischen Wahrheit.

Diese besteht darin, daß man ihren negativen und positiven Einfluß bestimmt. Der erstere äußert sich dadurch, daß eine solche Wahrheit quälende Zweifel löset, und schädliche Vorurtheile vernichtet; der letztere, indem er zugleich andere Wahrheiten herbeyführt und beleuchtet, oder beruhigende Überzeugungen in uns hervorruft und begründet.

§. 10.

Praktische Wahrheiten.

Die Aufstellung, Folge und Verbindung der Ideen wird hier durch die Absicht bestimmt, welche sich der Redner bey dem aus dieser Sphäre gewählten Thema zu erreichen vorsetzt, da er entweder edle Gesinnungen einflößen, verderbliche ausrotten, die Häßlichkeit gewisser Fehler, die Schönheit gewisser Tugenden in ihrem vollen Lichte zeigen will. Wollte z. B. ein Redner einen Vortrag über die Verleumdungssucht halten, so würde er dieses Thema ungefähr nach folgendem Skelette behandeln:

Wesen der Verleumdungssucht; Arten derselben: feinere, gröbere; Anlage im Menschen dazu; welche Charaktere sich insbesondere zu ihr hinneigen; Kennzeichen, welche die Anlage dazu verrathen; Entstehung und Wachsthum; Ursachen ihrer Zunahme; Mittel zu ihrer Verminderung; moralische Häßlichkeit und Sträflichkeit derselben; schlimme Folgen; behutsames Benehmen gegen Verleumder; Art und Weise, sie weniger schädlich zu machen ꝛc.

§. 11.

Einige allgemeine Regeln für die Erfindung.

1. Man zerlege den Hauptsatz in alle demselben untergeordneten Begriffe, um den vorliegenden Redestoff zuerst in seinem ganzen Umfang und Reichthum zu übersehen.

2. Man bemerke sich dann, welche Erläuterungen und Beweise zur Darstellung und zu der durch sie hervorzubringenden Überzeugung nothwendig seyen.

3. Man erwäge, welche Einwürfe sowohl gegen den Hauptsatz, als auch gegen die für denselben angeführten Gründe und Beweise vorgebracht werden könnten, und wie sie zu widerlegen wären.

4. Man untersuche, welche Hülfsmittel der Stoff selbst uns an die Hand gebe, um den Hörer oder Leser dafür zu gewinnen, seine Aufmerksamkeit zu spannen, ihn zum Entschlusse zu bewegen u. s. w.

5. Man suche dem Gegenstande alle mögliche Vielseitigkeit zu verschaffen, und bringe ihn daher auch mit dem Verwandten oder mit dem Contrastirenden in einige Berührung.

6. Man trage die gehörige Sorgfalt, das Thema durch die zweckmäßigsten Redefiguren, Beyspiele, Zeugnisse u. s. w. auszuschmücken, zu erweitern und zu stärken.

7. Sulzer räth dem Künstler, zum Behufe der Erfindung überhaupt sich vor allem einen bestimmten und deutlichen Begriff von dem Werke zu bilden, das er ausführen will, damit er von jeder Vorstellung, die sich ihm darbiethet, urtheilen könne, ob sie etwas beytragen werde, das Werk zu dem zu machen, was es seyn soll. „Hat er diesen Begriff gefaßt, so richte er seine ganze Vorstellungskraft darauf allein; er mache ihn zum herrschenden Begriff seines Verstandes, und gebe dann auf alle Vorstellungen, die sich während der Zeit aufklären, Acht, ob sie in irgend einer Verbindung mit diesem Hauptbegriffe stehen. Dadurch wird er eine Menge Begriffe sammeln, die zu seiner Absicht dienen, und er wird nun bloß noch dafür zu sorgen haben, die besten daraus zu wählen." —

Zur Erläuterung dieser sehr treffenden, auf vielfacher Erfahrung ruhenden Maßregel führt Sulzer das Beyspiel der Leidenschaften überhaupt an, und insbesondere den Geiz. „Wir sehen überall," sagt er, „daß diejenigen, bey denen irgend eine Leidenschaft herrschend geworden, sehr sinnreich sind, alle Mit-

tel zu finden, wodurch sie befriediget wird. Der Geizige findet überall Gelegenheit zu erwerben, auch da, wo kein Anderer sie würde vermuthet haben. Die Vorstellung des Reichthums, als des höchsten Guts, liegt beständig mit Klarheit in seiner Seele; alles, was damit verbunden ist, liegt gleichsam in der Nähe. Dieser Mensch sieht nichts als in Beziehung auf seine herrschende Neigung; jetzt kommt ihm von ungefähr etwas vor, das jeder Andere übersieht, er aber bemerkt schnell die Verbindung desselben mit seinem Hauptgedanken, erkennt, daß es ein Mittel seyn kann, etwas zu erwerben, und braucht es. Auf eben diese Weise kommt auch der Künstler auf Erfindungen, sobald die Vorstellung des Werkes, das er zu machen hat, herrschend geworden ist." —

8. Auf jeden Fall aber beobachte der Redner bey seiner Erfindung die Regel, die man jedem Künstler überhaupt gibt: er sey nicht zu ängstlich, und wolle sich nicht zwingen. Manches, dessen Hervorbringung auch dem mühsamsten Streben mißlingt und alles Zwanges spottet, kommt zur bessern Stunde ungerufen, oder tritt wenigstens viel leichter an's Licht.

§. 12.

Gegenstände und Formen der Erfindung.

Die Gegenstände, welche der rednerischen Erfindungskraft Spielraum geben und die Formen ihres Erscheinens veranlassen und bestimmen, sind:

1. Sätze. 2. Schlüsse. 3. Beweise. 4. Erklärungen. 5. Gemeinplätze (loci comunes). 6. Beschreibungen und Erzählungen. 7. Vergleichungen. 8. Gegensätze. 9. Beyspiele. 10. Figuren und Tropen überhaupt. 11. Nebenumstände, Ursachen und Wirkungen. 12. Affecte und Leidenschaften.

Wir betrachten nun diese Gegenstände, in so fern sie nicht schon in dem vorhergehenden Theile dieses Werkes behandelt worden sind.

§. 13.

Von den Sätzen.

Die Erfindungskraft kann sich in Erweiterung der Sätze zeigen. Dieß geschieht dann durch Zusätze, und zwar entweder durch Verbal-Zusätze, oder durch Real-Zusätze.

Verbal-Zusätze werden gebildet:

a) Durch Beywörter, welche jedoch, da sie die wahrhaften und unterscheidenden Eigenschaften und Merkmahle einer Sache ausdrücken sollen, sehr charakteristisch und individuell — nicht zu allgemein und leer, zweckmäßig gewählt und nicht zu häufig angebracht seyn müssen;

b) durch Synonyme; da diese aber denselben Hauptbegriff, modificirt durch die Verschiedenheit der Neben-Ideen, ausdrücken, die oft mit den feinsten Schattirungen erscheinen: so sehe man hier sorgfältig darauf, ob nicht irgend eine solche Neben-Idee auf etwas hinführe oder hindeute, was der Haupt-Idee in dieser Verbindung und für den gegenwärtigen Zweck der Rede mehr oder weniger ungünstig seyn könnte.

Real-Zusätze werden gebildet:

a) Durch Erklärungen, welche aber weder zu gedehnt, noch zu eng seyn, und die vorzüglichsten, eigenthümlichsten und unterscheidendsten Merkmahle angeben müssen;

b) durch Beschreibungen, wobey eine ähnliche Vorsicht zu beobachten ist;

c) durch Beweise, welche die zureichenden Gründe enthalten;

d) durch Zergliederungen des ganzen Satzes, oder der vorzüglichsten Theile desselben.

Um die Erfindung wenigstens in so fern zu befördern, als der Redner dadurch in den Stand gesetzt wird, seinen Gegenstand ausführlicher und mannigfaltiger zu behandeln, empfehlen uns die Rhetoriker auch folgende kleinere Hülfsmittel, welche sich auf Sprachwendungen beziehen:

1. Die Durchführung eines Satzes durch die sechs Endungen; z. B.:

Erste Endung.

Der Ehrgeiz stürzt manche Menschen in's Verderben.

Zweyte Endung.

Die Leidenschaft des Ehrgeizes stürzt manche Menschen in's Verderben.

Dritte Endung.

Dem Ehrgeize gelingt es, manche Menschen in's Verderben zu stürzen.

Vierte Endung.

Den Ehrgeiz beschuldiget man mit Recht, daß er manche Menschen in's Verderben stürze.

Fünfte Endung.

Wie so manche Menschen stürzest du, unseliger Ehrgeiz, in das Verderben.

Sechste Endung.

Wie viele Menschen werden von dem Ehrgeize in's Verderben gestürzt!

2. Die Einkleidung geradezu bejahender oder verneinender Sätze in Fragen und Ausrufungen; z. B.:

Der Verschwender raubt sich selbst viele Freuden!

Wie viele Freuden raubt sich der Verschwender selbst!

Raubt sich der Verschwender nicht selbst viele Freuden?

3. Die Betrachtung einer Sache aus verschiedenen Gesichtspuncten; so sagen die alten Rhetoriker, man betrachtet die Sache ab honesto sive turpi, ab utili sive damnoso etc., nähmlich von ihrer ehrbaren oder schändlichen Seite, von der nützlichen oder schädlichen, von der angenehmen oder lästigen, von der leichten oder schwierigen; von Seite der Nothwendigkeit, der Schicklichkeit oder Unschicklichkeit u. s. w.

So könnte man z. B. den Geiz aus dem Gesichtspuncte der Unsittlichkeit, der Schädlichkeit für den Geizigen selbst und für seine Angehörigen, des Unangenehmen und Lästigen, das

er in die traurige, genußlose Lebensweise des Geizigen bringt; wie unsinnig ein solcher Mensch handle u. s. w., betrachten.

4. Die Ausführung eines Satzes durch die bekannten Fragen: quis? quid? ubi? quibus auxiliis? cur? quomodo? quando? — Man würde jedoch in's Pedantische und Lächerliche fallen, wenn man sich den Zwang auflegen wollte, alle diese Fragen in jedem Satze zu beantworten.

§. 14.

Von den Schlüssen oder Folgerungen.

Die Absicht der Schlüsse, Folgerungen oder Schlußfolgerungen, ist: einen zweifelhaften Satz durch einen nicht zweifelhaften zu beweisen. Jeder Schluß begreift also zwey Hauptstücke: 1. etwas, das erst bewiesen werden muß; 2. etwas, das als unläugbar gilt, folglich hinreichend ist, um das, dessen Gewißheit noch nicht unbezweifelt erscheint, gehörig zu beweisen.

Der Schluß in vollständiger Form enthält drey Sätze: 1. den Obersatz (Major), den Untersatz (Minor), und den Schlußsatz. Z. B.: „Das, was uns glücklich macht, müssen wir lieben; die Tugend macht uns aber glücklich: also müssen wir sie lieben." —

Dieser Schlußart bedienen sich meistens die Philosophen; die Redner ziehen den verkürzten Schluß vor, oder den Schluß in unvollständiger Form (Enthymema), welcher nur aus zwey Sätzen besteht, dem Vordersatz (Antecedens), und dem Nachsatz (Consequens); z. B.: „Die Tugend macht uns glücklich, folglich muß man sie lieben."

Da überdieß die philosophische Schlußform der vorgeschriebenen Ordnung wegen, in welcher ihre drey Glieder auf einander folgen, dem Vortrage ein etwas schulgerechtes und steifes Ansehen bekommt: so pflegen die Redner die Sätze oft zu verwechseln, und die herkömmliche Ordnung sogar zu verbergen.

So würde z. B. der Philosoph, nach dem von Ramler angeführten Beyspiele sagen:

„Man muß dasjenige lieben, was uns vollkommner macht; nun machen uns die schönen Wissenschaften vollkommner: also muß man sie lieben." — In der rednerischen Darstellungsweise würde dieser Schluß etwa so lauten:

„Wer wollte die schönen Wissenschaften nicht lieben? sie, die den Verstand bereichern, die Sitten sanfter machen? sie, die der menschlichen Natur ihre letzte Schönheit, ihre letzte Vollkommenheit ertheilen? Selbstliebe und gesunde Vernunft sind hinreichend, sie uns werth zu machen, und uns zu ihrem Dienste zu bewegen." — Diese schöne rednerische Darstellung fordert, damit sie zwanglos und ungesucht erscheine, allerdings viel Kunst und Übung.

Ein Schluß in philosophischer Form wäre z. B. der folgende: „Wenn ich die Entwickelung meiner Fähigkeiten dem Aulus Licinius zu danken habe, so muß er die Früchte davon genießen; nun habe ich ihm aber diese Gaben zu verdanken, die er von Kindheit an durch seine Kunst ausgebildet hat: also muß er die Früchte davon genießen." —

Wie schön weiß aber Cicero diesen Schluß im Eingange seiner Rede für den Dichter Archias einzukleiden!

„Wofern ich einige Fähigkeiten besitze, ihr Dichter, wovon ich selbst fühle, wie gering sie sind; oder einige Übung in gerichtlichen Vorträgen, die ich nicht läugnen will, einiger Maßen erlangt zu haben; oder in Führung der Sache eine gewisse Art und Weise, die durch Fleiß in den schönen Wissenschaften erworben werden mag, gegen welche, wie ich gestehe, keine Zeit meines Lebens in Unempfindlichkeit verflossen ist: so wird die Früchte von allen diesen Dingen vorzüglich dieser Aulus Licinius von mir zu erwarten berechtiget seyn. Denn so weit ich mit meinen Gedanken in die vergangene Zeit zurückkehren und mich der ersten Jahre meiner Jugend erinnern kann, finde ich keinen andern als ihn, der mich auf den Weg

dieser Wissenschaften geführt und darauf erhalten hätte. Wenn nun dieser Mund, durch dieses Mannes Rath und Lehre gebildet, jemahls einigen Bürgern Hülfe geschafft hat: sollte ich nicht denjenigen, von dem ich das empfangen habe, womit ich Andern dienen und Manchen erretten konnte, sollte ich ihm nicht selbst, so viel an mir liegt, alle Hülfe und allen Beystand leisten?" —

Zeno hat die philosophische Schlußform mit einer geballten Faust, die redneriſche mit der offenen Hand verglichen.

Eine eigene Schlußart ist die Induction; Sie unterscheidet sich von allen übrigen Schlüssen dadurch, daß sie nicht, wie diese, vom Allgemeinen auf das Besondere geht, sondern im Gegentheil aus besondern und einzelnen Sätzen oder Fällen etwas Allgemeines, z. B. eine allgemeine Wahrheit, eine allgemeine Maxime ꝛc. folgert. So kann die Induction z. B. auch aus vorhergehendem Beyspiel ihren Schluß ziehen.

Die Folgerungen überhaupt sind, nach Quintilians Bemerkung, entweder gewisse oder wahrscheinliche. Die erstern müssen auf der vollen Überzeugung beruhen, oder wenigstens allgemein für richtig angenommen werden. Die letztern haben, wie der römische Rhetoriker erklärt, drey Arten: die erste, und zugleich die stärkste, faßt alles in sich, was dem gewöhnlichen Laufe der Natur gemäß ist, z. B. daß die Kinder von ihren Ältern geliebt werden. Die zweyte Art der Wahrscheinlichkeit gründet sich zwar auch hierauf, ist aber schon entfernter und schwächer, z. B.: „Wer heute vollkommen gesund ist, wird auch morgen an keiner innerlichen Krankheit sterben." Die dritte begnügt sich schon damit, keinen Widerspruch in sich zu halten, z. B.: „Ein Diebstahl sey von dem begangen worden, welcher sich zu jener Zeit im Hause befand." — Folgerungen werden gezogen, um sich ihrer als Gründe und Beweise für die Wahrheit einer Behauptung oder einer Begebenheit zu bedienen.

Diese Folgerungen können aber aus vielerley Quellen hergeleitet werden *):

a) Von Personen.

Hieher zählt Quintilian:

1) ihre Familie, weil man Kinder im Allgemeinen ihren Ältern ähnlich glaubt, woraus denn auch Gründe für ihr edles oder verbrecherisches Leben fließen;

2) ihre Nation und ihr Vaterland; denn auch Völker haben ihren eigenthümlichen Charakter. Nicht immer billigt der Ausländer das, was wir billigen, da seine Ansichten nach Verschiedenheit der Regierungsform, Gesetze und Sitten von den unserigen verschieden seyn müssen;

3) ihr Geschlecht; so wäre z. B. Ermordung mit dem Schwerte eher von einem Manne, Vergiftung eher von einem Weibe zu glauben;

4) ihr Alter; eine verwegene That wird z. B. der brausende Jüngling eher verüben, als der bedächtliche Mann;

5) Erziehung und Unterricht; wie groß ist der Einfluß beyder fürs Böse oder Gute!

6) Körperliche Beschaffenheit; sie zeigt oft sehr deutlich die Gemüths-Beschaffenheit;

7) die Glücksumstände; zu mancher That ist der Reiche mehr geneigt, zu mancher mehr der Dürftige;

8) der Stand; wie mächtig wirkt nicht der esprit de Corps! Ein ahnenstolzer Adeliger wird anderer Handlungen fähig seyn, als ein schlichter Landmann; ein Ehemann und Vater einer zahlreichen Familie wird anders handeln, als ein Hagestolz;

9) die Gemüthsart; was der einen Leidenschaft ganz unmöglich wäre, dem vermag die andere kaum zu widerstehen; z. B. Weichherzigkeit und Grausamkeit, Geiz und Verschwendung;

*) Ich folge hier genau dem Quintilian, welcher diesen Gegenstand nicht nur sehr ausführlich, sondern auch mit vielem Scharfsinn behandelt.

10) die Lebensweise und das Gewerbe oder die Kunst, die Einer ausübt.

b) Von Handlungen. Aus den Beweggründen der Handlungen können Folgerungen gezogen werden, die als Beweise für ihre Wahrheit dienen. Sie sind entweder vom Wesentlichen oder vom Zufälligen hergenommen, z. B. aus irgend einer festgewurzelten Leidenschaft oder von einer plötzlichen Trunkenheit. Im erstern Fall sind es Beweggründe zu guten Handlungen, z. B. zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe; oder zu bösen, z. B. um zwischen zwey freundschaftlich gesinnten Menschen Haß und Zwietracht zu stiften.

c) Vom Orte, auf dessen physische Beschaffenheit, Entfernung oder Nähe oft viel ankommt; denn nicht an jedem Orte kann jede That verübt werden, wenigstens an einem Orte schwerer als an dem andern; z. B. zu Wasser oder zu Lande, auf einem steilen Gebirg oder auf einer Ebene. Eben so kann eine That durch den Umstand erschwert werden, daß sie an einem Ort begangen wurde, der in irgend einer Hinsicht als geheiligt angesehen wird; so ist z. B. Kirchenraub ein zweyfach schweres Verbrechen. So wurde dem Milo vorgeworfen, er habe den Clodius bey den Denkmählern seiner Ahnen ermorden lassen. So wird auch Tasso, im Göthe'schen Schauspiel dieses Nahmens, schwer getadelt, daß er in den Gemächern des Herzogs den Antonio zu einem Zweykampfe zu fordern wagte.

d) Von der Zeit; es läßt sich manches aus dem Umstande folgern, ob eine That vor längerer oder kürzerer Zeit geschehen sey; selbst, in welcher Jahreszeit — ob am Tage, oder in der Nacht ꝛc.

e) Vom Zufall. Es läßt sich manche Folgerung für oder wider eine That ziehen, je nachdem irgend ein günstiger oder nachtheiliger Zufall dabey ins Spiel kam. Z. B. bey einem Duell die zufällige Verwechslung der Degen, Säbel oder Pistolen.

f) Aus den Vorbereitungen und Anstalten, die zu einer That gemacht werden.

g) Aus den Mitteln, deren man sich zur Ausführung bedient; z. B. ein zweyschneidiges Schwert.

h) Aus der Art und Weise, wie man eine That verübt; z. B. rasch oder bedächtlich.

i) Aus ähnlichen oder entgegengesetzten Gegenständen. Endlich läßt sich auch vieles aus der Erklärung ziehen, die man von irgend einer Sache, um zu zeigen, was sie wahrhaft sey oder nicht, z. B. ein wirkliches oder ein Scheinverdienst.

§. 15.

Von den Beweisen.

Die rednerische Erfindung wird, nach Sulzers Bemerkung, auch dadurch sehr erleichtert, daß man dem Redner die Quellen anzeigt, aus welchen in verschiedenen Fällen die Beweisgründe zu schöpfen sind.

Es gibt aber zwey Hauptgattungen der Beweise:

a) directe Beweise, welche aus der Natur und Beschaffenheit der zu beweisenden Sache selbst hergenommen werden (loca intrinseca);

b) indirecte, die nicht in dem Wesen der Sache selbst, sondern in etwas außer derselben liegen (loca extrinseca). Man soll sie daher füglich auch nur dann gebrauchen, wenn die directen Beweise entweder mangeln, oder nicht hinreichend sind.

Die indirecten Beweise haben insbesondere zwey Formen:

Erste Form: Man zeigt, daß die Sache, wenn sie wahr wäre, nothwendig diese oder jene Folge oder Wirkung gehabt haben müßte; diese hatte sie nun aber nicht, — folglich kann sie nicht geschehen, nicht wahr seyn.

Zweyte Form: Man beweiset die Richtigkeit einer andern Sache, und zeigt dann, daß von dieser erwiesenen Sache die zu beweisende eine nothwendige Folge sey.

Die directen Beweise haben gleichfalls zwey Hauptclassen:

1. Sie gründen sich auf das ganze Wesen der Sache und auf alle derselben zukommenden Eigenschaften.

2. Sie gründen sich auf einzelne Eigenschaften der Sache, oder auf einen einzelnen Theil des Satzes, und zwar im letztern Falle entweder auf das Subject allein, oder auf das Prädicat allein.

Frägt man: welcher Art der Beweise der Redner sich vorzüglich bedienen soll, so kann hierauf nur im Allgemeinen geantwortet werden: derjenigen, welche ihn am sichersten zum Zweck führen, das heißt, durch welche er die größte Überzeugung zu bewirken vermag.

Zum Beyspiele für einen Beweis, welcher aus der Natur der Sache, folglich aus Subject und Prädicat, genommen werden soll, führt Sulzer den an: der Redner habe einen Mann zu vertheidigen, welcher einer Verrätherey gegen den Staat angeklagt wurde. „Hierbey," sagt er, „ist offenbar, daß der Redner entweder den Begriff des Staats, oder den Begriff des Verraths zum Grunde legen kann. Findet er, daß die That, wenn sie gegen den Staat unternommen wäre, wirklich eine Verrätherey wäre, so muß er suchen zu beweisen, daß sie nicht gegen den Staat, sondern gegen gewisse Personen unternommen worden: z. B. gegen einige Glieder der Regierung, die man nicht mit dem wahren Souverain verwechseln muß. Ist aber der Fall so, daß die Handlung wirklich den Staat betrifft, so muß der Redner seinen Beweis aus der Natur der Handlung hernehmen, und zeigen, daß sie fälschlich eine Verrätherey genannt werde." —

§. 16.

Von der Erklärung.

Der Redner bedient sich der Erklärung (Definitio), um den in einem Worte liegenden Begriff deutlich zu machen, dadurch die Wahrheit oder Falschheit einer Sache zu beweisen und den Zuhörer davon zu überzeugen.

Man wird hieraus ersehen, daß diese Erklärungen als Beweisgründe dem Redner nothwendig werden, sobald

dasjenige, das er zu beweisen hat, nur durch Entwickelung und Gegeneinanderhaltung der Begriffe dargethan werden kann. Überdieß kann er auch dadurch die Gunst der Zuhörer für sich gewinnen, indem er ihnen, ausdrücklich oder etwas versteckter, zeigt, daß, nach der gegebenen Erklärung, dasjenige, worauf er dringt, schon in ihren Begriffen liege.

Noch ist zu bemerken, daß bey jeder Erklärung vorzüglich auf die Gattung und Art, zu welcher die Sache gehört, dann auf ihr Unterscheidendes und Eigenthümliches, Rücksicht genommen werden muß, indem sich aus allem diesen wichtige Beweise führen lassen.

Von der philosophischen Erklärung unterscheidet sich die rednerische insbesondere dadurch, daß die erstere so kurz seyn muß, als es ohne Gefahr unverständlicher Dunkelheit geschehen kann; dagegen die letztere gewöhnlich in einem breitern Strome dahinfließt, weil sie zugleich auf die Schönheit der Darstellung achten muß. Ein Redner würde sich daher auch lächerlich machen, wenn er, nach dem Beyspiele der Philosophen, an bestimmten Stellen seiner Rede, z. B. im Eingang oder in der Eintheilung (Disposition), eine schulgerechte Erklärung anbringen wollte.

§. 17.

Von der Beschreibung als Beweisgrund.

Die so eben bewerkte Sorgfalt des Redners für schöne Darstellung und Vermeidung alles Schulgerechten und Steifen, enthält auch den Grund, daß die Redner die Beschreibung der Erklärung vorziehen, indem diese nicht nur einer mehreren Erweiterung und Ausschmückung fähig ist, sondern auch den Vortheil gewährt, daß sie von dem Gegenstande nur so viel in das Licht stellt, als in dem Falle, wo sie gebraucht wird, und für den Zweck, zu dessen Erreichung sie mitwirken soll, schicklich und nöthig ist.

Beyspiele solcher Beschreibungen liefern Flechier's *) Lob- und Trauerreden. Hier folgen zwey derselben:

In der ersten Stelle spricht Flechier davon, wie viel Kunst die Anführung eines Kriegsheeres erfordert. Dieß zu beweisen, fährt er fort: „Was ist ein Kriegsheer? Es ist ein Körper, der von einer unendlichen Menge verschiedener Leidenschaften beseelt wird, und den ein Mensch zur Vertheidigung seines Vaterlands in Bewegung setzt; es ist eine Schar bewaffneter Leute, die blindlings den Befehlen eines Oberhaupts folgen, dessen Absichten ihnen unbekannt sind; es ist eine Menge Seelen, meisten Theils schlechter und um Lohn gedungener Seelen, die, ohne für sich selbst auf Ehre zu denken, für die Ehre der Könige und der Eroberer arbeiten; es ist ein Zusammenfluß von Unbändigen, die man zum Gehorsam zwingen, von Verzagten, die man zum Streite führen, von Verwegenen, die man in Schranken halten, von Ungeduldigen, die man zur Beständigkeit gewöhnen soll. — Also erfordert es viele Kunst, ein Kriegsheer anzuführen." —

Die zweyte beschreibende Stelle ist aus der Lobrede auf die Königinn Marie Therese:

„Wer könnte hier alles dasjenige, was wir von ihrer Milde gehört haben, erzählen, und alles, was ihre Bescheidenheit uns davon verborgen hat, entdecken? aber, was ist es nöthig, den Schleyer, den sie über ihre Handlungen geworfen, aufzuheben? Lasset sie uns sehen in den Hospitälern, wo sie ihr öffentliches Mitleid übte; an jenen Orten, wo sich alle Schwachheiten, alle Zufälle des menschlichen Lebens versammeln; wo die Seufzer und Klagen der Leidenden die Seele mit einer empörenden Traurigkeit erfüllen; wo der Geruch, der aus so vielen siechen Körpern dünstet, denen, die ihnen dienen, Ohnmächte bewirkt; wo man Schmerz und Armuth wetteifernd ihre traurige Herrschaft ausüben sieht, und wo das Bild des Elends und des Todes durch alle Sinne dringt." —

*) Einer der vorzüglichsten geistlichen Redner des siebzehnten Jahrhunderts in Frankreich. Er starb 1710.

§. 18.

Von der Vergleichung, als Beweisgrund.

Die Vergleichung ist verschieden von dem Gleichnisse, von dem wir schon früher gesprochen haben. Das Gleichniß setzt immer eine Vergleichung voraus; man kann daher auch sagen, das Gleichniß sey eine fortgesetzte Vergleichung. Der eigentliche Unterschied beyder besteht aber darin, daß in der Vergleichung Bild und Gegenbild als ähnlich, doch als zwey verschiedene Gegenstände, aufgestellt werden; wogegen in dem Gleichniß beyde in Eins verschmelzen. Die Vergleichung bedient sich daher gewisser Bindewörter, die in dem Gleichniß nicht Statt finden, z. B.: „So wie, gleichsam als, wenn, so auch" ꝛc.

Da die Absicht der Vergleichung vorzüglich dahin geht, etwas zu beweisen und aufzuklären durch Zusammenstellung mit einem Dinge von gleicher oder ungleicher Art: so muß sie sich aller Beymischung von Metaphern enthalten, und nicht durch Schimmer blenden wollen. So ist z. B. treffend die folgende Vergleichung in einer Rede des Cicero: „Wenn die, welche aus dem hohen Meere in den Hafen fahren, den eben Herausschiffenden mit großer Genauigkeit die zu fürchtenden Stürme, Räuber und gefährlichen Stellen vorher zu sagen pflegen; wenn es die Natur mit sich bringt, daß man denen gut ist, welche eben die Gefahren, die man überstanden hat, erst antreten: wie soll ich mich denn gegen einen Mann betragen, ich, der ich nach großem Ungemach endlich Land sehe, gegen ihn, der, wie ich voraus weiß, die heftigsten Stürme wird erdulden müssen?" —

Der Vergleichungssatz beweiset entweder Gleiches aus Gleichem, oder Gleiches aus Ungleichem:

a) Gleiches auch Gleichem, z. B.: „Wer sich bestechen läßt, um ein falsches Urtheil zu fällen, wird sich durch Geld auch dahin bringen lassen, einen falschen Eid abzulegen;"

b) Gleiches aus Ungleichem; dieß kann wieder seyn:

1. Kleineres aus einem Größeren, z. B.: „Wer einen Straßenraub oder einen Kirchenraub begangen hat, kann wohl auch einen Diebstahl begehen;"

2. Größeres aus einem Kleineren oder Geringeren, z. B.: „Wer Andern keck ins Gesicht zu lügen und etwas Begangenes keck abzuläugnen wagt, der ist auch eines Meineids fähig." —

Bey der als Beweisgrund anzubringenden Vergleichung hat man folgende Regeln zu beobachten:

1. Was schon an und für sich deutlich ist, bedarf keines erklärenden und beweisenden Gegenbildes, folglich keiner Vergleichung, welche in diesem Falle vielmehr den schnelleren Gang des Denkens erschweren und hemmen würde.

2. Will man sich dennoch einer Vergleichung bedienen, so muß man dabey auf die Kenntnisse und Fähigkeiten der Zuhörer besondere Rücksicht nehmen, weil man ihnen, sobald sie von dem gewählten Gegenbilde keinen vollkommen deutlichen und richtigen Begriff haben, die Sache auf solche Art eher verdunkeln als aufklären würde.

3. Man achte sorgfältig darauf, zur Vergleichung nur solche Gegenbilder zu wählen, die mit dem Hauptbilde im Wesentlichen eine vollständige Ähnlichkeit haben; und da dieses Wesentliche allein den eigentlichen Punct der Vergleichung betrifft und in sich faßt: so muß die Hervorhebung aller nicht dazu gehörigen Nebenzüge streng vermieden werden.

4. Der Redner darf sich der Vergleichungen schon aus dem Grunde allein nicht sehr häufig bedienen, weil er dadurch den Zuhörer leicht beleidigen kann, indem er ihm entweder wirklich oder wenigstens scheinbar ein großes Mißtrauen in seine Fassungskraft zeigt.

§. 19.

Von den Gegensätzen.

Es ist eine alte Regel, daß Contraste, sobald man sie dicht an einander stellt, um so mehr hervorleuchten. (Contraria uxta se posita magis elucescunt.) Gegensätze geben also da-

durch ein brauchbares Beweismittel, daß sie gewisse Vorstellungen, die der Redner erregen und herrschend machen will, zur höchsten Lebendigkeit steigern. Sie gehen darauf aus, die Unähnlichkeit anschaulich darzustellen, so wie die Vergleichung die Auffindung der Ähnlichkeit zum Ziele hat.

Die Form der Gegensätze kann aber verschieden seyn:

a) in einzelnen Worten;

b) in ganzen Sätzen.

Werden einzelne Worte einander entgegen gesetzt, so geschieht dieß entweder so, daß jedes Wort sein Gegenwort sogleich unmittelbar neben sich erhält; z. B.: „Frechheit besiegte die Furcht, Unsinn den Verstand." —

Oder der Gegensatz mehrerer früher gestellter Worte wird erst in der Folge einzeln angegeben; z. B.: „Ein Gesetz, welches wir nicht gelernt, nicht durch Überlieferung erhalten, nicht gelesen, sondern aus der menschlichen Natur selbst gezogen, geschöpft und ausgedrückt haben, zu welchem wir nicht angewiesen, sondern geschaffen, nicht unterrichtet, sondern gewöhnt werden." — Cicero.

Beyspiele von ganzen Sätzen, die ganzen Sätzen entgegengestellt werden, finden wir in Cicero's und in Flechiers Reden häufig.

So sagt der Erstere in der Rede für den Cluentius:

„So wie an andern Orten die Wahrheit zu wenig Unterstützung findet, zu geringe Macht hat, so muß an diesem Orte ein unrechtmäßiger Haß ganz unvermögend seyn. Er herrsche immerhin in Privatversammlungen, vor Gericht aber unterliege er; er sey mächtig im Wahne und in den Verleumdungen der Unverständigen, aber von der Klugheit der Weisen werde er verworfen; er äußere schnelle und heftige Eindrücke, aber mit der Zeit, und nach bedächtlicher Überlegung erkalte er." —

Und Flechier:

„Käme ich hieher, den unvermutheten Todesfall einer weltlichen Fürstinn zu beweinen: so dürfte ich Ihnen nur diese Welt darstellen in aller ihrer Eitelkeit, mit allem ihren Unbe-

stande; diesen Schwarm von Erscheinungen, die sich unsern Augen zeigen, und plötzlich wieder verschwinden; diesen Wechsel der Ehren und der Güter des Lebens, die beginnen und vergehen, sich erheben und fallen; diese Scenen von Jammer, von heimlichem bald, und bald von sichtbarem Jammer, die sich immerfort erneuern; diese Reihe von Veränderungen, in unsern Körpern, durch die abnehmende Natur, in unsern Seelen, durch die Unstätigkeit unserer Begierden; kurz, diese allgemeine und unaufhörliche Zerrüttung der menschlichen Dinge, welche, so natürlich und so untergeordnet sie unsern Augen zu seyn scheinet, dennoch ein Werk der allgewaltigen Hand Gottes und der Rath seiner ewigen Vorsehung ist. Allein, Dank sey dem Herrn! ich habe eine Fürstinn zu loben, die weit erhabener durch ihre Religion, als durch ihre Geburt ist." —

So bedient sich auch Montaigne der Gegensätze, da er das Thörichte in dem Betragen jener Menschen beweisen will, die ihre Leiden gern noch größer zeigen, als sie sind, um dadurch das Mitleid und die Thränen anderer Menschen zu erwecken:

„Wer sich ohne Ursache beklagen läßt, der ist ein Mann, den man nicht beklagen wird, wenn Ursache dazu vorhanden ist. Den wird man nie beklagen, der beständig sich selbst beklagt, und ohne Ursache winselt, so daß er dadurch weiter kein Erbarmen erregt. Wer bey seinem Leben thut, als ob er todt sey, den kann man leicht für lebend nehmen, wenn er wirklich stirbt."

§. 20.

Vom Beyspiele.

Das Beyspiel, dessen sich der Redner als eines überzeugenden Beweisgrundes bedient, gehört eigentlich zu der Induction *), da es besondere Fälle anführt, um dadurch eine allgemeine Wahrheit um so mehr einleuchtend zu machen, wie z. B. Plutarch in der folgenden Stelle die Schädlichkeit des Zorns in allen Fällen, und den Vortheil der Gelassenheit darzuthun sucht:

*) S. den 14. §.

„Man darf also die Leidenschaft gar nirgends Statt finden lassen, nicht beym Scherze, weil sie die Freundschaft leicht in Feindschaft verwandelt; nicht bey gesellschaftlichen Unterhaltungen, weil der Zorn das Gespräch zum Gezänke macht; nicht bey Gerichten, weil er die Macht mit Übermuth verbindet; nicht beym Unterricht, weil er Unmuth und Haß gegen die Wissenschaften erzeugt; nicht im Glück und Wohlstand, weil er den Neid vermehrt; auch nicht im Unglück, weil er das Mitleid Anderer entzieht, wenn man gegen diejenigen, die uns bedauern, hämisch und zänkisch ist. — Ganz anders verhält es sich mit der Gelassenheit, die in einigen Fällen gute Dienste leistet, in andern aber zur Zierde und zum Vergnügen gereicht, und durch Sanftmuth allen Zorn und Widerwillen besiegt. Ein Beyspiel gibt Euklides, der, da sein Bruder wegen eines gewissen Zwistes zu ihm sagte: „Ich will des Todes seyn, wo ich mich nicht an dir räche;" — zur Antwort gab: „Und ich will des Todes seyn, wo ich dich nicht auf andere Gedanken bringe;" — wodurch er ihn auf einmahl beschämte und umkehrte. Ptoleman wurde eines Tages von einem Manne, der ein unsinniger Liebhaber von schönen Steinen und kostbaren Ringen war, mit Schimpfworten belegt. Anstatt ihm zu antworten, richtete er seine Augen auf einen Ring und betrachtete ihn. Dieß gefiel jenem so sehr, daß er zu ihm sagte: „Nicht so, mein Ptoleman, halte ihn lieber gegen das Licht, da wirst du ihn viel schöner finden." — Als Aristipp mit dem Äschines zerfallen war, und jemand zu ihm sagte: „Nun, Aristipp, wie steht es um eure Freundschaft?" — antwortete er: „Sie schläft, aber ich will sie aufwecken." — Er ging hierauf zum Äschines, und sagte: „Scheine ich denn so gar verworfen und unheilbar zu seyn, daß du mich nicht einmahl einer Erinnerung würdigest?" — „Es ist kein Wunder," versetzte Äschines, „daß du bey den großen Vorzügen, die du in allen Stücken vor mir besitzest, auch in diesem Falle deine Pflicht zuerst eingesehen hast." —

Das Beyspiel kann so wie die Vergleichung mit dem Gegenstand des redneriſchen Vortrags entweder ganz, oder nur

zum Theil übereinkommen. Der Redner muß dieses wohl erspähen, um dasselbe hiernach entweder ganz auszuführen, oder nur das zu seinem Zweck Dienliche davon aufzunehmen. Zudem läßt sich hier auch aus dem Größeren das Geringere, und aus dem Geringeren ein Größeres ableiten.

Die Kraft der Beyspiele wächst meistens in dem Grade, als die Personen, Ort und Zeit, woher sie genommen sind, uns näher liegen. Ihre Wiederhohlung dient insbesondere dazu, die allgemeine Wahrheit, die man durch sie beweisen und bekräftigen will, desto länger vor die Seele des Zuhörers zu halten, und sie ihm dadurch anschaulicher zu machen.

§. 21.

Von den Nebenumständen.

Aus glücklicher Benützung der Nebenumstände, die einer That entweder voran gingen, oder mit ihr zugleich erscheinen, oder ihr folgen, lassen sich von dem Redner mancherley und sehr triftige Beweisgründe auffinden. So beweiset z. B. Cicero in seiner Rede für den Milo, größten Theils aus den Nebenumständen der Ermordung, daß dieser nicht den Clodius habe tödten lassen.

Von der redneriſchen Anordnung.

§. 1.

Wichtigkeit der Anordnung.

Wir ſprechen hier von der Anordnung überhaupt, in ſo fern ſie nähmlich in jedem Werk der Redekunſt herrſchen muß, und der ſchönen Proſa einen weſentlichen Vorzug gibt. Von der Anordnung der Theile einer eigentlichen Rede wird nachher insbeſondere ausführlich gehandelt werden.

Die Wichtigkeit der Anordnung beweiſet Quintilian vorzüglich ſchön und kräftig: „Sind gleich alle Glieder einer Statue fertig gegoſſen, ſo machen ſie doch noch keine Statue aus, wenn ſie nicht zuſammengefügt ſind. Man verändere die Stelle eines Theils vom menſchlichen oder thieriſchen Körper, und verſetze ihn nur, ohne das Geringſte wegzunehmen: ſo wird er ein Ungeheuer. Gliedmaßen, die nur ein wenig von ihrer rechten Stelle verrückt werden, verlieren ihren vormahligen Nutzen, und untergeordnete Heere ſtehen ſich ſelbſt im Wege. Ja man irrt nicht, wenn man ſagt, die Natur beſtehe ganz allein aus Ordnung, und Alles müſſe vergehen, wenn dieſe Ordnung zerrüttet ſey. Auf gleiche Weiſe muß eine Rede, welcher dieſe Eigenſchaft fehlet, wie ein Schiff auf einem ſtürmiſchen Meere ohne Steuermann daher ſchwimmen und ungewiß ſchwanken. Sie muß vieles wiederhohlen, vieles übergehen, wie in der Nacht an unbekannten Orten umherirren, kann keinen geſchickten Anfang, kein vorbedachtes Ende haben, und muß ſich mehr dem Zufalle überlaſſen, als geſundem Urtheile folgen.“ —

Sulzer räth daher auch dem Redekünſtler, auf Plan und

Anordnung seines Werkes die glücklichste Stimmung seines, von dem Stoff innig erwärmten Geistes zu verwenden, weil die erhitzte Einbildungskraft bey diesem Geschäfte wichtigere Dienste leistet, als alle Regeln des Verstandes. Es ist auch wesentlich nothwendig, daß der Redner, so wie jeder Künstler überhaupt, einen klaren Überblick aller seiner Theile seines Werkes genieße, da es ihm, sobald er in einer gewissen Verworrenheit und Dunkelheit seufzt, in der dadurch entstehenden Beschränktheit unmöglich wird, mit Lust und Freyheit zu arbeiten.

§. 2.

Kunst der Anordnung.

Das Kunstwesen der rednerischen Anordnung besteht darin, daß man die von der Erfindungskraft gelieferten Materialien so stelle, an einander reihe und zur Einheit eines vollständigen Ganzen verbinde, als der Zweck es erfordert, zu dessen Erreichung die rednerische Darstellung bestimmt ist.

§. 3.

Beschaffenheit einer guten Anordnung.

Diese besteht vorzüglich darin, daß alles Folgende immer aus dem Vorhergehenden entstehe; dadurch wird die ganze Reihe der Ideen, vom Anfang bis zum Ende, zugleich frey und nothwendig, und so natürlich und ungezwungen erscheinen, daß der Zuhörer mit halb deutlichem Bewußtseyn in den Glauben geräth, es wäre gar nicht möglich, die Theile und Ideen besser zu ordnen. Diese Forderung ist freylich allerdings sehr stark, aber auch sehr wesentlich und gerecht.

§. 4.

Haupttheile jeder rednerischen Darstellung.

Jede prosaische Darstellung unterscheidet sich von den andern nicht nur durch die ihr insbesondere eigene Form, sondern

auch in Ansehung der ihr mehr oder minder wesentlichen Theile. Es gibt aber drey Haupttheile, welche fast keine Darstellung der Redekunst ganz entbehren kann. Diese sind:

a) Der Eingang, Exordium, er sey nun ausführlich oder ex abrupto *).

b) Die Ausführung.

c) Der Schluß.

Mit der Ausführung ist bey vielen Arten der Aufsätze auch eine Eintheilung verbunden. Diese muß aber immer

1. so kurz als möglich seyn, dann

2. sehr deutlich. Beydes ist höchst nothwendig, damit man sie leicht in's Gedächtniß fasse, gut behalte und dadurch den hellen Überblick genieße;

3. muß sie auch vollständig seyn, das heißt, alle wesentlichen Theile des behandelten Gegenstandes angeben, keinen übergehen oder unbestimmt und dunkel andeuten.

Über die Art der Eintheilung läßt sich im Allgemeinen nichts festsetzen, da sie von der Natur des vorzutragenden Stoffes abhängt. So könnte man z. B. einen Gegenstand nach seinen Eigenschaften, nach dem Nutzen, den er gewährt u. d. gl. eintheilen.

Die Hauptabtheilung enthält oft wieder Unterabtheilungen, da man z. B. untergeordnete und Nebenbegriffe zergliedert. „Eine gute Eintheilung verschafft," wie Quintilian sagt, „sehr viel Licht und Anmuth. Sie bewirkt nicht allein, daß der Vortrag verständlicher wird, indem man die Materialien aus ihrem Gewühle hervorzieht, und vor die Augen der Zuhörer legt; sondern sie ermuntert auch den Hörenden durch bestimmte Gränzen der Theile, so wie Reisenden die auf Steinen bezeichneten Entfernungen der Örter einen großen Theil ihrer Ermüdung benehmen; denn es ist angenehm, das Maß überstandener Mühe zu kennen, und zu wissen, wie viel noch fehlt; dieß

*) Hiervon wird bey der eigentlichen Rede umständlicher gehandelt werden.

ermuntert zu desto muthigerer Vollbringung des Rückständigen. Nichts kann uns zu lang dünken, dessen Ende bestimmt gewiß ist." —

So groß aber auch die Vortheile einer guten Eintheilung sind, so gesteht doch der römische Kunstrichter selbst, daß sie oft nicht nur entbehrlich und überflüssig, sondern sogar schädlich sey, indem sie nur der Leitung der Natur folgen darf, und nichts anderes ist, als ein Hülfsmittel des Gedächtnisses, um vom Geleise der Rede nicht abzuweichen. Er bemerkt auch sehr richtig, daß die schulgerechte Eintheilung vorzüglich deßhalb oft besser vermieden werde, weil das Meiste reizender wird, wenn es schnell erfunden, nicht bedächtlich vom Hause mitgebracht, sondern während des Vortrags aus der Natur der Sache selbst hervorzutreten scheint. „Schickt man aber den Inhalt seiner Hauptsätze voraus, so wird dem Nachfolgenden aller Reiz der Neuheit entzogen. Manchmahl muß man den Zuhörer täuschen, damit er meine, er komme auf etwas Anderes, als die Absicht war; denn es ergeben sich oft bittere Wahrheiten, welche der Zuhörer, wenn er sie voraus sieht, eben so scheuet, als der, welcher den Stahl des Wundarztes eher erblickt, als er angebracht wird."

Diese Sucht des Eintheilens finden wir selbst an berühmten Rednern des Alterthums gerügt. So spottet Cicero über die an den Fingern hergezählten Eintheilungen des Hortensius.

Insbesondere eifert Quintilian mit Recht gegen den Mißbrauch der Unterabtheilungen. Es ist auch gewiß, daß solche Subtilitäten und Stückwerke jedem prosaischen Aufsatz — es sey eine Rede, Abhandlung oder was immer — etwas Kleinliches und mühsam Gesuchtes aufdringen. Auch verleiten sie den Schriftsteller, viel Überflüssiges herbeyzuführen, und auf eine spitzfindige Weise Dinge entzwey zu schneiden, die, ihrer Natur nach, unzertrennlich sind. Dessen ungeachtet aber sagen solche Schriftsteller gewöhnlich weniger, als sie sagen sollen und wollen, und wenn sie tausend Theilchen gemacht ha-

ben, verfallen sie in eben die Dunkelheit, gegen welche die Eintheilung erfunden ist." —

Über Eingang und Schluß ist im Allgemeinen noch zu bemerken:

Der Eingang ist da, um die Aufmerksamkeit des Zuhörers zu erwecken, seine Theilnahme für den Vortrag anzuregen, und ihn gleichsam an die Gränze des Gebiethes zu führen, welches er durchwandeln soll.

Hieraus fließen denn die allgemeinen Eigenschaften, die jeder Eingang haben muß, und die in keiner Einleitung fehlen oder verletzt werden dürfen. Diese Eigenschaften sind:

a) Der Eingang muß mit dem Stoffe des Ganzen in genauer Verbindung, oder wenigstens in naher Berührung stehen, um den Leser oder Zuhörer auf den Gegenstand gehörig vorzubereiten.

b) Er muß insbesondere klar und verständlich seyn.

c) Er soll auf das Nachfolgende begierig machen, und enthalte sich daher aller trivialen Gemeinsprüche.

d) Er meide allen übertriebenen Pomp der Ankündigung, und alle Großsprecherey; vielmehr sey der Gang desselben ruhig, und bescheiden sein Ton; denn nichts ist dem Redekünstler nachtheiliger, als wenn er eine überspannte Erwartung von dem Gegenstande oder von seinem Vortrage selbst erregt, und diese dann nicht im vollsten Maße befriedigen kann.

Was nun die Quellen betrifft, aus welchen die Eingänge herzuleiten sind, so können diese sehr verschieden seyn. Gewöhnlich aber werden sie genommen: von der Wichtigkeit, Nothwendigkeit oder Schwierigkeit des Gegenstandes; manchmahl auch von der Heiligkeit des Orts, an welchem der Vortrag gehalten wird, von der Persönlichkeit der Zuhörer, von den Zeitumständen u. s. w.

Der Schluß oder Epilog (Conclusio) muß immer mit einem erhöhten Kraftaufwande erscheinen; der gedehnte, matte und schleppende ist daher der erbärmlichste, und stirbt

unter dem Gähnen der geduldigsten Zuhörer und Leser den langsamen Tod der Auszehrung.

Der Schluß kann aber insbesondere von dreyfacher Art seyn, je nachdem seine vorzügliche Wirkung auf den Verstand, auf das Gefühl, oder auf die Einbildungskraft berechnet ist.

Soll der Schluß vorzüglich auf den Verstand wirken, so gebe er eine gedrängte und deutliche Zusammenstellung der in dem ganzen Werke vorkommenden Wahrheiten, Thatsachen und Beweisgründe, um die Belehrung und Überzeugung in ihr höchstes Licht zu setzen.

Zielt ein Schluß vorzüglich auf das Gefühl, so beschäftige er sich mit Erregung edler Gesinnungen und Entschlüsse, erschüttere das Herz des Frevlers, gebe Ermahnung, Trost, Beruhigung, erwecke schöne Hoffnungen, zeige die Schrecken oder Freuden der Zukunft u. s. w.

Der insbesondere auf die Einbildungskraft berechnete Epilog suche diese durch gehäufte, lebendige, ergreifende Bilder zu entzünden, und strebe den Zuhörer meistens durch Colorit und angenehme Form zu gewinnen, oft auch den Ermüdeten für die vorhergegangene Anstrengung der Denkkraft durch das Vergnügen über die schöne Darstellung zu entschädigen.

§. 5.

Analytische und synthetische Anordnungsweise.

Diese zwey Arten der Anordnung sind einander geradezu entgegen gesetzt.

Von dem Wesen und von dem vortheilhaftesten Gebrauche beyder gibt unter allen neuern Rhetorikern Sulzer die bestimmteste und faßlichste Erklärung: „Die synthetische Anordnung," sagt er, „setzet gleich im Anfange der Abhandlung, oder in dem Vortrage, die Hauptvorstellung, worauf der ganze

Zweck der Rede geht, voraus, und bestätiget sie durch die Abhandlung so, daß sie am Ende in den Gemüthern der Zuhörer die nöthige Gewißheit und Lebhaftigkeit behält. Die analytische Art kehrt diese Ordnung um. Sie stellt zuerst die Theile des Ganzen vor, und vereinigt sie am Ende in eine, seiner Absicht gemäße Hauptvorstellung. — Jede Art hat ihre Vortheile. Die erste greift uns offenbar an; wir sehen, wohin man uns führen will, und in jener Periode der Rede, wie weit man uns geführt hat. Die andere geht verdeckt; wir wissen nicht, wohin man mit uns will. Wir können nicht sehen, was man über uns gewonnen hat, bis wir ans Ende kommen, da alles Vorhergehende auf einmahl in einen einzigen Begriff gesammelt wird, und seine Wirkung auf einmahl thut. Man muß es dem Urtheil des Redners überlassen, welche von diesen Arten der Anordnung er in jedem besondern Fall zu wählen hat. So viel scheint allemahl sicher zu seyn, daß in berathschlagenden Reden, wo die Zuhörer mit starken Vorurtheilen gegen einen Entschluß, den der Redner durchtreiben will, eingenommen sind, die analytische Methode die beste sey."

Auf jeden Fall aber muß der Redner, um der Anordnung die mögliche Vollkommenheit zu geben, folgende Regeln beobachten:

a) Er überschaue den zu behandelnden Stoff in seinem ganzen Umfang und betrachte ihn auch von allen Seiten, ich möchte sagen, sowohl von der Licht- als von der Schattenseite.

b) Er verwende sogar einige Aufmerksamkeit auf diejenigen Gegenstände, welche mit seinem Stoff in näherer Verwandtschaft, in Berührung, oder in Widerspruch stehen. Er wird dadurch Klarheit, Umsicht und Erweiterung des intellectuellen Gesichtskreises gewinnen.

c) Hat er es nun dahin gebracht, daß ihm der ganze Stoff mit allen seinen Bestandtheilen deutlich vor Augen liegt, und er alles kennt, was sich über den Gegenstand sagen läßt, so wähle und ordne er, wie sein Zweck es fordert.

d) Dann entwerfe er mehr als einen Plan, um das Ganze zu skizziren. Diese Plane suche er dann in einen zu vereinigen, indem er von jedem das Beste aushebt, und so gleichsam einen durch den andern berichtiget, bis seine Anordnung die möglichste Klarheit, Vielseitigkeit und Vollständigkeit erhalten hat.

Theorie der verschiedenen Formen prosaischer Aufsätze.

§. 1.

Die einzelnen Gattungen der prosaisch-stylistischen Darstellung von Stoff und Form sind: a) der Geschäftsstyl; b) der Briefstyl; c) der historische Styl; d) der didaktische; e) der oratorische; f) der Monolog; g) der Dialog.

§. 2.

Der Geschäftsstyl.

Geschäftsstyl ist diejenige eigenthümliche Modification der stylistischen Darstellung, deren wir uns in solchen Aufsätzen bedienen, die unmittelbar für die Verhältnisse und Geschäfte des bürgerlichen Lebens bestimmt sind.

§. 3.

Höherer Geschäftsstyl. Hof- und Gerichtsstyl.

Der Geschäftsstyl zerfällt in zwey Hauptabtheilungen:

a) den höheren, oder den Styl für die öffentlichen Geschäfte; b) den niederen, oder den Styl für Privatgeschäfte.

Der höhere Geschäftsstyl zerfällt wieder in zwey Classen:

a) den Hofstyl; c) den Gerichtsstyl.

Der Hofstyl theilt sich wieder in den auswärtigen und in den innern.

Formen des ersten sind: die Ministerial- und Gesandtschafts-Verhandlungen; ferner die Staatsverträge, Vergleiche, Manifeste, Kriegserklärungen, Friedensschlüsse u. s. w.

Der innere Hofstyl findet in den Verhandlungen der Staatsverwaltung mit den Unterthanen Statt. Hierher gehören einer Seits die von der Staatsverwaltung an die Unterthanen erlassenen Circular-Rescripte, Mandate, Patente, Privilegien, Decrete, Recesse u. d. gl.; anderer Seits die von den Unterthanen an die verschiedenen Zweige der Staatsverwaltung gelangenden Bittschriften, Beschwerden, Vorstellungen, Klagen, Berichte ꝛc.

Der Gerichtsstyl herrscht in allen vor Gericht gepflogenen rechtlichen Verhandlungen. Hierher gehören: Klageschriften, Repliken, Dupliken, Citationen, Protokolle, Zeugnisse, Vollmachten, Contracte, Testamente, Trauscheine, Taufscheine, Todtenscheine u. s. w.

§. 4.

Der niedere Geschäftsstyl.

Dieser Styl herrscht in den Privatgeschäften der Staatsbürger, welche von diesen ohne Mitwirkung einer Gerichtsbehörde geschlichtet werden. Von dieser Art sind: Quittungen, Attestate ꝛc. Sie haben gewöhnlich ihre ganz genau bestimmte Form, und gehören auch gar nicht in eine Theorie der Beredsamkeit.

§. 5.

Eigenschaften des Geschäftsstyls überhaupt *).

Diese sind:

1. Reinigkeit und Richtigkeit oder Correctheit. Es sind daher alle falschen Beugungen zu vermeiden,

*) Vom Perioden-Bau und vom Gebrauche der Figuren im Geschäftsstyl ist schon in der Lehre vom redneriſchen Ausdruck gehandelt worden.

z. B. denen Menschen, statt: den Menschen; auch veraltete Ausdrücke, z. B. anbey, statt: bey; solcher Gestalten, statt: auf diese Weise; beschehen, statt: geschehen. Dagegen aber sind alle Redensarten und Wortfügungen, die im Geschäftsstyle einmahl das Bürgerrecht erhalten haben, so lange beyzubehalten, bis neuere Ausdrücke gangbar geworden sind, und durch einen längern Gebrauch einen so allgemein gültigen und bestimmten Sinn, als jene, bekommen haben.

Der Geschäftsstyl darf also, wie Maaß sehr richtig bemerkt, nicht von jeder Neuerung in der Sprache sogleich Gebrauch machen, sondern soll dem Sprachgebrauche nur langsam und von fern nachfolgen; aber nachfolgen muß er. „Denn wenn er fremde und veraltete Ausdrücke ohne Noth, d. i. alsdann beybehält, wenn der Sprachgebrauch schon einheimische und neuere gestämpelt hat, die eben so gangbar und bestimmt sind, als jene, so ist das Pedanterey, die mit nichts entschuldiget werden kann."

Fremde Wörter lassen sich nur dann vermeiden, wenn es ohne die Gefahr, unverständlich zu werden, geschehen kann.

Die Correctheit ist übrigens dem Geschäftsstyl um so nothwendiger, als er allen ästhetischen Schmuck entbehren muß.

2. Deutlichkeit, Klarheit und Bestimmtheit. Die Nothwendigkeit und die wesentlichen Vorzüge dieser Eigenschaften zeigen sich vorzüglich dann, wenn man bedenkt, welche höchst nachtheilige Folgen durch Undeutlichkeit, Dunkelheit und Unbestimmtheit im Ausdrucke entstehen, da sie der streitsüchtigen Chicane ein weites Feld eröffnen. Der Geschäftsmann wähle daher in seinen Aufsätzen für jeden Begriff den eigenthümlichsten Ausdruck; er vermeide alle überflüssigen Worte; er dehne die Perioden nicht zu sehr in die Länge und Breite; er stelle die Sätze faßlich, und verbinde sie gehörig; er enthalte sich endlich vorzüglich aller Wiederhohlungen, und der Einschaltungen so viel als möglich.

3. Kürze. Sie ist eine Folge der Bestimmtheit, eben

so wie die Deutlichkeit eine Folge der Kürze ist. Durch Weitschweifigkeit geht der Hauptgedanke verloren, und die Aufmerksamkeit verirrt sich zu Nebendingen. Dagegen wird der Zusammenhang eines Vortrags desto faßlicher und einleuchtender, je mehr, durch Weglassung aller Tautologien, aller überflüssiger Wörter und Sätze, die Hauptgedanken näher an einander gestellt werden. Auch wird es nur dadurch möglich, den Plan der Anlage und Ausführung des Ganzen zu erkennen.

4. Ordnung. Sie erfordert, daß jeder einzelne Theil des Ganzen da stehe und in der Verbindung mit den übrigen vorkomme, wo er nach der Natur des Gegenstandes nothwendig hingehört.

5. Vollständigkeit, damit der Gegenstand in sein volles Licht gesetzt und erschöpft werde, da es nur dadurch möglich wird, eine klare, feste und vollkommene Überzeugung in demjenigen hervor zu bringen, auf welchen das Ganze einwirken soll.

Nebst diesen Eigenschaften ist jedem Concipienten im Geschäftsfache noch insbesondere eine dreyfache Aufmerksamkeit zu empfehlen:

1. Die strengste Beobachtung der Denkgesetze oder logischen Forderungen. Der Concipient eines Geschäftsaufsatzes denke und schreibe im höchsten Grade folgerichtig und schlußgerecht; er vermeide daher alle Sprünge und Lücken, und enthalte sich ja aller Trugschlüsse, die ihn verdächtig machen.

2. Einfachheit und Natürlichkeit sind der schönste Schmuck des Geschäftsstyls. Der Concipient lasse sich daher ja nie beykommen, durch gesuchte zierliche Phrasen, gekünstelte Floskeln und Wendungen glänzen zu wollen. Je einfacher, desto besser. Auch suche er nie durch den höhern Wohlklang sich auffallend auszuzeichnen. Der Geschäftsstyl hat Wohlklang, sobald er fehlerhafte Härten vermeidet, rein und fließend ist.

3. Der Concipient vergesse nie den Unterschied der drey Schreibarten, und deren bekannte Eintheilung in die niedere, mittlere und hohe. Der Geschäftsstyl muß sich, im

Allgemeinen genommen, inner den Gränzen der niedern Schreibart halten; nur selten findet er Gelegenheit, sich zur mittlern zu erheben (wie z. B. bey einigen Verhandlungen des auswärtigen Hofstyls); die hohe Schreibart bleibt ihm ein ganz fremdes Gebieth, das er nie betreten darf.

§. 6.

Terminologie und Courtoisie des Geschäftsstyls.

Obschon beyde im Allgemeinen der guten Schreibart oft lästig und nachtheilig sind, so ist der Geschäftsstyl doch immer noch an sie gebunden, und darf sich nur höchst selten bis auf einen gewissen Grad von ihnen frey machen.

Die Terminologie besteht in gewissen Kunstausdrücken, technischen Formeln und solchen Wendungen, die dem Geschäftsstyl eigen und so allgemein üblich sind, daß man sie hier anwenden muß, obschon der gute Styl überhaupt sie nicht erkennen will. Wollte man sich ganz darüber hinweg setzen, so würde man oft in Umschreibungen gerathen, weitläufig, dem größern Publicum, und selbst Geschäftsmännern unverständlich werden. Bey Vermeidung irgend einer gewöhnlichen Terminologie ist daher große Behutsamkeit und Mäßigung nothwendig.

Unter Courtoisie versteht man den Inbegriff jener, dem Geschäftsstyle eigenthümlichen Ausdrücke und Formeln, die, dem conventionellen Herkommen gemäß, die Verhältnisse der Personen und ihres Standes bezeichnen.

Auch diesen Eigenthümlichkeiten kann der Geschäftsstyl sich nicht entziehen.

Die Courtoisie zerfällt also in zwey Haupt-Rubriken:

1. Beobachtung der einmahl angenommenen Titulaturen;

2. Beobachtung herkömmlicher Ausdrücke, Formeln und Wendungen, theils im Aufsatze selbst, theils im Eingange und am Schluß.

Beyde haben die Absicht, Personen gewisser Stände die

conventionelle Höflichkeit und Achtung auf solche Weise zu bezeigen, daß man den nähmlichen Gedanken anders ausdrücken würde, wenn man zu Personen eines andern Standes spräche.

Der Geschäftsmann halte sich in seinen Aufsätzen, so viel als möglich, an die eingeführten Titulaturen und hergebrachten Formen. Änderungen und Neuerungen, womit sich Mancher ein geniales Ansehen geben will, sind immer eine schwierige Sache, da sie gewöhnlich in Übertreibung ausarten. Will man jene Titulaturen und Ausdrücke über das Gewöhnliche erhöhen, so wird man leicht schmeichlerisch und kriechend; will man sie eigenmächtig verringern, so wird man als anmaßend oder unbesonnen erscheinen.

Die Sorgfalt des Concipienten darf sich nur dahin erstrecken, daß die Courtoisie keinen Unsinn und keine grammatischen Fehler enthalte, folglich die dem Geschäftsstyl unentbehrlichsten Eigenschaften: Deutlichkeit, Bestimmtheit und Kürze, durch sie nicht gefährdet oder gar vernichtet werden.

§. 7.

Briefstyl.

Der Brief ist eine Anrede an eine abwesende Person, und soll die Stelle einer mündlichen Unterredung mit derselben vertreten. Hieraus folgen drey nothwendige Erfordernisse:

a) daß man sich die Person, an welche man schreibt, und das Verhältniß, in dem man zu derselben steht, wohl vergegenwärtige;

b) daß man die Regeln des guten Conversations-Tons überhaupt beobachte;

c) daß man mit diesen insbesondere auch denjenigen Ton verbinde, dessen man sich bedienen würde, wenn die Person, an welche wir schreiben, gegenwärtig wäre, und man mit ihr spräche.

Modificirt wird dieser Ton durch den Gegenstand der schriftlichen Unterhaltung. Auf jeden Fall aber muß die

Schreibart im Briefe mehr Sorgfalt zeigen, als die Unterredung, weil diese das Werk des Augenblicks ist, der Brief aber das Product reiflicher Überlegung seyn soll, folglich selbst die vorgebliche Eile des Schreibens nur als ein sehr schwacher Entschuldigungsgrund für Fehler und Nachlässigkeiten gelten kann.

§. 8.

Eintheilung der Briefe.

Man findet die Briefe wohl hier und da nach ihrer Form eingetheilt, z. B. eigentliche Briefe, Sendschreiben, Billete ꝛc.; diese Eintheilung ist aber nicht hinreichend, weil sie sich auf keine wesentlichen Merkmahle gründet. Einen bessern Grund der Eintheilung gibt die Materie, der Gegenstand oder Inhalt des Briefes. Hiernach haben wir fünf vorzügliche Untergattungen:

1. Geschäftsbriefe.
2. Wohlstandsbriefe.
3. Sentimentale Briefe.
4. Witzige und launige Briefe.
5. Belehrende Briefe.

§. 9.

Allgemeine Eigenschaften des Briefes.

Es bedarf wohl keines ausführlichen Beweises, daß jeder Brief die allgemeinen Eigenschaften eines guten Styls haben müsse, nähmlich: Bestimmtheit, Klarheit, Deutlichkeit, Correctheit, Kürze, Einheit, Ordnung und Vollständigkeit. Wir betrachten daher sogleich die dem Briefstyl vorzugsweise nöthigen Eigenschaften, und zwar:

1. Leichtigkeit und Natürlichkeit. Hierüber bemerkt Hugo Blair sehr richtig: „Das erste und wesentlichste Erforderniß ist, natürlich und kunstlos zu schreiben; denn wir suchen hier mehr als irgendwo den Menschen, nicht den Schriftsteller. Ein steifes und gezwungenes Wesen thut in

einem Briefe eben so nachtheilige Wirkung, als im gesellschaftlichen Umgange. Witz und Lebhaftigkeit wird dadurch keineswegs ausgeschlossen. Beyde gefallen in Briefen, eben so wie im gesellschaftlichen Leben, wenn sie leicht dahin fließen und nicht gesucht sind; wenn sie, ohne den Vortrag zu überladen, gleich der Würze, mit sparsamer Hand angebracht sind. Wer, es sey im Gespräch oder in Briefen, immer glänzen und schimmern will, wird nicht lange gefallen. Auch darf die Schreibart der Briefe nicht allzu sehr abgerundet werden. Sie muß fein und correct, aber nichts weiter seyn. Jede Künsteley in Ansehung des Ausdrucks verräth absichtliche Mühe. Daher können musikalische Perioden, und jedes Bestreben nach Wohlklang und Harmonie, in Briefen nicht sorgfältig genug vermieden werden. Die besten sind gemeiniglich diejenigen, welche ihr Verfasser mit der größten Leichtigkeit schrieb. Was das Herz oder die Einbildungskraft uns eingibt, fließt immer am natürlichsten. Aber wo kein Anlaß vorhanden ist, der diese erwecken, und jenes zur Theilnahme reizen könnte, da ist auch der Zwang unvermeidlich." —

2. Üblichkeit und Schicklichkeit. Der Concipient des Briefes vermeide jeden bizarren, gesuchten Ausdruck, und halte sich immer an die in der guten Umgangssprache gewöhnlichen. Dabey aber vergesse er nie, zu bedenken, in wie fern ein Ausdruck mehr als der andere in Ansehung derjenigen Person, zu welcher er spricht, angemessen und schicklich sey.

3. Lebhaftigkeit. Der Briefstyl soll zwar allen eigentlichen Schmuck vermeiden; er muß sich aber auch sehr vor dem entgegengesetzten Fehler der Trockenheit und Einförmigkeit hüten, indem er sonst in dem Leser, statt ihn zu erwärmen und zu gewinnen, lange Weile und Widerwillen erregen, folglich seine Absicht schwer oder gar nicht erreichen wird.

4. Verhältnißmäßigkeit der Theile. Sobald ein Theil des Briefes zu ausführlich oder zu sorgfältig, der andere aber zu kurz, zu flüchtig und nachlässig behandelt ist, muß die Wirkung desselben nothwendig geschwächt werden, indem

die Aufmerksamkeit und das Wohlgefallen des Lesers auf dem einen Punct zu sehr verweilen, von dem andern aber zu wenig angezogen werden.

Aus dem Bisherigen zeigt sich also, was der Brief-Concipient vorzüglich zu vermeiden habe, um gut und zweckmäßig zu schreiben; nähmlich:

1. Jede künstliche Anlage des Plans, sie müßte denn mit noch mehr Kunst versteckt seyn;

2. alle verwickelten, dunkeln und schwer zu fassenden Begriffe;

3. jede zu mühsame oder ganz zu lockere Ideen-Verbindung. So glaubt Mancher durch irgend ein: „und, so," u. d. gl. alles Mögliche mit einander verbinden zu können;

4. alle kühnen Phantasie-Bilder und Rede-Figuren;

5. alle kunstvollen Perioden;

6. alle schulgerechten Eintheilungen, es seyen nun Haupt- oder Unterabtheilungen;

7. alle schwerfälligen und gedehnten Sätze;

8. alle weitläufigen und schleppenden Folgerungen;

9. alle zu plötzlichen, ganz unvorbereiteten Sprünge.

§. 10.

Theile des Briefes.

Die nothwendigen Haupttheile eines Briefes sind:

1. Die Anrede oder Einleitung. Es ist dem guten Tone gemäß, daß das Ich des Schreibenden hier, so viel als möglich, verschwinde, und die Beziehung auf die Person, zu welcher man spricht, hervorleuchte. Deßhalb wird auch die, mit dieser Anrede verbundene Einleitung gewöhnlich von dem Charakter jener Person, von der Sache selbst, z. B. von ihrer Wichtigkeit, Nothwendigkeit ꝛc., oder von der veranlassenden Gelegenheit, äußerst selten aber von der Person des Schreibenden selbst zu nehmen seyn, weil das Letztere immer einen ungünstigen Egoismus zeigt, oder wenigstens vermuthen läßt.

2. Die Ausführung des Gegenstandes. Hierbey ist vorzüglich Folgendes zu beobachten:

a) Die Hauptsache, der Kern des ganzen Inhalts, werde zuerst kurz und deutlich dargestellt.

b) Dann folge die Erläuterung, durch umständliche Erzählung der Thatsachen, durch Anführung von Beweggründen, Vorstellungen über guten oder schlechten Erfolg, Ursachen und Wirkungen, Beweisen, Ermahnungen, Trostgründen ꝛc.

c) In dem ganzen Briefe herrsche der Ausdruck der individuellen und wahrhaften Stimmung des Schreibenden mit immerwährender Rücksicht auf die Stimmung, welche der Brief in dem Gemüthe des Lesers wahrscheinlich hervor bringen wird. Erheuchelt man eine Stimmung, so wird man das Herz des Lesers schwach oder gar nicht ergreifen und bewegen; nimmt man aber auf die Stimmung, in welche der Brief den Lesenden versetzen muß, keine Rücksicht, so wird man ihn dadurch kränken oder beleidigen. Wie unklug wäre es z. B., wenn man einem Freunde von irgend einem Unglücksfall, der ihn betraf, Nachricht geben, und ihn dadurch trösten wollte, daß man darüber witzelte oder mit Gleichgültigkeit spräche!

3. Der Schluß. Er muß mit der Sache selbst in Verbindung stehen, zugleich aber unmittelbar auf die Person desjenigen bezogen werden, zu dem der Brief spricht.

Es folgen hier einige Brief-Schemen aus Helfrechts Redekunst, um die so eben vorgetragene Lehre von den Theilen eines Briefes anschaulicher zu machen:

Hauptsatz: Ankündigung eines Besuchs, den man einem Freunde machen will.

Einleitung: Ich weiß, daß der Besuch meinem Freunde nicht lästig fallen wird. Ich werde daher nächstens kommen.

Ausführung: Ich fühle die stärkste Sehnsucht; ich habe viel Wichtiges mit ihm zu reden; ich verspreche mir zugleich das angenehmste Vergnügen.

Schluß: Nur die dringendsten Hindernisse könnten mich

daher abhalten, dem Freunde persönlich neue Beweise zu geben, mit welcher Liebe ich sey ꝛc.

Hauptsatz: Sie betrauern den Tod Ihres lieben Bruders.

Übergang: Gerecht sind Ihre Klagen, und ich beweine Ihren Verlust mit Ihnen.

Trostgründe: a) Er hatte einen siechen Körper; b) es kommt nicht darauf an, wie lange, sondern wie gut wir lebten; c) über sein jetziges Loos haben wir uns zu freuen; d) das Schicksal der Sterblichen ist Trennung, aber es folgt ein frohes Wiedersehen.

Schluß: Wunsch der Beruhigung.

Bitte um ein Stipendium.

Einleitung: a) Euer — unterstützen gerne dürftige Studierende; b) dieses Stipendium ist offen.

Übergang zur Bitte durch Darlegung der Beweggründe: Ich bin dieser Unterstützung sehr bedürftig; ich suchte mich so zu verhalten, daß man keinem Unwürdigen an mir Wohlthaten genießen lassen möchte, welches Zeugnisse darthun.

Bitte um Zusicherung des Stipendiums.

Schluß: Versprechen der guten Anwendnung und Empfehlung.

§. 11.

Der Geschäftsbrief.

Der Geschäftsbrief gehört nur seiner äußern Form nach zu den Briefen, durch seine innere Beschaffenheit aber zu den Aufsätzen des Geschäftsstyls, dessen Gesetzen er daher unterliegt, dessen Ton und Charakter auch hierher gehört.

Die Grundregel für den Geschäftsbrief, welche alle Eigenschaften desselben zusammen faßt, wird demnach die folgende seyn: Man sage darin Alles, was man sagen muß, vollständig; man sage nicht mehr, als man sagen muß; man sage das, was gesagt werden muß, mit den eigentlichsten Worten und einfachsten Wendungen, so kurz, deutlich und bestimmt, als möglich.

§. 12.

Der Wohlstandsbrief.

Der Wohlstandsbrief soll unsere Gefühle der Achtung, Verehrung, Dankbarkeit und Ergebenheit gegen diejenigen Personen bezeigen, mit welchen wir durch Stand und Amt, oder durch Familien-Verhältnisse in entfernterer oder näherer Verbindung stehen. Hierher gehören also:

Glückwünschungsbriefe, Condolenz-Briefe, Danksagungsbriefe ꝛc. Alle Wohlstandsbriefe gründen sich auf die eingeführte Convenienz, welche wir der bürgerlichen Verhältnisse wegen zu beobachten haben.

Der Wohlstandsbrief nähert sich theils dem Geschäftsbriefe, theils dem sentimentalen oder Empfindungsbriefe. Dem erstern durch die genaue Beobachtung der Courtoisie nach den Vorschriften der Convenienz; dem letztern in der innern Form, welche nicht so trocken seyn darf, wie jene des Geschäftsbriefes, da der Wohlstandsbrief allerdings Empfindung ausdrücken muß, nur nicht so frey und unbefangen wie der eigentliche Empfindungsbrief. Bey der Ausarbeitung des Wohlstandsbriefes muß vorzüglich der Verstand und die Beurtheilungskraft thätig seyn; die Phantasie und das Gefühlsvermögen aber dürfen nur in gehöriger Unterordnung als Unterstützungsmittel bescheiden mitwirken.

Hieraus ergibt sich, daß der Wohlstandsbrief nur für die niedere oder mittlere Schreibart geeignet ist. Welche von beyden für jeden einzelnen Fall als die schicklichere zu wählen sey, dieß hängt theils von der Veranlassung, dem Stoff und dem durch ihn herbey geführten Hauptgedanken, theils auch von dem Grade der Bildung ab, welchen diejenige Person besitzt, an welche der Brief gerichtet ist. So wird z. B. der Brief, worin wir gegen unsern Wohlthäter den Tod seines Freundes betrauern, allerdings für die mittlere Schreibart geeignet seyn, wenn anders unser Wohlthäter ein Mann von einiger Bildung ist.

Die Wohlstandsbriefe sind unter allen Briefgattungen die schwierigste, und zwar vorzüglich aus folgenden Ursachen:

1. weil die Veranlassungen zu diesen Briefen einen sehr kleinen Umfang haben, und daher fast immer die nähmlichen sind;

2. weil nebst dieser Einförmigkeit ihr Stoff meistens sehr dürftig, erschöpft und abgenützt ist;

3. weil die Vereinigung von Empfindung und Convenienz, die hier Statt finden soll, an und für sich schon eine sehr beschwerliche Aufgabe ist.

Für die gefährlichsten Klippen dieser Briefgattung erklärt Pölitz: die Übertreibung der Theilnahme; die sichtbare Erkünstelung der vorgespiegelten Empfindung; trockene zurückstoßende Kälte; unnöthigen Schmuck in der Darstellung; ermüdende Weitschweifigkeit in der Behandlung eines einförmigen Gegenstandes. „Wer nicht durch den gesellschaftlichen Umgang gebildet, und in den gewandten Ton der höhern Convenienz eingeweiht ist; wer nicht zugleich die Geschicklichkeit besitzt, sich in die muthmaßliche Stimmung und Empfindung des Empfängers, bey der Abfassung eines Wohlstandsbriefes, hinein zu denken und die, durch die Veranlassung zum Wohlstandsbriefe in ihm erweckte Empfindung mit der nöthigen Feinheit zu berühren; wer nicht das Einförmige und Alltägliche des Gegenstandes, oder den Abgang alles höhern Interesse an demselben durch die Einkleidung, Wendung und Haltung des Ganzen zu ersetzen versteht: der wird bey seinen Wohlstandsbriefen ins Widrige und Unerträgliche fallen." —

§. 13.

Sentimentaler oder Empfindungsbrief.

Da dieser Brief an solche Personen gerichtet wird, mit welchen wir durch die nächsten und schönsten Lebensverhältnisse verbunden sind (Ältern, Gatten, Geliebte, Freunde ꝛc.): so versteht sich von selbst, daß hier die Empfindung freyen Spielraum erhalten, folglich in einem solchen Briefe der Ausdruck der wahrsten Gefühle, die Sprache echter Herzlichkeit herrschen muß.

Ein eigentlicher Empfindungsbrief wird daher allzeit mißlingen, sobald der Schreibende von der Empfindung nicht wirklich erwärmt ist, sondern nur ein angenommenes Gefühl schön ausdrücken will.

Die Schreibart dieser Briefgattung wird nicht nur durch die höhere oder geringere Bildung des Schreibenden und desjenigen, an welchen geschrieben wird, in einzelnen Fällen bestimmt, sondern noch mehr durch den Grad der Stärke des herrschenden Gefühls. Es kann daher sowohl der niedere als auch der mittlere — ja selbst der höhere Styl Statt finden, wenn die Empfindung auf den höchsten Grad gesteigert wird. Nur muß man im letztern Falle sehr behutsam seyn, um nicht in Schwulst und Bombast zu verfallen.

Die Wärme und Innigkeit des Empfindungsbriefes befreyt denselben von den Fesseln der durch die strenge Convenienz eingeführten Titulaturen und Formeln; denn er gründet sich auf die Heilighaltung der natürlichsten und wesentlichsten Verhältnisse des menschlichen Lebens. Die Courtoisie verschwindet daher; und so wie der Empfindungsbrief unter allen Gattungen des Briefstyls das weiteste Feld hat, so bewegt er sich auch am freyesten, liebt keine langen Eingänge, keine schulgerechten Schlüsse u. d. gl. Nur ein Verhältniß erfordert hier eine Beobachtung gewisser Ausdrücke, — das Verhältniß des Jüngern zum Ältern, z. B. der Kinder und Ältern oder Lehrer. Hierin darf weder Willkühr noch Nachlässigkeit Statt finden.

§. 14.

Witzige und launige Briefe.

Diese Briefgattung gibt mehr als irgend eine andere die häufigste Gelegenheit zu Verstößen, Kränkungen und Beleidigungen ohne Willen. Witzige und launige Briefe sind daher mit einiger Sicherheit nur an solche Personen zu schreiben, die wir nach allen Verhältnissen ihres Lebens genau kennen, nähmlich an vertraute Freunde, Verwandte und alte Bekannte.

Die Schreibart dieser Briefgattung ist entweder die niedere, oder die mittlere. Die erstere findet Statt, wenn der Brief einen Gegenstand aus dem Gebieth des Niedrig-Komischen behandelt, wo dann auch Provincialismen und andere, sonst fehlerhafte Ausdrücke erlaubt sind. Der feinere, mehr schneidende, sich der Satyre nähernde Witz fordert die mittlere Schreibart. Hier sind insbesondere die feineren, verschleyerten Anspielungen an ihrer rechten Stelle.

Bey der ganzen Briefgattung überhaupt aber lasse man sich die Beobachtung folgender Regeln sehr angelegen seyn:

a) Man wähle immer die angenehme, oder die schwache, oder die scheinbare Seite eines Gegenstandes zum Ziel seines Witzes.

b) Man hüte sich vor dem erzwungenen, falschen, einseitigen, einförmigen, abgenutzten, platten, frostigen und geschraubten Witz. Gleich der gesunden Vernunft gibt es auch einen gesunden Witz, der immer am meisten wirkt.

c) Man überlege sorgfältig, ob der gewählte Gegenstand zur witzigen Behandlung wirklich geeignet sey; sonst geräth man in die Gefahr, etwas Unschickliches oder Unwürdiges zu thun, statt witzig zu seyn — zu witzeln und mit dem Witze zu cokettiren *).

d) Man lasse sich vom Witze nicht unbändig fortreißen, sondern wisse seiner stets Herr zu bleiben, und ihn im Zügel zu halten. Auch der treffendste Witz wird fehlerhaft und unerträglich, sobald er das Maß der Dauer und der Fülle überschreitet.

e) Der Witz werde nicht beißend und bitter; denn so frey, keck und übermüthig der witzige Brief auch einher schreitet, so darf er doch die Gesetze des Wohlstandes und der Humanität nicht im geringsten verletzen.

*) Wer seinen Witz über ehrwürdige, wichtige und ernsthafte Gegenstände ausgießt, zeigt sich entweder herzlos oder unklug, und macht sich verächtlich und verhaßt. Der Witz darf nur alberne Verhältnisse des Lebens und Schwächen, Unvollkommenheiten und Thorheiten der moralischen Welt antasten.

Mit der Courtoisie aber verfährt der witzige und launige Brief nicht nur sehr leichtsinnig, sondern er treibt sogar oft mit ihr ein unwilliges Spiel, und macht sie durch Parodie lächerlich.

§. 15.

Belehrende Briefe.

Der belehrende oder didaktische Brief hat die Absicht, einer wirklichen oder als wirklich angenommenen Person, in irgend einer Wissenschaft oder auch in einem einzelnen Theile derselben, Unterricht zu ertheilen, und zwar auf eine, alle abstracte Trockenheit vermeidende, populäre und angenehme Weise.

Hieraus ergibt sich, daß der didaktische Brief, gleich dem Geschäftsbriefe, nur wegen der Form, nicht aber dem Stoffe nach, zur Briefgattung überhaupt gehört, folglich den — für die Behandlung und Darstellung wissenschaftlicher Gegenstände gegebenen Gesetzen unterliegt. Darum sagt auch der scharfsinnige Hugo Blair von diesen Briefen:

„Obschon das Titelblatt sie als Briefe an einen Freund ankündiget, so verschwindet doch dieser Freund, so wie die erste Anrede vorüber ist, und wir sehen gar bald, daß es eigentlich die Lesewelt ist, mit welcher der Verfasser Briefe wechselt. Die Episteln des Seneca sind von dieser Art. Es ist nicht wahrscheinlich, daß diese letztern jemahls als wirkliche Briefe an Jemanden geschickt worden sind. Es sind nichts als vermischte Abhandlungen über moralische Gegenstände, welche der Verfasser für gut befand, in Briefe einzukleiden. Selbst wenn Jemand einen wirklichen Brief schreibt, in welchem er irgend einen besondern Gegenstand umständlich ausführt, irgend einem Leidenden moralische oder religiöse Tröstungen ans Herz legen will: so steht es ihm in einem solchen Falle frey, ganz als Theolog oder als Philosoph zu schreiben, und er kann ohne Bedenken die Sprache und den Vortrag des einen oder des andern annehmen. Man beurtheilt einen solchen Verfasser nicht, in wie fern er einen Brief schreibt, sondern in wie fern er einen Aufsatz

liefert, der für die besondere Lage und Umstände irgend einer einzelnen Person eingerichtet ist."

Der didaktische Brief entlehnt also vom Briefstyle nur die Anrede und den Schluß, die Einkleidung und den Ausdruck.

Man kann daher in formeller Hinsicht für diese Briefgattung ungefähr folgende Vorschriften ertheilen:

1. Der didaktische Briefsteller enthalte sich, so viel nur möglich, aller wissenschaftlichen Terminologie, und strebe nach populären Ausdrücken, die allgemein verständlich sind.

2. Er suche die wissenschaftlichen Gegenstände, die er behandelt, auf das praktische Leben anzuwenden.

3. Er mache seinen Vortrag nicht nur sehr klar und faßlich, sondern auch angenehm und reizend, ohne Prunk und Schimmer, um den Leser auch dadurch anzuziehen.

4. Er nehme insbesondere alle Rücksicht auf den Grad der Bildung und auf die Bedürfnisse der Person oder der Gattung von Lesern, für welche er schreibt.

5. Er wähle diejenige Schreibart, welche dem Gegenstande am angemessensten ist, meistens die niedere oder mittlere, nur höchst selten die höhere *).

§. 16.

Antwort-Briefe.

Hierbey wäre Folgendes zu beobachten:

1. Die Antwort richte sich sowohl nach dem Inhalte, als auch nach dem Tone des empfangenen Briefes.

2. Man beantworte Punct für Punct, und sey bemüht, durch Vollständigkeit und Deutlichkeit den Gegenstand zu erschöpfen, und die Person, welche an uns schrieb, zu befriedigen.

*) Diejenigen Briefe, welche man im Nahmen eines Andern schreibt, dessen Gesinnungen und Empfindungen man ausdrücken will, werden Charakter-Briefe genannt.

3. Wenn uns in dem erhaltenen Briefe eine oder die andere Stelle dunkel ist, so lasse man sich ja von keiner falschen Scham verleiten, sie für verstanden anzunehmen. Man äußere lieber geradezu seine Zweifel und Bedenken; sonst entstehen neue Mißverständnisse, und die Verwirrung wächst immerfort*).

§. 17.

Dedicationen.

Die Zueignungsschriften gehören zum Briefstyle, weil sie gewöhnlich in Briefform abgefaßt sind. Sie beobachten da-

*) Einige sehr zweckmäßige Behutsamkeitsregeln gibt Pölitz in Ansehung der Beantwortung der Briefe. Sie gehören zwar nicht zur Theorie einer Rhetorik; ich schalte sie aber deßhalb hier ein, weil sie, als Klugheits-Maximen, oft von großem Nutzen seyn können: „Briefe des Witzes und der Laune müssen nur in glücklichen, heitern und sorgenfreyen Stunden beantwortet werden, wenn sie ihren Zweck nicht verfehlen sollen; hingegen Briefe des Wohlstandes verlangen, nach der eingeführten Convenienz, eine sehr geschwinde Beantwortung. — Briefe, durch welche wir uns gereizt und beleidigt fühlen, oder welche überhaupt eine Leidenschaft in uns aufgeregt haben, dürfen wir, um unserer eigenen Ehre und um der nachtheiligen Folgen einer, durch unsere Antwort vermehrten und erhöhten Bitterkeit und Feindschaft willen, nicht im Augenblick des Empfanges beantworten; vielmehr müssen wir mit dieser Beantwortung so lange anstehen, bis wir den empfangenen Brief mit Ruhe lesen können. Ist dieß noch nicht der Fall, so werden wir durch unsere Antwort nur neue Mißhelligkeiten veranlassen und die gegenseitige Spannung und Abweichung vergrößern. — Unsere Antwort soll nur mit Würde, mit Ruhe und Kälte abgefaßt, und nur bloß eine Befriedigung unserer Eitelkeit seyn. Auch müssen wir die Sache genau von der Person trennen, und, wo es nur möglich ist, durch unsere Beantwortung wieder einen Schritt vorwärts zur Ausgleichung der entstandenen Mißhelligkeit thun, weil man voraus setzen darf, daß der, von dem wir den Brief erhielten, in der Folge, bey ruhiger und reifer Überlegung, die geschehene Übereilung selbst wieder bereut haben und zur Vergütung derselben geneigt seyn werde."

her auch die Courtoisie, und zwar am genauesten dann, wenn sie zur Gattung der Wohlstandsbriefe gehören.

Sie sind bald zur niedern, bald zur mittlern Schreibart geeignet, je nachdem der Inhalt und der Ton des ganzen Werkes sich zu der einen oder der andern hinneigt; dann nach dem Verhältnisse, als die Person, der wir das Werk widmen, von höherem Range, oder mit uns gleichen Standes ist.

Der gewöhnliche Gang der Zueignungsbriefe ist dieser: die Ursache der Herausgabe des Werkes wird angeführt; dann die Ursache, warum eben dieses Buch eben dieser Person zugeeignet werde. Nun folgt meistens das Lob dieser Person. Den Schluß macht die Empfehlung des Werkes und seines Verfassers.

In Ansehung der Person, welcher eine Schrift zugeeignet wird, ist vorzüglich zweyerley zu beobachten:

a) Der Zueignende vergesse ja nie das individuelle Verhältniß, in welchem er zu jener Person steht, welcher er sein Werk widmet.

b) Er nehme die Rücksicht, daß er zu dieser Person hier öffentlich spricht, folglich nicht berechtiget ist, alles zu sagen, was der Privat-Brief gestattet. Ohne diese Rücksicht geräth man in die Gefahr, jene Person zu compromittiren.

Übrigens sey der Zueignungsbrief kurz und nachdrücklich, und sein Ton überhaupt weder kriechend, demüthig und schmeichlerisch, noch stolz und prahlend.

Manchmahl wird die Zueignung nicht in einem eigenen Briefe förmlich ausgeführt, sondern nur auf einem besondern Blatte mit wenigen Worten angedeutet.

§. 18.

Vom historischen Styl überhaupt.

Der Hauptzweck aller historischen Darstellung ist Versinnlichung der Vergangenheit, dadurch, daß sie uns ein wahres, treues, zusammenhängend-vollständiges Bild derselben liefert.

Der historische Styl hat aber viele Untergattungen, je

nachdem entweder der Stoff oder die Form zum Princip der Eintheilung genommen wird.

In Hinsicht des Stoffes gibt es zwey Hauptgattungen; deren eine die Erscheinungen der physischen Welt darstellt, wogegen die andere die Vorgänge der moralischen erzählt.

Gegenstände des historischen Stoffes der ersten Classe sind:

1) Die Erscheinungen der unorganischen Natur der Erde und ihrer Theile. Hieher gehört also die mathematische, dann ein Theil der allgemeinen und der speciellen physischen Geographie.

2) Die Erscheinungen der organischen Natur, das ist, die Beschaffenheit und der Zustand der auf der Erde befindlichen Geschöpfe und ihrer Veränderungen. Hieher gehören alle naturhistorischen Schilderungen und Gemählde, sie mögen nun systematisch seyn oder nicht; z. B. eigentliche Naturgeschichte, Geschichte der Menschen-Raçen u. s. w.

Liefert die moralische Welt den Stoff, so ist die historische Darstellung entweder Universal-Geschichte, oder Special-Geschichte, Geschichte einzelner Gesellschaften, Gemeinden und Vereine, oder Geschichte einzelner Individuen. Nimmt man die Form zum Eintheilungs-Princip, so sind die vorzüglichern Untergattungen des historischen Styls:

1. Die Erzählung. 2. Die Beschreibung. 3. Die Schilderung und das Gemählde. 4. Die Charakteristik. 5. Die Biographie. 6. Der Lapidar-Styl. 7. Der geographische, und 8. der naturhistorische Styl. 9. Der eigentliche historische Styl, im engsten Sinn des Wortes.

Was nun die Eigenschaften des historischen Styls betrifft, so versteht sich wohl von selbst, daß er die allgemeinen Eigenschaften der guten Schreibart überhaupt haben müsse. Es wäre daher ganz überflüssig, erst ausführlich zeigen zu wollen, wie nöthig demselben Correctheit, Bestimmtheit, Deutlichkeit, Kürze, Vollständigkeit u. s. w. seyen, folglich in keiner Untergattung fehlen dürfen.

Veränderlicher sind die speciellen Eigenschaften, welche nur einer oder der andern Untergattung des historischen Styls

im höhern Grade und vorzugsweise zukommen. Sie werden hauptsächlich durch den Zweck jeder geschichtlichen Darstellung modificirt, je nachdem dieser entweder in Belehrung und Überzeugung liegt, oder mehr auf Rührung und Unterhaltung ausgeht.

Hiernach bestimmt sich auch die Schreibart, in welcher ein historisches Werk abgefaßt seyn soll. Der eigentlichen, pragmatischen, ausführlichen Geschichte ist die mittlere Schreibart die angemessenste; die höhere soll im ganzen Werke nie die herrschende seyn, sondern nur in solchen Parthien Statt finden, wo ein höheres Interesse des Gegenstandes eintritt, und einen höhern Aufschwung erfordert. Die geographische und naturhistorische Darstellung eignen sich zunächst für die niedere Schreibart. Zur mittleren erhebt sich die erstere nur in der Statistik, die letztere bey Gemählden und Schilderungen ergreifender Naturscenen u. dgl.

Wir betrachten nun die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Formen historischer Darstellung.

§. 19.

Die Erzählung.

In der Erzählung werden die Begebenheiten der Vergangenheit nach der Zeitfolge dargestellt. Sie unterscheidet sich demnach von der Beschreibung, indem diese die Erscheinungen im Raume schildert; von der eigentlichen Geschichte aber durch die Einheit und Totalität der Handlung, indem diese einen Hauptgegenstand zu einem Ziele führt (dieser Hauptgegenstand sey nun ein Charakter oder eine Thatsache), und alle mitwirkenden Begebenheiten und Personen zu einem geschlossenen Ganzen und zur Steigerung des Interesse für die Hauptsache in eine pragmatische Verbindung bringt, so wie das Gesetz der innern Nothwendigkeit es erfordert.

Der Erzähler hat daher Folgendes zu beobachten:

1. Alle Figuren, alle Begebenheiten müssen dem Haupt-

Momente des Ganzen untergeordnet seyn, und sich um diesen zwar in strengem Zusammenhang und in steter Hindeutung, dabey aber doch frey und lebendig bewegen. Eben deßhalb müssen sich

2. die einzelnen Figuren und Momente durchgehends so gruppiren, daß sie den Total-Eindruck durch ihren Einklang erhöhen. Es ist daher gut, den Hauptgegenstand schon in der Überschrift treffend anzukündigen.

3. Eine stufenweise Entwicklung der Charaktere und Handlungen, ein fortschreitendes Anreihen der Begebenheiten, ist unerläßliche Bedingung einer guten Erzählung. Es muß folglich Ordnung herrschen, die nichts überspringen, nichts später anführen läßt, was früher zu sagen war. Man hüte sich daher auch

4. vor jeder Einwebung von Personen und Umständen, die nicht unmittelbar zur Mitwirkung nothwendig sind.

5. Der Eingang sey immer so kurz als möglich, der Schluß aber folge schnell auf die Entscheidung des Haupt-Moments. Der Verstoß gegen diese Regel macht die Erzählung matt.

§. 20.

Die Beschreibung.

Das Wesentliche und Eigenthümliche der Beschreibung liegt in den drey Hauptpuncten:

1. Sie stellt Erscheinungen und Veränderungen im Raume dar; eine Beschreibung der Seele oder des Verstandes wäre lächerlich. Die Sitten eines Volkes dagegen lassen sich wohl beschreiben. Jede Reisebeschreibung liefert davon Beyspiele.

2. Die Beschreibung stellt ihren Gegenstand als gegenwärtig, als uns vor Augen liegend dar. Sobald sie ihn als vergangen darstellen wollte, würde sie Erzählung werden.

3. Sie muß die Theile, welche sie durch ihre Darstellung gewisser Maßen vereinzelt, dadurch wieder in Zusammenhang

zu bringen und als ein Ganzes zu zeigen wissen, daß sie einen bequemen Überblick gibt.

4. Ein Haupterforderniß einer guten Beschreibung besteht noch darin, daß sie die charakteristischen Merkmahle des darzustellenden Gegenstandes aushebe, und ihn dadurch in so hohem Grade versinnliche, daß der Leser die anschaulichste Vorstellung von demselben erhält.

Zur höhern Vollkommenheit einer Beschreibung dürfte die Beobachtung folgender Regeln sehr zweckmäßig seyn:

1. Man hüte sich, unbedeutende Gegenstände ausführlich beschreiben zu wollen. Dieß kann zwar im Komischen, als Parodie, gute Wirkung thun; den ernsthaften Vortrag aber macht es matt, schleppend, und läppisch.

2. Man überlege und unterscheide jedes Mahl genau, ob die Beschreibung an den Verstand oder an die Einbildungskraft gerichtet seyn soll. Nur im letztern Falle kann die Anwendung des rednerischen Schmuckes Statt finden; außerdem sind Klarheit und Bestimmtheit in der Angabe und Zusammenstellung der Merkmahle des zu beschreibenden Gegenstandes die Hauptsache.

3) Man unterlasse nicht, die wichtigste oder schönste, nach Umständen auch die tadelhafteste oder häßlichste und gefährlichste Seite, vor den übrigen in das hellste Licht zu stellen.

4. Man hüte sich, in einem größern Werke Beschreibungen der nähmlichen, oder doch sehr ähnlicher Gegenstände öfter zu wiederhohlen. Die Erschöpfung des Witzes und die auf Mannigfaltigkeit der Behandlung angewandte Mühe werden nicht zur Genüge vergolten, und die daraus hervor gehende Monotonie wird durch das Vergnügen der Vergleichung nicht hinlänglich vergütet.

5. Poetische Beschreibungen thun im historischen und im didaktischen Style nie eine gute Wirkung. Sie verrathen vielmehr eine jugendliche Gährung und Mangel an Gediegenheit des Geistes und des Vortrags.

§. 21.

Die Schilderung.

Die Schilderung ist eigentlich nur eine besondere Art der Beschreibung, nähmlich eine mahlerische Beschreibung, die sinnliche Gegenstände durch die möglichst lebhafte Darstellung im höchsten Grade anschaulich zu machen sucht.

Da die Schilderung sich mehr oder weniger stets dem poetischen Gebiethe nähert, so ergibt sich von selbst, daß dabey insbesondere zwey Regeln zu beobachten sind:

1. Die Schilderung werde von dem Historiker sehr behutsam gebraucht, folglich nur da angewendet, wo sie dem Gegenstande und dem Zusammenhange wohl anpaßt.

2. Man hüte sich, Schilderungen anzuhäufen, oder zu schnell auf einander folgen zu lassen *).

§. 22.

Die Charakteristik.

Die Charakteristik ist eine der schwierigsten Darstellungsformen, besonders in der Prose, da hier das richtigste und genaueste psychologische Verfahren gefordert wird. Aber auch nur den geistreichsten Dichtern sind vollkommene Charakter-Zeichnungen gelungen.

Die Charakteristik, im engern Sinne, kann nur die Eigenthümlichkeiten vernünftiger Wesen, nach ihrer physischen, moralischen und intellectuellen Individualität, darstellen. Diese vernünftigen Wesen müssen aber auch zugleich ausgezeichnet erscheinen, entweder durch ihr inneres, oder durch ihr äußeres Leben.

---

*) Für die eigentliche Beschreibung ist die mittlere Schreibart die angemessenste; die sich höher aufschwingende Schilderung wählt deßhalb auch gewöhnlich den höhern Styl.

Die Charakteristik scheint zwar auf den ersten Blick mit der Biographie fast in Eins zusammen zu schmelzen. Sie unterscheidet sich aber von ihr doch wesentlich dadurch, daß die Biographie die äußern Lebensumstände eines merkwürdigen Mannes ausführlich erörtert, die Charakteristik aber von diesen nur in so fern einen Gebrauch macht, als sie ihr zur Darstellung des intensiven Lebens dienen.

Die Charakteristik kann aber eine totale oder eine specielle seyn. Die erstere schildert das intensive Leben ihres Helden nach allen seinen Beziehungen und Richtungen, die letztere nur nach einzelnen Zügen und Hinsichten, z. B. auf Denkungsart, auf Handlungsweise, als Privat-Mensch, als Staatsmann ꝛc. ꝛc.

Hieraus entstehen für die Charakteristik folgende Regeln:

1. Sie führt uns durch die pragmatische Lebensentwickelung zu einer höhern Ansicht, oder zu einer allgemeinen Wahrheit empor.

2. Sie folgt in ihrer Darstellung durchaus psychologischen Grundsätzen.

3. Sie muß bey Entwickelung der Charaktere die Hauptzüge derselben auffassen und festhalten, um daraus die einzelnen Erscheinungen abzuleiten.

4. Sie muß immer — mehr oder weniger hervor tretend — einen allgemeinen Maßstab für Geistesgröße und moralischen Werth aufstellen, und hiernach das Verdienstliche und Wesentliche von dem Werthlosen und Zufälligen unterscheiden.

5. Die mittlere Schreibart ist der Charakteristik die angemessenste und auch die gewöhnlichste. Zur höhern erhebt sie sich nur dann, wenn irgend eine Parthie der Darstellung vorzugsweise zu verstärken ist.

Zwey besondere Unterarten der Charakteristik sind die Charakterzeichnungen, welche die unterscheidenden Eigenthümlichkeiten ganzer Völker, dann die Grundzüge der verschiedenen Charaktere, Temperamente, Lebensalter u. dgl. zusammenstellen. Die letztern können vorzüglich dem Anfänger

zu Versuchen und ersten Übungen in dieser Darstellungsform dienen.

§. 23.

Die Biographie.

Die Biographie hat das ganze Leben eines Menschen, mit vollständiger Entwickelung seiner Ausbildung, Wirksamkeit und Schicksale, wie auch des Einflusses auf seine nächsten und fernen Umgebungen, Angehörige und Zeitgenossen, pragmatisch und mit stylistischer Vollkommenheit darzustellen. Wenn die letztere Eigenschaft fehlt, so sinkt die geistreiche Schönheit der Lebensbeschreibung zum trocknen, tabellarischen Lebenslaufe herab.

Die hier zu machenden Forderungen treffen aber theils das Product selbst, theils den producirenden Biographen.

In Hinsicht der Biographie selbst ist zu beobachten:

1. Der richtige Gang der ersten Ausbildung und Richtung, die den jungen Anlagen und Kräften gegeben wird.

2. Das erste Eintreten in bedeutende, folgenreiche Verhältnisse.

3. Das Beginnen und Fortschreiten der eigentlichen Lebensschicksale, Thaten und Wechselwirkungen.

4. Das sich zeigende Ringen und Streben nach irgend einem Ziele, dessen ganzes oder theilweises Gelingen und Mißlingen bey der Erreichung.

5. Das darzustellende Individuum erscheine so viel als möglich selbsthandelnd.

6. Die fruchtbaren und vorzüglich interessanten und lehrreichen Parthien der Biographie sind besonders hervor zu heben und in das Licht zu stellen.

7. Alle Einzelnheiten der Biographie müssen psychologisch und stylistisch so wohl geordnet und so innig mit einander verbunden werden, daß das Leben des darzustellenden Individuums als ein volles und zusammen hängendes Ganzes erscheine.

An den Biographen ergeht die Forderung:

1. Daß er sich die genaueste Kenntniß des darzustellenden Individuums verschaffe;

2. Daß er in seiner Darstellung die strengste Unparteylichkeit beobachte, folglich weder als enthusiastischer Lobredner, noch als sarkastischer Gegner seines Helden auftrete;

3. Daß er dem Leser keine Ansichten aufdringe, ihn durch nichts bestehe, nicht durch eingestreute Bemerkungen verblende, sein Urtheil nicht gefangen nehme, sondern ihn nur auf die wichtigsten Puncte aufmerksam mache, und die Sache durch ihren pragmatischen Zusammenhang das Wort, für oder wider sich, selbst führen lasse;

4. Daß er sich nicht nur alles kleinlichen Haschens nach Anekdoten, Einfällen und einzelnen Zügen enthalte, sondern immer die Wirkung des Ganzen und seinen höhern Gesichtspunct im Auge habe.

§. 24.

Die Anekdote.

Die Anekdote hat nur einen einzelnen Umstand aus dem Leben einer, in irgend einer Hinsicht merkwürdigen oder interessanten Person darzustellen, es sey nun eine Handlung, ein Vorfall, oder eine Äußerung.

Um in ihrer Art einen höhern Grad der Vollkommenheit zu erreichen, muß die Anekdote folgende Forderungen befriedigen:

1. In dem einzelnen Zuge muß sich der Charakter der Person, von welcher derselbe erzählt wird, deutlich aussprechen.

2. Die Anekdote muß Anwendbarkeit auf das ganze Leben und Streben der Person haben und erhalten.

3. Sie muß keiner weitläufigen Erläuterung bedürfen, sondern höchst klar, kurz und präcis seyn, dabey jedoch neu und originell.

4. Ihr Stoff muß von der Beschaffenheit seyn, daß er isolirt vorgetragen werden, und dennoch Interesse erwecken kann.

5. Jede Anekdote muß ihre Pointe haben, das ist, den charakteristischen Hauptpunct, auf welchen sie hindeutet, und der durch die scharfsinnigste und feinste Behandlung hervor zu heben ist.

6. In größern historischen Werken sey man mit Einwebung von Anekdoten sparsam, um nicht dem Zusammenhange oder der Würde zu schaden.

§. 25.

Der Lapidar-Styl.

Die vorzüglichsten Eigenschaften dieses Styls sind Kürze und Kraft, welche theils durch seine Bestimmung zu Inschriften auf Denkmählern (z. B. Statuen, Grabmählern, Ehrensäulen, auch Schaumünzen ꝛc.), theils durch die Beschränktheit des Raums nothwendig gemacht werden.

Es versteht sich nebstdem wohl von selbst, daß der Lapidar-Stylist, da es sich darum handelt, das Andenken an irgend einen ausgezeichneten Menschen oder an eine denkwürdige Begebenheit zu verewigen, die strengste Wahrheit beobachten, folglich jedes Wort um so mehr auf die Wagschale legen muß, als ihm nur wenige Worte für seinen Zweck gestattet werden.

Für öffentliche Denkmähler eignet sich die niedere Schreibart am besten; Privat-Denkmähler haben gewöhnlich die mittlere Schreibart.

Eine der schönsten, einfachsten und rührendsten Grabmahl-Inschriften scheint mir die lateinische zu seyn, welche der englische Dichter Shenstone auf den Leichenstein der Miß Dolman, seiner Verwandten, eines reizenden Mädchens von ein und zwanzig Jahren, eingraben ließ.

Auf der einen Seite die wenigen Worte:

Peramabili suae Consobrinae
Miss Dolman.

Auf der andern:

Ah Maria,
Puellarum Elegantissima,
Ah flore venustatis Abrepta,
Vale!
Heu quanto minus est
Cum reliquis versari,
Quam Tui
Meminisse!

* * *

§. 26.

Geographischer und statistischer Styl.

Dieser Styl ist eine Vereinigung des erzählenden und beschreibenden. Der Stoff, den er darzustellen hat, ist höchst einfach, und für den Verstand berechnet; daher sind seine vorzüglichsten Eigenschaften: Einfachheit, Genauigkeit, Kürze und Deutlichkeit.

Die eigentliche geographische Darstellung muß durchaus inner den Gränzen der niedern Schreibart bleiben; nur hüte sie sich, gar zu trocken und wortarm zu werden, d. h. immerfort die nähmlichen Ausdrücke und Worte zu wiederhohlen. Nur der statistischen Darstellung ist es gestattet, sich manchmahl zur mittleren Schreibart zu erheben.

§. 27.

Naturhistorischer Styl.

Die Haupterfordernisse des naturhistorischen Styles sind: Schmucklose Einfachheit in der Behandlung des Stoffes, sorgfältige Unterscheidung der äußern und innern Merkmahle der zu beschreibenden Gegenstände, richtige, und nicht zu verwickelte Classification derselben, Vollständigkeit und deutlich geordnete Übersicht.

Die naturhistorische Darstellung verlangt, gleich der geographisch-statistischen, die niedere Schreibart. Nur bey den eingeflochtenen Schilderungen und Gemählden findet die höhere Schreibart Statt.

§. 28.

Der eigentliche historische Styl, oder der historische Styl im engern Sinne.

In dem Fache der eigentlichen Geschichte haben wir fünf Methoden des Vortrags und der Darstellung des Stoffes:

1. Die geographische Methode, welche entweder von der alten, oder von der gegenwärtigen politischen Eintheilung der Erde in Reiche und Staaten ausgeht, folglich zuerst, durch Verbindung mit Karten, den Schauplatz darstellt, auf welchem das handelnde Volk auftritt, dessen Zustände nach Eintheilung der Thatsachen in Zeitabschnitten erzählt werden.

2. Die chronologische oder annalistische, welche die Begebenheiten der einzelnen Völker und Reiche, nach der historischen Zeitrechnung, in unmittelbarer Folge der Jahre und Jahrhunderte vorträgt.

3. Die ethnographische, wenn, von den frühesten Völkern angefangen, jedes Volk, nach dem Gange seiner speciellen Geschichte, isolirt, selbstständig und unabhängig von den gleichzeitigen Völkern, so dargestellt wird, daß in der Darstellungs-Methode ein Volk auf das andere folgt.

4. Die synchronistische, welche das Gleichzeitige, sowohl in der ganzen Geschichte des menschlichen Geschlechtes, als auch in den einzelnen Perioden der Geschichte, chronologisch geordnet, zusammenstellt, und dadurch einen Überblick über alles gibt, was zu derselben Zeit sich bey allen Völkern und in allen Staaten und Reichen der Erde zutrug.

5. Die pragmatische Methode, welche die Begebenheiten, als eine Folge von Ursachen und Wirkungen, nach ihrem innern und nothwendigen Zusammenhange vorträgt.

Die chronologische oder annalistische Methode haben unter den historischen Schriftstellern beobachtet: Büsch, Bredow und Hegewisch; die ethnographische: Gatterer, Beck ꝛc.; die pragmatische: Schlötzer, Heeren, Spittler ꝛc. Zur synchronistischen Me-

thode gehören die synchronistischen Tabellen, von Jäger, Bredow, Kruse ꝛc. Zur geographischen die Karten von d'Anville, Kruse ꝛc.

Die pragmatische Geschichte kann wieder in vierfacher Form erscheinen:

a) Als Universal-Geschichte. Sie erzählt die Schicksale des menschlichen Geschlechtes in ihrem ganzen Umfange, von den ersten Spuren der Vergangenheit bis zur Gegenwart. Um stylistische Vollkommenheit in der Darstellung zu erreichen, muß sie die synchronistische Methode mit der chronologischen vereinigen. Durch die erstere hält sie der Phantasie ununterbrochen das Bild des Gleichzeitigen vor, indeß die letztere dem Verstande das stätige Aufeinanderfolgen der Thatsachen zeigt.

b) Als Special-Geschichte. Sie erzählt die Schicksale einzelner Staaten und Völker, auch einzelner Stände, Geschlechter ꝛc. von ihrem ersten Ursprung bis zur Gegenwart, so daß sie durch die Einheit der stylistischen Darstellung als ein geschlossenes Ganzes erscheinen.

c) Als Cultur-Geschichte. Der Gegenstand ihrer Darstellung ist kein einzelnes Volk, sondern ein Begriff, und zwar der Begriff der aus der Geschichte aller Völker entwickelten Cultur, die wieder in mehrfacher Hinsicht insbesondere betrachtet werden kann, nähmlich als politische, moralische, intellectuelle, religiöse, ästhetische und wissenschaftliche Cultur.

d) Als Geschichte der Menschheit. Man könnte sie eben so gut Philosophie der Geschichte nennen. Sie ist die Darstellung der auf Thatsachen gegründeten Entwickelung des menschlichen Geschlechtes, wodurch gezeigt wird, wie dieses, nähmlich die ganze Menschheit, allmählig den gegenwärtigen Grad der Cultur erreicht hat. Sie darf kein Princip irgend eines philosophischen Systemes als höchsten Maßstab annehmen, sondern muß, mit aller Freyheit der Ansicht, das Fortschreiten der Menschheit eben so wahr-

haft zeigen, als ihr Stillestehen, Zurückgehen, Veralten und Untergehen, muß das Tröstende und Erfreuliche eben so darstellen, als das Beklemmende und Traurige *).

Übrigens ist die Bearbeitung einer Geschichte der Menschheit eine höchst schwierige Sache. Wer sie unternimmt, muß in gleich hohem Grade philosophische uud historische Kenntnisse besitzen. Auch erfordert sie eine vorher gegangene Bearbeitung aller untergeordneten einzelnen Theile der Cultur-Geschichte.

Was nun die Schreibart der eigentlichen Geschichte betrifft, so darf kein historisches Werk von einigem Umfang durchgehends im höhern Style geschrieben seyn. Für die pragmatische Geschichte ist der mittlere Styl der zweckmäßigste, und er kann, mit dem steigenden Interesse des Gegenstandes, auch in den höhern übergehen. Die übrigen Arten der Geschichtschreibung gebrauchen am besten den niedern Styl, von dem sie sich hier und da zum mittlern erheben. Zu Beyspielen der Schreibarten können die folgenden drey Stellen dienen:

Beyspiel der niedern Schreibart *).

Peter der Erste hatte zeitig genug entdeckt, woran es ihm und seinem Reiche fehlte. Die Entwürfe seines Vaters erinnerten ihn schon einiger Maßen daran; sieben Jahre von Unruhen und einer traurigen Abhängigkeit, die er hatte durchleben müssen, machten ihm vieles davon noch merklicher; überhaupt aber zog alles Neue und Nützliche seine Aufmerksamkeit so lange an sich, bis er sich dasselbe eigen machen konnte. Noch während der Oberherrschaft seiner Schwester offenbarte sich sein ungemeiner Trieb zur Schifffahrt und zum Seewesen, wobey er doch eine natürliche Furcht vor dem Wasser überwinden mußte, die ihn überfiel, so oft er über einen Fluß ging, und

*) Die erwähnte freye Ansicht würde selbst durch Annahme des Perfectibilitäts-Grundsatzes beschränkt.

**) Aus Schröckh's Weltgeschichte.

die sogar in Ohnmachten ausbrach. Er ließ sich von einem holländischen Schiffszimmermeister ein Schiff mit Segeln und Rudern, dergleichen man in Rußland noch nicht gesehen hatte, und bald größere Schiffe bauen, brachte sie auf Flüsse und Seen, und versuchte selbst einen Steuermann darauf abzugeben ꝛc.

Beyspiel der mittlern Schreibart.

Über die Revolutionen in der Geschichte *).

Die großen politischen Katastrophen, durch welche auf lange Zeit hinaus das Schicksal der Menschheit bestimmt wird, die wir unter der allgemeinen Benennung der Revolutionen zu begreifen pflegen, zeigen sich in Rücksicht ihres Ursprunges dem aufmerksamen Beobachter bald von einer gedoppelten Art. Entweder waren sie das Werk eines Einzelnen, der, seinen Leidenschaften fröhnend, als Eroberer auftrat, und vom Glücke begünstigt, Staaten in den Staub stürzte, um auf den Trümmern derselben den Thron seiner Größe zu errichten. Man könnte sie rein-kriegerische Revolutionen nennen; da sie gleich von Anfang an diesen Charakter annahmen, und Krieg ihr unmittelbarer Zweck war. Von dieser Art waren nicht bloß die Unternehmungen eines Cyrus, eines Timur, sondern auch mancher andern gefeyerten Helden, die, selbst an der Spitze gebildeter Nationen, Erobern nicht bloß zum ersten, sondern auch zu ihrem letzten Zwecke machten. Erscheinungen dieser Art können sehr interessant durch ihre Folgen werden; in ihrem Anfange sind sie es weniger, da sie aus einer einzigen und in ihrem Ursprunge gewöhnlich schon unreinen Quelle, der der menschlichen Herrschsucht, fließen.

Aber von ganz anderer Art ist die zweyte Gattung der Revolutionen, die wir unter dem allgemeinen Nahmen der moralisch-politischen begreifen wollen, weil sie ihren Grund in der moralischen Natur des Menschen haben. Wir

*) S. Heeren's kleine histor. Schriften. 1. Bd.

verstehen darunter diejenigen, welche durch langsam verbreitete, aber herrschend gewordene Volks-Ideen vorbereitet werden, die mit der bisher bestehenden Ordnung der Dinge einen Contrast bilden, und daher, sobald sie in Wirklichkeit gesetzt werden sollen, gewaltige Erschütterungen und große Veränderungen bewirken müssen. Gleich der Quelle, die kurz nach ihrem Ursprunge sich unter der Erde verlor, um in weiter Entfernung, im Verborgenen verstärkt, — als mächtiger Strom wieder hervor zu brechen, entstehen diese Revolutionen in Augenblicken, wo niemand daran dachte, plötzlich mit furchtbarer Gewalt, und erzeugen Erscheinungen, die auch der Scharfsichtigste nicht hätte voraus sehen können ꝛc.

Beyspiel der höhern Schreibart.

Über die Völkerwanderung *).

Die scytische Wüste öffnet sich, und gießt ein rauhes Geschlecht über den Occident aus. Mit Blut ist seine Bahn bezeichnet; Städte sinken hinter ihm in Asche; mit gleicher Wuth zertritt es die Werke der Menschenhand und die Früchte des Ackers. Pest und Hunger hohlen nach, was Schwert und Feuer vergaßen; aber Leben geht nur unter, damit besseres Leben an seiner Stelle keime. Wir wollen ihm die Leichen nicht nachzählen, die es aufhäufte, die Städte nicht, die es in die Asche legte. Schöner werden sie hervor gehen unter den Händen der Freyheit und ein besserer Stamm von Menschen wird sie bewohnen. Alle Künste der Schönheit und der Pracht, der Üppigkeit und der Verfeinerung gehen unter; kostbare Denkmähler, für die Ewigkeit gegründet, sinken in den Staub, und eine tolle Willkühr darf in dem feinen Räderwerke einer geistreichen Ordnung wühlen; aber auch in diesem wilden Tumulte ist die Hand der Ordnung geschäftig, und was den kommenden Geschlechtern von den Schätzen der Vorzeit beschieden ist, wird unbemerkt vor dem zerstörenden Grimme des itzigen

*) S. Schillers kleine pros. Schriften 1. Bd.

geflüchtet. Eine wüste Finsterniß breitet sich itzt über dieser weiten Brandstätte aus, und der elende, ermattete Überrest ihrer Bewohner hat für einen neuen Sieger gleich wenig Widerstand und Verführung.

Raum ist jetzt gemacht auf der Bühne — und ein neues Völkergeschlecht besetzt ihn, schon seit Jahrhunderten still, und ihm selbst unbewußt, in den nordischen Wäldern zu einer erfrischenden Colonie des erschöpften Westen erzogen. Roh und wild sind seine Gesetze, seine Sitten. Unverrückt, als wäre er noch auf salischer Erde, und unversucht von den Gaben, die der unterjochte Römer ihm anbiethet, bleibt der Franke den Gesetzen treu, die ihn zum Sieger machten; zu stolz und zu weise, aus den Händen der Unglücklichen Werkzeuge des Glücks anzunehmen. Auf dem Aschenhaufen römischer Pracht breitet er seine nomadischen Gezelte aus, bäumt den eisernen Speer, sein höchstes Gut, auf dem eroberten Boden, pflanzt ihn vor den Richterstühlen auf, und selbst das Christenthum, will es anders den Wilden fesseln, muß das schreckliche Schwert umgürten ꝛc.

* * *

Außer den, für den guten Styl überhaupt gegebenen Regeln, kommen für die historische Darstellung, in logischer und ästhetischer Hinsicht, noch insbesondere die folgenden zu beobachten:

1. Das eigentliche Tempus für den historischen Styl ist das Imperfect. Das Präsens muß nicht zu häufig gebraucht werden, und zwar am zweckmäßigsten und wirksamsten nur bey sehr wichtigen Erscheinungen und höchst ergreifenden Situationen, wo dann der Leser durch die möglichste Vergegenwärtigung der Vergangenheit auf eine begeisternde Weise in die Mitte der Handlung versetzt und gleichsam Theilnehmer an derselben wird.

2. Diese Regel steht in Verbindung mit der wesentlich nothwendigen klugen Vertheilung von Licht und Schatten, welche dem Geschichtschreiber gebiethet, nur das Höhere, Wichtige und Bedeutungsvolle hervor zu heben und zu beleuchten,

das Übrige aber, mehr oder weniger, in den Schatten zu stellen.

3. In dem Historiker muß sich immerzu ein lebhaftes Bewußtseyn von der Würde der menschlichen Natur und stäte Rücksicht auf die höchsten Zwecke der moralischen Natur zeigen, worauf sich ein gewisser heiliger Ernst der Darstellung gründet. Der Witz des Komischen muß daher sehr sparsam angewendet werden; die beste Wirkung wird er in manchen Charakter-Zeichnungen hervorbringen.

4. Die Geschichte fordert von ihrem Darsteller eigenthümlichen Geist. Der Historiker hüte sich daher sorgfältig vor der Annahme einer fremden Manier, weil er dadurch die ihm nachtheilige Meinung erweckt, daß es ihm an Geist mangle, und er nur Formen nachzubilden vermöge.

5. Der Historiker muß sich seines Stoffes gänzlich bemächtiget haben, sonst wird es ihm nie gelingen, ihn mit höchster Wahrheit und Klarheit darzustellen.

6. Er muß zu diesem Ende auch die strengste Kritik und Unparteylichkeit in der Darstellung der Thatsachen beobachten.

7. Der Historiker muß die ganze Masse der Erscheinungen und Thatsachen in seine Phantasie aufnehmen, und aus dieser auf solche Weise reproduciren, daß sie nicht nur in der Vorstellung zur Einheit verbunden werden, sondern der nothwendige Zusammenhang derselben sich auch in der Form versinnlicht wahrnehmen lasse. Wenn dieses fehlt, so wird die ganze Geschichte nur aus einer Reihe neben einander gestellter Theile bestehen.

8. Der Geschichtschreiber muß sich bemühen, die Handlungen und Begebenheiten, welche er erzählt, so viel nur möglich, bis zu ihren ersten Triebfedern zurück zu führen.

9. Mit der Äußerung seiner eigenen Meinungen und Urtheile, und mit der Aufstellung scharfsinniger und belehrender Betrachtungen und Maximen, muß der Historiker sehr behutsam seyn. Die Sache soll selbst für oder wider sich sprechen, und die Entwickelung der Lehre und der Ansicht dem Leser überlassen,

nicht aufgedrungen werden. Darum sagt auch Hugo Blair: „Der Geschichtschreiber, der allzu geneigt ist, in den Ton der Abhandlung zu fallen, und der über jeden Gegenstand, den er erzählt, Betrachtungen und Untersuchungen anstellt, erregt sehr leicht den Verdacht, daß er es sich vielleicht erlaubt, der Erzählung der Begebenheiten bisweilen wissentlich oder unwissentlich diejenige Wendung zu geben, welche ein von ihm angenommenes System am meisten begünstigt. Die Geschichte soll uns mehr durch unparteyische und einsichtsvolle Erzählung unterrichten, als durch ausdrückliche, in die Form der Belehrung eingekleidete Bemerkungen. Bey gewissen Gelegenheiten, wenn irgend ein zweifelhafter Umstand eine nähere Untersuchung fordert, oder irgend ein großes Ereigniß aufgestellt werden soll, über dessen Ursachen und Bestimmungen die Urtheile der Menschen sehr verschieden ausgefallen sind, in solchen Fällen darf allerdings die Erzählung auf einige Augenblicke stille stehen, und der Geschichtschreiber sich selbst zeigen, und eine so wichtige Auseinandersetzung mit aller Geschicklichkeit vornehmen. Aber er muß auch auf der andern Seite auf seiner Hut seyn, daß er dem Leser nicht durch allzu ofte Wiederhohlung von dergleichen Untersuchungen lästig wird. Was die Bemerkung über die menschliche Natur überhaupt, oder über die Eigenthümlichkeiten gewisser Charaktere betrifft, so thut es immer eine bessere Wirkung, wenn der Geschichtschreiber dieselben seiner Erzählung auf gute Art einverleiben kann, als wenn er dieselben als eigentliche abgesonderte Betrachtungen erscheinen läßt. Tacitus, zum Beyspiel, macht in dem Leben des Agricola, bey Gelegenheit der Behandlung, welche Agricola vom Domitian erfuhr, die Bemerkung: „Es ist der menschlichen Natur eigen, denjenigen zu hassen, den man beleidiget hat." — Die Bemerkung ist richtig und gut angewandt; aber die Art, wie sie aufgestellt wird, ist zu abgezogen und zu philosophisch. Ein ähnlicher Gedanke in einer andern Stelle eben dieses Schriftstellers thut daher weit bessere Wirkung. Es ist die Rede von der Eifersucht, die Germanicus von Seiten der Livia und des Tiberius mit Recht

zu befürchten hatte. „Er war — sagt Tacitus — besorgt wegen des geheimen Hasses seines Oheims und seiner Großmutter; ein Haß, der um so bitterer war, je weniger er selbst dazu Anlaß gegeben hatte." Auch hier wird eine moralische Bemerkung gemacht, die aber keineswegs das eigentliche Ansehen derselben hat. Sie ist als ein Theil der Erzählung angebracht, und erklärt die Ursachen von den Besorgnissen des Germanicus.

10. Der Historiker hüte sich vor gezwungener und schwerfälliger Verknüpfung der einzelnen Theile des darzustellenden Stoffes; er biete vielmehr allen Scharfsinn, alle Kunst auf, Thatsachen und Begebenheiten, sie mögen noch so sehr von einander getrennt seyn, in einen schicklichen und natürlichen Zusammenhang zu bringen.

11. Insbesondere ist dem Historiker die weise Beobachtung eines Mittelweges zwischen allzu gedrängter Darstellung und zu schwatzhafter Ausführlichkeit ans Herz zu legen; denn die erstere erzeugt Dunkelheit und Verwirrung, die letztere Ermüdung und Überdruß. Auch in dieser Hinsicht macht Hugo Blair die sehr richtige Bemerkung:

„Der Geschichtschreiber muß wissen, wo er gedrängt zu schreiben hat, und wo er ausführlich seyn darf. Er muß über geringe und unbedeutende Ereignisse kurz hinweg eilen, aber dafür bey solchen verweilen, die ihrer Beschaffenheit nach auffallend und beträchtlich, oder reichhaltig an wichtigen Folgen sind; er muß unsere Aufmerksamkeit im voraus auf dieselben vorbereiten, und sie dann in das beste und vollständigste Licht zu stellen wissen. Das Zweyte, worauf er zu sehen hat, ist eine gehörige Auswahl der Umstände, welche mit den Begebenheiten, die er ausführlich erzählen will, verknüpft sind. Allgemeine Thatsachen machen auf das Gemüth einen schwachen Eindruck. Die Beschaffenheit der Nebenumstände und besondern Züge ist es hauptsächlich, wodurch eine Erzählung für den Leser unterhaltend und rührend wird. Durch sie erst erhält die Erzählung der Begebenheiten Leben, Körper und Colorit; durch sie

werden wir in den Stand gesetzt, das Geschehene als gegenwärtig vor unsern Augen vorüber gehen zu sehen. Man hat dem gehörigen Gebrauch von dergleichen Nebenumständen in der Erzählung mit Recht den Namen der historischen Mahlerey gegeben.

12. Die Charakter-Zeichnungen sind glänzende Zierden eines historischen Werkes, aber auch eine sehr schwierige Aufgabe; denn ein historischer Charakter darf nicht bloß oberflächlich und in allgemeinen Umrissen gezeichnet seyn: der Historiker muß ihn vielmehr mit seinen feinsten und schärfsten Zügen darstellen. Dagegen aber darf sich der Geschichtschreiber auf der andern Seite auch nicht verführen lassen, in solchen Schilderungen zu sehr glänzen zu wollen, und das Feld der Charakteristik für einen ihm frey gegebenen Spielraum anzusehen, worauf er seinen Scharfsinn und seinen feinen Beobachtungsgeist umher tummeln kann. Schriftsteller, die diesem Hange unterliegen, verfallen auch gern in den Fehler, sich bey ihren Gemählden in Zusammenstellung spitzfindiger Contraste zu erschöpfen.

§. 39.

Vom didaktischen Styl überhaupt.

Der didaktische oder Lehrstyl theilt sich in zwey Hauptzweige, je nachdem er mehr auf den intellectuellen oder mehr auf den moralischen Menschen zu wirken strebt. Im erstern Falle handelt es sich vorzüglich um Überzeugung des Verstandes, im letztern um Aufregung des Willens zum Entschluß. Manchmahl werden zwar auch beyde Zwecke verbunden; einer derselben muß aber doch immer der vorherrschende seyn. Sobald der belehrende Redner diese beyden Zwecke nicht genau von einander unterscheidet, oder sie wohl gar aus Unkenntniß mit einander verwechselt, entsteht Unsicherheit in der Darstellung, folglich Dunkelheit.

Bey dem didaktischen Styl sind zwar die grammatischen und logischen Forderungen allerdings die ersten und vorzüglich-

sten; es versteht sich also wohl von selbst, daß Richtigkeit und Reinheit der Sprache, Klarheit, Einfachheit und Bestimmtheit die wesentlichsten Eigenschaften desselben sind. Nebst diesen grammaticalischen Vorzügen verlangt aber die logische Vollkommenheit, daß alle Theile in strenger Ordnung gestellt, erschöpfend durchgeführt, zur deutlichen Erkenntniß gebracht, und planmäßig zu einem Ganzen verbunden werden, so daß daß der Hauptfaden vom Anfang bis zum Ende des didaktisch-stylistischen Productes nicht verloren geht.

Diese trefflichen Eigenschaften sind aber noch nicht hinreichend; auch die Schönheit der Form ist sehr nothwendig. Der didaktische Styl ist ihrer eben so fähig, als jede andere Art des Styls. Die Erfahrung hat vielfältig gezeigt, daß der Stoff allein, das ist die Vortrefflichkeit der Gedanken und Beweise, auf den größten Theil der Menschen bey weitem nicht hinreichend wirkt, sondern daß dabey sehr viel auf die Behandlung des Stoffes ankommt. Dieselben Wahrheiten und Beweggründe machen auf das Gemüth einen sehr verschiedenen Eindruck, je nachdem sie matt, und steif und trocken, oder reizend, gefällig, schön gerundet und blühend vorgetragen werden. Es versteht sich jedoch von selbst, daß der Lehrstyl im Gegentheil auch allen Schwulst, üppige Bilderfülle und schimmernden Witz sorgfältig vermeiden muß, und sich nur mit einem Schmucke von der bescheidensten Art verschönern darf.

* * *

Das Hauptgeschäft des didaktischen Schriftstellers besteht im Aufstellen, Erklären und Beweisen der theoretischen und praktischen Wahrheiten, dann in Widerlegung der Irrthümer und Vorurtheile.

Die Methode, welche bey der Behandlung von Gegenständen des Lehrstyls beobachtet wird, kann entweder

a) analytisch oder

b) synthetisch seyn.

Die analytische Methode stellt zuerst die gegebenen Thatsachen auf, und entwickelt aus diesen die Grundsätze. Die

synthetische Methode dagegen stellt zuerst die Grundsätze auf, und entwickelt aus diesen Begriffe und Folgen.

Nach Verschiedenheit der Art und Weise, wie die Belehrung ertheilt wird, theilt man den didaktischen Styl

a) in den populären,

b) erläuternden,

c) epitamatorischen, compendiarischen,

d) systematischen,

e) dialektisch-kritisirenden.

Was die Entscheidung der Frage betrifft: welche Schreibart für den didaktischen Styl die geeignetste sey? so läßt sich dieses im Allgemeinen nicht mit Sicherheit bestimmen. Wir werden bey den einzelnen Arten des Lehrstyls auch insbesondere angeben, welche Schreibart für jede derselben vorzüglich angemessen sey.

Um vorläufig im Allgemeinen zu zeigen, daß, nach Verschiedenheit des Gegenstandes, der Form und des Zweckes, jede Schreibart Statt finden könne, folgen hier drey kurze Beyspiele.

a) Beyspiel der niedern Schreibart im didaktischen Styl:

„Die Freundlichkeit der meisten Menschen läuft immer auf eine Absicht hinaus; sie gedenken jetzt, oder bey Gelegenheit, den Andern zu brauchen. Die Voraussetzung, daß dieses so sey, macht, daß man den größten Theil dieser freundschaftlichen Leute nicht für aufrichtig hält und sie mit gleicher Münze bezahlt. Sobald wir aber von jemanden gewiß sind, daß nicht ein Vortheil, den er von uns erwartet, sondern Wohlgefallen an unserer Person die Ursache ist, warum er uns sucht; wenn wir sehen, daß alle eigennützigen Betrachtungen ganz außer dem Spiele sind: dann ist der Grund zu wahrem Zutrauen und zu einer wirklichen Zuneigung gelegt." — Garve.

b) Beyspiel der mittlern Schreibart:

„Wie oft übereilt und besiegt uns die Sünde, die wir hassen! Mit welcher Wehmuth beschließen wir so manchen Tag,

an welchem wir strauchelten und fielen! Mit welchem Unwillen erinnern wir uns an so viel tausend gebrochene Versprechungen, an so viel tausend unvollendete gute Vorsätze! Mit welchen Thränen füllt sich unser Auge, wenn wir uns nach Jahren des Kampfes und der Anstrengung noch immer nicht rein, noch immer nicht so willig, noch immer nicht so stark erblicken, als wir seyn sollen! Wie beugt es uns darnieder, wenn wir selbst das Beste, das wir wirken, für unvollkommen erkennen müssen!" —

Reinhardt.

c) Beyspiel der höhern Schreibart:

„Wenn du über das verlorne Glück der Natur getröstet bist, so laß ihre Vollkommenheit deinem Herzen zum Muster dienen. Trittst du heraus zu ihr aus deinem künstlichen Kreise, steht sie vor dir in ihrer großen Ruhe, in ihrer naiven Schönheit, in ihrer kindlichen Unschuld und Einfalt; dann verweile bey diesem Bilde, pflege dieses Gefühl; es ist deiner herrlichsten Menschheit würdig. Nimm sie in dich auf, und eile, ihren unendlichen Vorzug mit deinem eigenen, unendlichen Prärogativ zu vermählen, und aus beyden das Göttliche zu erzeugen. Sie umgebe dich wie eine liebliche Idylle, in der du dich selbst immer wieder findest aus den Verirrungen der Kunst, bey der du Muth und neues Vertrauen sammelst zum Laufe, und die Flamme des Ideals, die in den Stürmen des Lebens so leicht erlischt, in deinem Herzen von Neuem entzündet." —

Schiller.

§. 30.

Der populäre Lehrstyl.

Das Eigenthümliche dieser Art des Lehrstyls besteht darin, daß sie alles vermeidet, was gelehrte Vorkenntnisse und eine höhere Bildung fordert, und sich bloß an die Darstellung desjenigen hält, was der allgemeinen Fassungskraft angemessen ist. Dieser Styl muß demnach vorzüglich klar, deutlich und leicht verständlich seyn.

Er äußert sich in verschiedenen Formen. Die kleineren der-

selben sind: das Sprichwort und die Sentenz; die größern: die eigentlichen Volksschriften und die Kinderschriften, und zwar in katechetischer oder in sokratischer Form.

Sprichwörter sind die einfachste Form einer, durch vielfache Erfahrung bestätigten und in möglichster Kürze vorgetragenen Lebensweisheit, welche dabey gewöhnlich auch bildlich oder doch sehr anschaulich, ermahnend oder warnend, als Richtschnur vor Augen gestellt wird.

Das Sprichwort muß daher folgende Eigenschaften haben:

1. Es muß ein wirklich bestehendes, kein — nach Belieben neu geschmiedetes Sprichwort seyn. Die letztern gelingen selten, und bleiben meistens, so wie ohne Autorität, also auch ohne Wirkung.

2. Das Sprichwort darf ja nur am rechten Orte angebracht werden, wo es recht eingreift, sonst sieht es kläglich, langweilig oder lächerlich aus.

3. Es darf überhaupt nur sparsam gebraucht werden. Überladung mit Sprichwörtern gibt dem Vortrage ein pedantisches, oder buntschäckiges Ansehen, und macht ihn zugleich gedehnt, folglich matt.

4. Zu alle dem müssen die Sprichwörter auch immer sehr treffend seyn, und auf den vorliegenden Fall genau passen, nicht zu weit, noch zu eng.

Die Sentenz ist die, in die kürzeste Form gedrängte Darstellung einer wichtigen Wahrheit. Ihre vorzüglichsten Eigenschaften sind:

a) möglichste Kürze;

b) Kraft des Ausdrucks;

c) Neuheit der Bemerkung, Wendung oder Zusammenstellung, wodurch auch das schon Bekannte in einem neuen Lichte erscheint, oder von einer neuen Seite gezeigt wird.

d) Sentenzen müssen nicht zu sehr gehäuft werden;

e) nicht nach Witz und Antithesen haschen;

f) nicht schimmern und vorherrschen wollen.

g) Nur in der höhern Schreibart dürfen sie einen höhern Aufschwung nehmen; der populäre Styl fordert sehr leicht verständliche, auf geringere Fassungskraft berechnete Sentenzen.

Eigentliche Volksschriften behandeln Gegenstände des täglichen Lebens zum Gebrauche und Nutzen für den gemeinen Mann. Sie müssen daher im höchsten Grade einfach und klar seyn, und alles Geschmückte, so wie jeden Schwung in höhere Regionen, sorgfältig vermeiden. Man möchte sie dem Fluge der an der Erde hinstreifenden häuslichen Schwalbe vergleichen.

Die Kinderschriften müssen insbesondere folgende vorzügliche Eigenschaften haben:

1. Müssen sie auf bestimmte Jahre oder Stufen der Kindheit berechnet seyn.

2. Müssen sie immer darauf Rücksicht nehmen, welche Kenntnisse und Begriffe ein Kind, seinem Alter gemäß, haben kann. An diese Begriffe und Kenntnisse müssen sich demnach die neuen, welche man ihnen beybringen will, zunächst anschließen. Es sind daher alle Sprünge zu vermeiden, wodurch das Kind, ohne auf das Vorhergegangene Bedacht zu nehmen, zu schnell in eine, demselben fremde Sphäre hinauf gezogen wird.

3. Die Kinderschrift muß die zweckmäßigsten Ideen in dem faßlichsten, aber dabey so viel möglich angenehmen Styl vortragen.

4. Endlich muß dabey immer darauf hingezielt werden, daß nicht nur ihre gegenwärtige Wißbegierde befriedigt, sondern diese auch erhalten und nach etwas Höherem hingelenkt werde.

Volksschriften müssen eben so populär vorgetragen werden, als die Kinderschriften, weil sie sonst ihren Zweck: Belehrung und Bereicherung des gemeinen Mannes mit den ihm nöthigsten Kenntnissen, — gänzlich verfehlen.

Der populäre Lehrstyl bedient sich bald der katechetischen, bald der sokratischen Form. Die erstere findet gewöhnlich in der mündlichen Mittheilung Statt, und besteht in dem Abfragen einzelner Begriffe und Wahrheiten; die letz-

tere bestrebt sich, Begriffe und Wahrheiten aus der zu belehrenden Person so zu entwickeln, als ob sie in derselben wirklich schon vorhanden wären, und nur ans volle Licht gebracht würden.

§. 31.

Der erläuternde Lehrstyl.

Diese Gattung des didaktischen Styls begreift folgende vorzüglichere Unterarten:

a) Commentare.

b) Parallelen.

c) Descriptionen.

d) Distinctionen.

e) Anmerkungen, Zusätze, und verschiedene Arten von Lehrsätzen.

f) Deductionen.

Der Commentar ist die ausführliche Darstellung irgend eines Systems, um dasselbe entweder ganz oder nach seinen einzelnen Theilen zu erläutern und allgemeiner verständlich zu machen.

Wer einen brauchbaren Commentar schreiben will, muß vor allem Folgendes beobachten:

1. Er muß den Geist des ganzen, zu commentirenden Systems wohl inne haben, und sich vor einseitiger Auffassung bewahren.

2. Er darf weder die Ausdrücke des zu commentirenden Schriftstellers in seinen Commentar wörtlich übertragen, noch

3. durch zu große Weitschweifigkeit das Ganze so übermäßig ausdehnen, daß der Hauptfaden desselben verloren, und der Geist in der Wortüberschwemmung zu Grunde geht.

Die philosophische Parallele ist eine prüfende Vergleichung zwischen zweyen oder mehreren Systemen, oder auch zwischen einzelnen Theilen derselben. Sie muß vorzüglich auf Unpartheylichkeit abzielen, damit das Verdienstliche eines je-

den Systems hervor gehoben, Mängel und Irrthümer aber nicht beschönigt oder verschleyert werden.

Die Description dient in so fern zur belehrenden Erläuterung, als sie die einzelnen Merkmahle der Gegenstände aufsucht und anschaulich darstellt.

Auf eine ähnliche Weise dient die Distinction zur Erläuterung, da entweder sie die Verschiedenheit der Bedeutungen eines und desselben Wortes angibt, oder die charakteristischen Merkmahle der Ähnlichkeit oder Unähnlichkeit sinnverwandter Wörter festsetzt.

Die Deduction besteht in dem Aufstellen und Beweisen eines zu findenden Begriffes aus einem gegebenen, vermittelst des Aufsuchens aller Mittelbegriffe, welche zwischen dem gegebenen und zwischen dem zu findenden liegen. Das stufenweise fortschreitende Entwickeln, welches hierbey Statt finden muß, ist ein treffliches Erläuterungsmittel.

Eben so bedient man sich der Anmerkungen und Zusätze; nur dürfen diese weder zu sehr gehäuft, noch zu weitläufig vorgetragen werden, sonst verwirren und ermüden sie, statt aufzuklären.

Die ausführlichere Behandlung sowohl dieser Formen, als auch mehrerer anderer Arten von Lehrsätzen gehört in das Gebieth der Logik.

Bey dem erläuternden Lehrstyl wird man im Allgemeinen noch Folgendes vortheilhaft beobachten:

1. Die möglichste Vermeidung aller Terminologie, mit der möglichsten Popularisirung derselben durch Anwendung der allgemein faßlichsten und verständlichsten Ausdrücke, damit das Dunkle durch die Erklärung nicht noch dunkler werde. Aus dieser Ursache muß man auch mit der neuen Verdeutschung fremder — doch allgemein gangbarer Wörter sehr behutsam seyn.

2. Gute Dienste leistet zur Erklärung überhaupt:

a) die Prüfung der entgegen gesetzten Meinung;

b) die Vergleichung mit verwandten Gegenständen und Begriffen;

c) die Versinnlichung abstracter Stellen durch treffende Beyspiele.

§. 32.

Der epitomatorische Lehrstyl.

Er beschäftiget sich mit gedrängten Auszügen, in welchen er größere Werke zu dem Ende darstellt, um die Übersicht des Ganzen zu erleichtern. Der Vorzug solcher Compendien besteht dann vorzüglich darin, daß in denselben ein sehr genauer Zusammenhang streng beobachtet, nur das Wesentliche aufgenommen, von diesem aber auch nichts weggelassen werde; daß man sich endlich so kurz als möglich fasse, ohne jedoch dunkel zu werden, und daß man allen Schmuck der Schreibart vermeide.

§. 33.

Der systematische Lehrstyl.

Er findet in zwey Hauptformen Statt:

a) in der wissenschaftlichen Abhandlung.

b) in der ausführlich-systematischen Darstellung, wozu auch das ausführliche Lehrbuch gehört.

Die Abhandlung beschäftigt sich zwar nur mit der Darstellung eines einzelnen Theils aus dem Gebiethe einer Wissenschaft; sie muß aber dennoch auch zugleich als ein Ganzes im Kleinen erscheinen, folglich ihr Thema — wenn auch nicht streng systematisch — doch mit planmäßiger Ordnung klar und überzeugend durchführen. Die Schreibart selbst muß verschieden seyn nach Verschiedenheit des Stoffes.

§. 34.

Der dialektisch-kritisirende Lehrstyl.

Der kritisirende Lehrstyl hat eine doppelte Aufgabe zu lösen:

a) Aufsuchung der Mängel eines stylistischen Productes;

b) Darstellung und Beurtheilung der Vorzüge desselben.

Der kritisirende Schriftsteller bedarf daher stets der Dialektik, um durch ihre Hülfe den Schein vom Wesen zu scheiden, und sich von keinem falschen Schimmer blenden zu lassen.

Das kritisirende Werk kann entweder einen größern Umfang haben, und wird dann systematische Prüfung einer ganzen Wissenschaft oder einzelner Theile derselben und der darüber erschienenen Schriften; oder es beschäftigt sich mit der Aufsuchung und Darstellung der Fehler und Vorzüge eines einzigen Werkes, und ist dann Recension.

Beyde fordern:

1. die genaueste Kenntniß des zu beurtheilenden Objectes;

2. vollständige Kenntniß der Literatur des ganzen Faches, zu dem das vorliegende Object gehört;

3. so viel möglich — eine in Kürze zusammen gedrängte Darstellung von Plan und Inhalt des Werkes.

§. 35.

Der oratorische Styl. Rede.

Der oratorische Styl beschäftigt sich mit den Gesetzen für die Rede, welche, als stylistisches Product, für den mündlichen Vortrag bestimmt ist. Der Zweck der Rede ist entweder:

a) Belehrung und Überzeugung.

b) Rührung oder Erschütterung.

c) Eine Vereinigung von beyden, wodurch die Rede den stärksten Effect hervor bringt.

§. 36.

Theile der Rede.

1. Der Eingang.

2. Der Übergang zu dem Hauptsatz, Thema, oder abzuhandelnden Gegenstande. Propositio.

3. Eintheilung. Partitio.

4. Die Erzählung. Narratio. Expositio.

5. Die Beweisführung.
6. Der Schluß. Peroratio.

§. 37.

Eingang.

Er muß folgende Eigenschaften haben:

a) Er muß auf die Ankündigung des Gegenstandes oder Hauptsatzes der Rede vorbereiten, und

b) die Aufmerksamkeit des Zuhörers erregen.

c) Er muß mit der Rede selbst in einer ungezwungenen und natürlichen Verbindung stehen, damit er nicht als ein dem Ganzen fremdartiger Theil erscheine; darf aber

d) dessen ungeachtet nichts aus der Rede selbst anticipiren.

e) Er sey nicht zu lang, damit er den Zuhörer nicht ermüde, statt dessen Neigung für den Redner und den Gegenstand zu gewinnen.

f) Man wende im Eingang eine vorzügliche Sorgfalt auf die Richtigkeit des Ausdruckes, weil der Zuhörer, noch unbeschäftigt mit dem Gegenstande selbst, hier seine ganze Aufmerksamkeit ausschließend auf den Vortrag und die Behandlungsart des Redners wendet, und gerade bey diesem Theil der Rede zur strengsten Beurtheilung aufgelegt ist.

g) Ein wesentliches Erforderniß eines guten Einganges ist der bescheidene Ton. Der Redner zeige dem Zuhörer die schuldige Achtung, ohne jedoch seine eigene Würde zu vergeben. Er verspreche nicht zu viel. Eingänge von hohem, muthigen Ton, und prächtig geschmückt, können nur als seltene Ausnahmen gelten, so wie überhaupt der Anfang selten ein schicklicher Ort für Leidenschaft und Heftigkeit ist.

h) Der Eingang muß schon etwas von dem Geiste athmen, welchen die Rede dem Zuhörer einflößen soll, und gleichsam den Hauptton anschlagen, mit dem die folgenden Ideen und Gefühle correspondiren.

i) Bey Eingängen, die aus sogenannten Gemeinplätzen bestehen, hüte man sich insbesondere, nichts zu sagen, was der Gegentheil (wie z. B. bey gerichtlichen Reden) sogleich auffassen und für sich drehen und anwenden könnte.

k) Der Redner thut wohl, den Eingang seiner Rede erst dann zu entwerfen, wenn er alles zu derselben Erforderliche gehörig erwogen hat, und sein Geist durch dieses Nachdenken gleichsam erwärmt und in Bewegung gesetzt ist.

Die alten Rhetoriker geben dreyerley Endzwecke an, welche der Redner durch den Eingang kann erzielen wollen; nähmlich: um die Zuhörer geneigt, oder aufmerksam, oder gelehrig zu machen. Nebstdem unterscheiden sie als zwey Arten von Eingängen die Eröffnung (principium), wenn der Redner den Endzweck seines Vortrags gerade und ohne Umschweife ankündigt; und die Empfehlung (insinuatio), wenn er, in der Voraussetzung, daß die Zuhörer gegen die Sache, die er führt, eingenommen sind, dieselben zuerst für sich zu gewinnen sucht, sodann erst seinen Endzweck bestimmt angibt.

Der Eingang ist keineswegs ein willkührlicher Theil der Rede, sondern vielmehr so in der Natur der Sache gegründet, daß selbst diejenigen, welche von der kunstgerechten Structur einer Rede gar keinen Begriff haben, einen Eingang machen, so oft sie irgend etwas von Bedeutung vortragen wollen.

§. 38.

Übergang zum Stoff oder Hauptsatz.

Proposition, oder Anführung des Inhalts der Rede.

Auf das Exordium der Rede folgt der Übergang zum Thema oder Hauptsatz der Rede, mit einer kurzen Inhaltsanzeige des Vortrags, um dem Leser oder Zuhörer einen Überblick des Ganzen, und seiner Aufmerksamkeit eine bestimmte Richtung nach den wesentlichsten Puncten zu geben.

Dieses Thema kann bald in einem Satze bestehen, z. B. „Tadel ist in vielen Fällen nützlicher als das Lob, vor-

züglich das unbedingte und zu freygebig gespendete;" bald in Beantwortung einer aufgeworfenen Frage; z. B. „Wie kann dem in einem Staate eingerissenen Sittenverderbniß abgeholfen werden?" Oder: „Sind Universal-Monarchien und Universal-Genie's möglich?" — Manchmahl kann das Thema auch mit einem einzigen Worte ausgedrückt werden, z. B. über irgend eine einzelne Leidenschaft oder Tugend.

Überhaupt sind in dieser Hinsicht folgende Regeln zu beobachten:

a) Die Angabe des Inhalts der ganzen Rede sey immer im höchsten Grade deutlich, aber doch so kurz als möglich.

b) Der möglichsten Kürze ungeachtet muß die Proposition dennoch das Ganze wohl umfassen, das heißt, den vollen Überblick des vorzutragenden Redestoffes geben.

c) Was die Wahl des Stoffes betrifft, so fordert sie die größte Behutsamkeit, und der Redner muß daher in dieser Hinsicht ein zweyfaches Verdienst beweisen, nähmlich: 1) daß er einen guten Stoff zweckmäßig gewählt habe, folglich keinen gemeinen, geringfügigen, unpassenden, abgenützten ꝛc.; 2) daß er den Werth und die Wichtigkeit des Stoffes wohl kenne, und zuverlässig wisse: er sey wirklich das, was er seyn solle, wirklich das, wofür er ihn selbst halte und Andern gebe. Dieß muß jedoch mit Vermeidung alles weitläufigen Wortaufwandes geschehen, und gleichsam wie der Geist des Ganzen von selbst hervor leuchten. Es ist daher nicht nöthig, Ursachen und Gründe der Wahl und Behandlungsart des Stoffes ausführlich anzugeben. Dieß muß vielmehr die folgende Darstellung selbst thun. Man muß daher bey der Andeutung des eigentlichen Gegenstandes der Rede nach höchster Einfachheit und Klarheit streben, Künsteley und Spitzfindigkeit aber sorgfältig vermeiden.

§. 39.

Die redneriſche Erzählung.

Sie wird durch den Stoff der Rede bestimmt, und es können hiernach drey Fälle eintreten; nähmlich:

a) Die Erzählung findet gar nicht Statt, da sie überflüssig oder gar zweckwidrig wäre;

b) Sie ist Hauptsache, wie z. B. in historischen und politischen Reden.

c) Sie ist Nebensache, und dient entweder zur Erklärung der Hauptsache, oder zur Beweisführung, oder zur Ausschmückung. In diesem Falle ist aber sorgfältig darauf zu achten, daß sie mit der Hauptsache in die möglichst genaueste Verbindung gesetzt werde.

Übrigens gelten für die redneriſche Erzählung folgende specielle Regeln:

a) Die Erzählung ist in einer Rede als Hauptsache insbesondere dann anzusehen, wenn es auf die richtige Beurtheilung einer Thatsache oder irgend einer Begebenheit ankommt. Die Darstellung des erzählenden Redners geht dann darauf aus, das Urtheil des Zuhörers oder Lesers zu bestimmen und zu lenken.

b) Die Erzählung muß alle zur Sache gehörigen, wesentlichen Umstände so genau zu einem vollständigen Ganzen verbinden, daß daraus ein lebendiges Gemählde entstehe, dessen Überblick den Beweis und die Überzeugung von der darzustellenden Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit der Sache gibt.

c) Um aber gewiß zu seyn, welche Umstände bedeutenden Einfluß auf die Entscheidung haben, und welche, als nicht zur Sache gehörig, wegbleiben sollen, muß der Erzähler sich selbst vor allem den Zweck und die Absicht der Erzählung in voller Klarheit vorstellen. Erst dadurch wird er deutlich erkennen, welche Umstände und Züge er auffassen, hervorheben und ins Licht stellen, und welche er im Gegentheil beseitigen und im Schatten halten soll.

d) Ein unerläßliches Erforderniß einer guten Erzählung ist die genaue Ordnung und Gruppirung der einzelnen Umstände und Züge. Ist die Erzählung von größerem Umfange, so kann sie zu diesem Behufe auch in Perioden oder Abschnitte eingetheilt werden.

e) Der Redner meide in der Erzählung alle Sprünge und Lücken, indem man, wenn etwas nothwendig voraus zu Erzählendes nicht erzählt wurde, das Folgende nicht wahrscheinlich findet, und es daher bezweifelt.

f) Manchmahl wird der Glaube des Lesers oder Zuhörers an die Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit einer Sache dadurch sehr erhöht, wenn diese nach ihren kleinsten Umständen ausgemahlt und versinnlicht wird; denn der Mensch ist immer geneigt, einer Sache um so mehr Glauben und Glaubwürdigkeit beyzumessen, je umständlicher sie ihm vorgetragen wird, und dadurch wie gegenwärtig auf ihn wirkt.

g) Sulzer führt den griechischen Rhetor Hermogenes *) an, welcher in seinem Werke über die Redekunst (wovon einige Abschnitte noch vorhanden sind) drey Haupt-Behandlungsarten der rednerischen Erzählung unterscheidet: die einfache, die ausgeführte, und die zierliche.

Ich führe hier zum Theil seine eigenen Worte an:

Die einfache Erzählungsart trägt die Sache ohne allen Schmuck und ohne künstliche Erweiterung gerade so vor, wie sie sich wirklich zutrug. Sie wird daher vorzüglich da gebraucht, wo die Sache an sich schon sehr klar und Jedem hinlänglich einleuchtend, folglich ganz geeignet ist, solche Begriffe zu geben, die der Absicht des Redners völlig gemäß sind.

Die ausgeführte Art besteht darin, daß der Redner Verschiedenes beybringt, das in der geschehenen Sache nicht offenbar liegt, indem er Ursachen davon angibt, Absichten aufdeckt, und etwa Umstände ergänzt, alles deßhalb, um die Sache gut oder schlecht vorzustellen. Er hilft also dem Urtheil des Zuhörers dabey, da er im erstern Fall es ihm gänzlich

*) Dieser Hermogenes, eine Art von Wunderkind, soll, wie von ihm erzählt wird, schon als zwölfjähriger Knabe die Rhetorik gelehrt, im fünfzehnten Jahre durch seinen Vortrag die Bewunderung des Kaisers M. Antonius erregt, und im achtzehnten Jahre das oben erwähnte Werk über die Redekunst geschrieben haben.

frey gelassen hat. Diese Art schickt sich für Begebenheiten, die zwar einigem Zweifel unterworfen sind, aber doch durch Erläuterung verschiedener Umstände klärer gemacht werden können; sie ist nöthig, wo die vorzutragende Sache etwas zweifelhaft erscheint, so daß der Zuhörer, wenn ihm die Sache einfach erzählt würde, auch wohl ein anderes Urtheil davon fällen, oder sie anders fassen könnte, als es die Absicht des Redners erfordert.

Die zierliche Art trägt die Sache mit Zusätzen vor, welche die Einbildungskraft des Zuhörers gewinnen. Er mischt Bilder und Nebenumstände in die Sache, welche ihn für oder gegen die Begebenheit einnehmen, die er entweder in ein günstiges oder in ein nachtheiliges Licht stellt, so daß er das Urtheil des Zuhörers schon in der Erzählung selbst lenkt. Er braucht die Farben der Beredsamkeit, sein Gemählde desto kräftiger zu machen. Diese Art wird in sehr zweifelhaften Fällen angewendet. Manchmahl geschieht es auch, daß ein Redner alle drey Arten in der nähmlichen Erzählung anbringt, je nachdem die einzelnen Umstände und Parthien irgend einer Begebenheit mehr oder weniger klar und einleuchtend sind.

h) Über präcise Kürze und zulässige Länge der Erzählung gibt uns Quintilian folgende sehr treffende Bemerkungen und Beyspiele: „Kurz wird die Erzählung vorzüglich dann seyn, wenn wir einen Vorfall von da zu erzählen anfangen, wo er den Zuhörer angeht, nichts einmischen, was zur Sache nicht gehört, alles weglassen, ohne welches die Kenntniß der Sache nichts verliert, und der Nutzen davon ebenderselbe bleibt. Auch auf die Präcision der einzelnen Theile muß man sehen, die sonst zu weit ausgedehnt werden, wie in dem Beyspiele: „Ich kam in den Hafen, erblickte ein Schiff, fragte, um welchen Preis es führe, ward darüber einig, stieg hinein, die Anker wurden gelichtet, wir stießen von Bord, und fuhren ab.“ Nichts von diesem läßt sich, einzeln genommen, kürzer ausdrücken, aber es wäre hinlänglich, im Ganzen bloß zu sagen: „Ich behandelte im Hafen ein Schiff, und segelte ab.“ —

Denn so oft der Ausgang einer Sache das Vorhergehende schon zur Genüge vermuthen läßt, ist die Anführung dessen hinreichend, wodurch das Übrige vorausgesetzt wird. Wenn man daher sagen kann: „Ich habe einen erwachsenen Sohn;" so wäre es überflüssig, zu sagen: „Ich sehnte mich, Kinder zu haben, nahm daher eine Frau, erzeugte einen Sohn, zog das Kind auf, und brachte ihn glücklich so weit, daß er jetzt erwachsen ist." — Nicht weniger hüte man sich, nach Quintilians Rath, vor der dunkeln und unverständlichen Art des Erzählens, in welche diejenigen verfallen, die gar zu viel auf ein Mahl zusammen fassen wollen. Besser ists, die Erzählung habe etwas zu viel, als zu wenig. Etwas Überflüssiges vortragen, ist unangenehm, etwas Nothwendiges weglassen, erweckt aber die Gefahr, nicht verstanden oder mißdeutet zu werden." —

Die Kürze selbst darf nicht ohne allen Schmuck seyn, sonst wird sie trivial. Auch hier täuscht das Vergnügen, und das Reizende scheint kürzer, als es ist; so wie eine angenehme, sanfte Reise, wenn sie gleich einen Umweg erfordert, weniger ermüdet als ein harter und steiler Weg, obschon er kürzer ist."

i) Was die Ordnung im Erzählen betrifft, so warnt Quintilian vor der irrigen Meinung, als müsse man alles in derjenigen Ordnung erzählen, in welcher es geschah. Man beobachte vielmehr diejenige Ordnung, die eben jetzt die beste ist. Dieses aber, sagt er, kann auf mancherley Weise geschehen. Wir können uns z. B. stellen, als sey uns etwas entfallen, oder wir wollten es an einem schicklicheren Orte nachhohlen u. s. w. Es gibt aber hier keine einzige zuverlässige Vorschrift, sondern man muß nach Beschaffenheit der Zeit und der Umstände beurtheilen, was eben jetzt schicklich, zweckmäßig und wirksam seyn kann.

k) Aus den Vorschriften des römischen Kunstrichters hebe ich nur noch die wenigen nachfolgenden aus: Abschweifungen von der Hauptsache sollen in einer Erzählung nur höchst selten vorkommen, und, wenn sie Statt finden, stets kurz und so

beschaffen seyn, daß wirklicher Affect uns vom geraden Wege gewaltsam abgezogen zu haben scheint. — Man vermeide sorgfältig jede Wiederhohlung, sowohl in der Sache selbst, als auch in den Worten, Redensarten und Wendungen. — Sehr viel ist für die Wahrscheinlichkeit der erzählten Begebenheiten gewonnen, wenn man den Zuhörer oder Leser durch höchste Lebhaftigkeit des Vortrags dahin zu bringen weiß, daß er gleichsam ein Augenzeuge zu seyn glaubt.

§. 40.

Eintheilung. Partitio.

Die Eintheilung wird in einer Rede nur dann nothwendig, wenn der Gegenstand derselben aus mehreren Haupttheilen besteht, deren Inhalt dann der Redner kurz und deutlich, und in der Ordnung, in welcher sie auf einander folgen sollen, angibt. So z. B. sagt Cicero in einer Rede für den Quintius: Ich will zuerst zeigen, daß kein Grund vorhanden, warum der Gegner die Güter des Quinctius habe fordern können; dann daß er sie nicht rechtlich habe besitzen können; endlich daß er sie wirklich nicht besessen habe.

Wenn also hier die Haupttheile der Rede den Zuhörern förmlich und im voraus dargestellt werden, so gibt es wieder Fälle, wo dieß weder nöthig noch schicklich wäre, z. B. bey sehr kurzen Reden, oder wo sich Alles um einen einzigen Hauptpunct dreht, oder wenn der Redner den Zuhörern die Wege, auf denen, und das Ziel, zu dem er sie zu führen gesonnen ist, absichtlich verbergen will; dessen ungeachtet aber muß die Ordnung, auch noch so verdeckt, immer genau beobachtet werden.

Am gewöhnlichsten kommt die Eintheilung in den geistlichen Reden vor, da die Ankündigung der Haupttheile für das Gedächtniß des Zuhörers und für die Wiedererinnerung von großem Nutzen ist, und oft gleichsam die Stelle von Wegweisern oder Meilenzeigern vertritt.

Die wesentlichen Erfordernisse einer guten Eintheilung sind:

a) Die Theile, in welche sie den Gegenstand der Rede

zerlegt, müssen wirklich von einander verschieden seyn, und ja nicht etwa einer den andern in sich enthalten.

b) Die Theile müssen in logisch richtiger Ordnung auf einander folgen.

c) Die Eintheilung darf nicht unvollständig seyn; ihre Glieder müssen den eingetheilten Gegenstand erschöpfen.

d) Sie werde mit der größten Präcision ausgedrückt, ohne alle überflüssige Worte, um so mehr ohne alle Umschreibungen.

e) Man vermeide jede unnöthige Vervielfältigung der Abtheilungen und Unterabtheilungen.

Die Eintheilung fordert die strengste Sorgfalt; ist sie unrichtig oder mangelhaft, so stört sie die Ordnung der ganzen Rede, leitet auf falsche Wege, und erzeugt Verworrenheit, wogegen eine gute Eintheilung ein sicheres Hülfsmittel des Gedächtnisses ist, um vom Geleise der Rede nicht abzuweichen. Man hüte sich daher vor zu vielen Theilen; drey Theile sind meistens hinreichend, doch kann dieß nicht als Gesetz gelten, da mancher Stoff auch mehr Theile verlangen kann. Der Redner glaube indeß ja nicht, durch die Menge der Theile die Übersicht des Hauptgegenstandes zu erleichtern; manche verfielen eben dadurch in jene Dunkelheit, gegen welche die Eintheilung eingeführt wurde. Der römische Redner Hortensius erlangte durch die treffende Präcision seiner Eintheilungen großen Ruhm, und dennoch spottete Cicero manchmahl über dessen an den Fingern hergezählte Eintheilungen.

§. 41.

Die Beweisführung.

Sie ist der wichtigste Theil der oratorischen Beredsamkeit. In der gerichtlichen Rede kommt alles auf die Beweise an, in der berathenden sehr vieles; aber auch außer diesen Hauptgelegenheiten ist es nöthig, durch Beweise entweder das Urtheil Anderer zu lenken, oder sein eigenes zu rechtferti-

gen, und also nicht nur Überzeugung des Verstandes, sondern auch Bewegung und Erschütterung des Willens zu bewirken.

Man hat aber bey den Beweisen auf drey Hauptpuncte zu sehen; diese sind: Erfindung, Anordnung und Stellung, endlich Einkleidung in solchen Ausdruck, durch welchen sie den stärksten Nachdruck erhalten.

Hinsichtlich der Erfindung wird, mit Wegwerfung alles kleinlichen Details, als oberster Grundsatz angenommen, daß alles dasjenige, was wirklich gründlich ist und Überzeugung bewirken soll, aus dem Innern der Sache selbst (e visceribus causae, wie Quintilian und Cicero sich ausdrücken), aus einer vollständigen Kenntniß des Gegenstandes, und aus einem tiefen Nachdenken über denselben geschöpft werden muß.

Will man hier mehr in das Detail gehen, so lassen sich folgende Arten der Beweise unterscheiden:

directe Beweise, die unmittelbar aus der Natur der vorgegebenen Sache und ihrer Umstände genommen werden;

indirecte, wenn in der Sache selbst nichts liegt, woraus der Beweis geführt werden könnte, folglich etwas, das außer der Hauptsache liegt, zum Grunde des Beweises gelegt wird.

Die besondern Fälle dieser zwey Hauptarten der Beweise erklärt Sulzer auf folgende Weise sehr deutlich:

Dasjenige, was man beweisen will, läßt sich stets auf einen einfachen Satz bringen, in welchem von einer Sache etwas gesagt wird, das ist, nach den Ausdrücken der Schule zu reden, wo ein Subject und ein Prädicat ist. Mithin kann der Redner sich umsehen, ob die Natur des einen oder des andern ihm den besten Grund zum Beweise gebe. Er wird bald sehen, welche von beyden ihn am sichersten zum Zweck führen. — Ein nachdenkender Redner kann selten lange im Zweifel stehen, ob er seinen Beweis aus der Natur des Subjects oder des Prädicats hernehmen soll; denn nach genauer Untersuchung der Sache wird er bald finden, aus welchem die größte Überzeugung zu bewirken möglich sey. Weiß er zum

voraus, auf welches von beyden z. B. der Ankläger die Klage gründen wird, so ist seine Wahl oft dadurch bestimmt. Können ihm beyde zu Beweisgründen dienen, und er ist ungewiß, worauf der Ankläger hauptsächlich bestehen wird, so kann er einen doppelten Beweis führen, den einen aus der Natur des Subjects, den andern vom Prädicat hergenommen.

Bey einem aus der Natur der Sache hergenommenen Beweise setzt Cicero drey besondere Fälle. Entweder gründet sich der Beweis auf die ganze Natur der Sache, so daß der Redner beweisen kann, das Wesen der Sache mache sein Angeben nothwendig; oder wenn das Wesen der Sache nicht bestimmt werden kann, so nimmt man alle ihre Eigenschaften besonders und zeigt, wie jede den Satz bestätigt; oder die Hauptsache kommt nur auf eine einzige Eigenschaft der Sache an, so hält man sich an diese allein. Im ersten Falle ist also der Beweisgrund die Sacherklärung (definitio rei), im zweyten die Zergliederung der Sache, wodurch alle ihre Eigenschaften angegeben werden (partium enumeratio); im dritten Falle endlich ist der Beweisgrund eine Worterklärung (notatio nominis), da man aus dem Nahmen der Sache, wodurch ihr eine gewisse Eigenschaft beygelegt wird, den Beweis herleitet. Kann man auf keinem dieser geraden und kurzen Wege zum Beweise der Sache kommen, weder durch das Subject noch durch das Prädicat des Hauptsatzes, so muß man sich außer der Sache nach irgend einer Wahrheit umsehen, mit welcher der zu erweisende Satz in einer solchen Verbindung steht, daß er selbst aus jener herzuleiten ist.

Die Beweise durch Induction bestehen darin, daß der Redner für den Fall, welchen er zu beweisen hat, analoge, nähmlich solche Fälle aufsucht, in denen die Wahrheit des seinigen unzweifelhaft erscheint, wornach er dann aus diesen besondern Fällen entweder einen allgemeinen, oder auf einen andern besondern, jenem ähnlichen Fall, passenden Schluß macht.

Diese Beweisart hat den Vortheil, daß sie die vorzutra-

genden, analogen Fälle als Beschreibungen oder Erzählungen einkleiden kann, wodurch sie sehr anschaulich und das Gefühl ansprechend gemacht werden.

Bey dieser Beweisart muß der Redner insbesondere darauf achten:

1. daß die Fälle, welche er als analog vorträgt, mit demjenigen Falle, über welchen eigentlich das Urtheil des Zuhörers bestimmt werden soll, wirklich die vollkommene Ähnlichkeit haben;

2. daß die Wahrheit, von welcher er den Zuhörer überzeugen will, in den angeführten, analogen Fällen klar und offen erscheine;

3. daß die analogen Fälle nicht aus zu hohen oder zu entfernten Sphären hergenommen werden, damit der Zuhörer sie leicht und richtig auffasse;

4. daß der Zuhörer nicht zu früh merke, was der Redner mit den angeführten Analogien erzielen will, folglich vom Vorurtheil frey bleibe.

Weniger populär als diese Beweisart ist die durch den Vernunftschluß, Syllogismus, der aus zwey Vordersätzen, die unläugbar seyn müssen, und aus dem daraus fließenden Schlußsatze besteht. Die Rede erhält bey dieser Beweisart gewöhnlich fünf Theile: der erste enthält den deutlichen Vortrag des Obersatzes; der zweyte die vollkommene Bestätigung dieses Satzes; der dritte den Untersatz; der vierte dessen Bestätigung; der fünfte den Schluß. Auf den zweyten und vierten Theil ist, da sie die wichtigsten sind, vom Redner der meiste Fleiß zu verwenden.

Hier kann sich der Redner mit Vortheil der Erweiterung (amplificatio) bedienen, welche darin besteht, daß er seinen Gegenstand nicht bloß auf die kürzeste Weise anzeigt, sondern, um die Vorstellung zu verstärken und lebhafter zu machen, alle der Sache zugehörigen Eigenschaften, Umstände, Verhältnisse und Wirkungen zusammen stellt, wodurch die Hauptvorstellung ihre wahre Größe und Stärke gewinnt. So z. B.

wird der Satz: „Gott ist allwissend;" erweitert durch die Beyfügung: „Alles Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige, alles, was wirklich geschieht oder bloß möglich ist, stellt sich ihm deutlich dar." — Die Erweiterung kann aber entweder bey einzelnen Gedanken oder bey ganzen Theilen der Rede Statt finden, und am Schlusse zur Verstärkung insbesondere in zwey Fällen:

a) Damit der Zuhörer auf denjenigen Vorstellungen, von denen der Redner sich die meiste Wirkung erwartet, länger verweile. Der Redner wiederhohlt deßhalb das Gesagte nochmahl auf eine andere Art, indem er etwas hinzu setzt, das die Aufmerksamkeit auf denselben Begriffen festhält, oder die Hauptsache von einer andern Seite oder in einem andern Lichte zeigt.

b) Um den Vorstellungen (wenn sie zu einfach oder abstract sind) nebst ihrer Gründlichkeit und Wahrheit auch ästhetische Kraft zu geben, das heißt, um sie durch verstärkende Nebenbegriffe lebhafter und anschaulicher zu machen.

So wichtig und vortheilhaft aber auch die Erweiterungen für den Redner sind, so muß er sich wohl hüten, ihre wahre Kraft nicht falsch zu gebrauchen, folglich zu zerstören, welches gewiß geschehen würde, wenn er ihre Wirkung nur in der Menge der Wörter, in bloßer Wiederhohlung des schon Gesagten mit andern Ausdrücken, oder in der Anhäufung unbedeutender Nebenvorstellungen suchen wollte.

Außer diesen Beweisarten unterscheidet man auch noch die überzeugenden und die überredenden, reinsittliche und Beweise oder Beweggründe der Klugheit.

Was nun die Stellung und Aufeinanderfolge der Beweise betrifft, so gilt hier die Hauptregel, daß die überzeugenden Beweise den überredenden vorangehen müssen, indem jene die Vernunft des Zuhörers befriedigen, diese aber mehr auf Gemüth und Phantasie wirken. Eben so müssen auch die reinsittlichen Beweggründe früher als die der Klugheit aufgestellt werden, und die schwächern in der Ordnung vor den stärkern; doch ist es gut, die stärkern ein-

zeln auszuführen, die schwächern aber in Kürze an einander zu drängen.

Überdieß sind dem Redner bey der Stellung und Anordnung der Beweise noch folgende Regeln zu empfehlen:

a) Der Redner hüte sich, Beweisgründe von verschiedener Art und Beschaffenheit unter einander zu mischen. Man hat deßhalb alle Beweisgründe unter drey Hauptgesichtspuncte gestellt: a) daß etwas wahr; b) daß etwas moralisch recht und schicklich; c) daß etwas gut und nützlich sey.

b) Der Redner stelle nicht nur, wie schon gesagt wurde, die schwächern Gründe vor den stärkern, sondern er beobachte unter den letztern sogar die Grade der Stärke. Diese Regel leidet nur dann eine Ausnahme, wenn der Redner nur einen Hauptbeweis hat, welchen er dann, weil auf ihn das meiste Gewicht zu legen ist, an die Spitze stellt, um damit sogleich anfangs den stärksten Eindruck auf die Zuhörer zu machen.

c) Der Redner hüte sich vor unnöthiger Vervielfältigung und vor zu weiter Ausdehnung der Beweise. Dieß beschwert das Gedächtniß und schwächt den Nachdruck, woraus oft Dunkelheit und Ermüdung erfolgen.

d) Zu jedem Beweise werden vorzugsweise zwey Eigenschaften erfordert: Wahrheit oder doch Wahrscheinlichkeit, und Deutlichkeit oder Klarheit.

e) Von großer Wichtigkeit ist bey den Beweisen auch der Ton, in welchem sie vorgetragen werden, woraus hervorgehen muß, daß der Redner von der Wahrheit und Gerechtigkeit der Sache, für welche er spricht, in seinem Innern selbst sich überzeugt halte. Im entgegengesetzten Falle verlieren auch die stärksten Gründe viel von ihrer Kraft.

f) Endlich lasse der Redner ja nie merken, daß er den Beyfall erzwingen oder erschleichen wolle.

Manchmahl kann sich der Redner bey seinen Beweisen auch mit Vortheil der Gegensätze (Antitheſen) bedienen; denn die Zusammenstellung von zwey sich ganz unähnlichen, ja entgegengesetzten Gegenständen bewirkt nicht nur eine besondere Leb-

haftigkeit der Anschauung, sondern sie gibt auch einen Maßstab, die Größe der Gegenstände zu schätzen.

Hieher gehören auch die beweisenden Beyspiele, welche der Redner in der Absicht anführt, um das allgemein Gültige einer Wahrheit durch einen oder mehrere einzelne Fälle besonders anschaulich zu machen. Hierbey gilt die Regel; die Kraft der Beyspiele ist desto größer, je näher die als Beyspiele angeführten Fälle den Zuhörern liegen.

Schwieriger als die gerade Beweisführung ist die Widerlegung, da der Redner im letztern Fall gegen Menschen zu kämpfen hat, die durch Vorurtheile oder aus Irrthum ꝛc. gegen eine Sache eingenommen sind, wo er dann, ehe er den Zweck der Widerlegung erreichen kann, die obwaltenden Vorurtheile oder Irrthümer zuerst heben und vernichten muß.

Man hält gewöhnlich etwas für glaubwürdig wahr entweder: a) weil Scheingründe dafür sprechen; b) weil die Sache mit unsern Vorurtheilen oder Neigungen übereinstimmt; c) weil man für die Person, welche die Sache behauptet, eingenommen ist. Hat der Redner entdeckt, aus welcher dieser drey Quellen die zu widerlegenden Irrthümer oder Vorurtheile entspringen, so muß er hiernach seine Widerlegung selbst einrichten.

Es gibt aber vorzüglich drey Hauptarten der Widerlegung:

1. Der Redner verwirft das Fundament, worauf der zu widerlegende Satz sich gründet.

2. Er zeigt, daß dasjenige, was daraus geschlossen worden, nicht daraus folge.

3. Er stellt dem Scheinbaren etwas entgegen, das mehr Wahrscheinlichkeit für sich hat.

Manchmahl nimmt der widerlegende Redner seine Zuflucht zu den Waffen des Scherzes und des Spottes, deren er sich jedoch rechtlicher Weise nur da bedienen kann, wo es gilt, völlig grundlose und ganz alberne Angaben und Behauptungen zu zernichten.

Überblicken wir nun die Quellen, aus welchen die Beweise hergenommen werden können, in gedrängter Kürze, so

kann dieß geschehen: 1. aus Wahrheiten, die keines weitern Beweises bedürfen; 2. von Personen; 3. von Handlungen; 4. vom Orte; 5. von der Zeit, und zwar entweder im Allgemeinen oder in besonderer Hinsicht, z. B. Winter, Sommer, Tag oder Nacht ꝛc.; 6. vom Zufall, der bey manchen Begebenheiten eine große Rolle spielt; 7. von ähnlichen, unähnlichen, oder ganz entgegengesetzten Dingen. 8. von Beyspielen u. a.

Wird der Beweis von einer Person hergenommen, so kann dieß wieder geschehen von ihrer Familie, von ihrer Nationalität, von ihrem Geschlecht, von ihrem Alter, von ihrem Stande, von ihrer Gemüthsart, von ihrer Lebensweise ꝛc.; so wie bey Handlungen der Beweis daher geführt werden kann: ob etwas, was und wie es geschehen ist.

§. 42.

Der Schluß.

Der Schluß der Rede muß alle Kraft aufbiethen, um den durch die vorhergehenden Theile herbeygeführten Eindruck auf das Höchste zu steigern und ihn bleibend zu machen.

Der Schluß richtet sich nach der Beschaffenheit der ganzen Rede, läßt also die größte Verschiedenheit zu. Von Wichtigkeit ist es, den rechten Zeitpunct zu finden, wo man schließen soll, damit weder unerwartet und unvollendet abgebrochen, noch auch der Zuhörer mehr als nöthig hingehalten werde und deßhalb ermüde, da doch der Redner am Schlusse vielmehr trachten muß, die Gemüther zu erwärmen und in denselben einen vortheilhaften Eindruck sowohl für die Sache als für sich selbst zurück zu lassen.

Quintilian unterscheidet zwey Arten des Redeschlusses. Die erste liegt im Stoffe selbst, indem der Redner die Seele des Zuhörers dadurch aufregt und hinreißt, daß man gleichsam die Essenz des Gesagten zusammen drängt und alle Haupttheile so kurz als möglich nochmahl überblickt; denn jedes Verweilen bey dem Einzelnen wäre nicht eine Wiederhohlung, sondern

eine neue Rede. Hier handelt sich's vor Allem um Kürze und Nachdruck.

Die zweyte Schlußart besteht in Erregung der Affecte. Hier biethet sich dem Redner oft die schickliche Gelegenheit zur Erregung des Mitleids; doch darf er dabey nicht zu lange verweilen, sonst erkaltet die Rührung und weicht der Besonnenheit. Überhaupt gilt bey Erregung der Affecte die Regel, daß der Redner ein immerwährendes Steigen beobachte, weil Alles, wodurch das Gesagte nicht erhöht wird, eine Schwächung bewirkt, und weil jeder Affect, der herabgestimmt wird, auch leicht ganz vergeht.

Insbesondere ist die Erregung der Thränen für den Redner ein schwieriges und gefährliches Geschäft, indem hier kein Mittel wegbleibt, sondern nur die Extreme: entweder tiefe Rührung, oder, wenn diese dem Redner hervor zu bringen nicht gelingt, Geringschätzung, ja selbst Gelächter Platz greift.

Durch Affect-Erregung werden die Zuhörer erst eigentlich für die Sache interessirt. Fangen sie erst an, mit dem Redner Haß und Liebe zu theilen, dann erscheint ihnen die abgehandelte Sache gleichsam als ihre eigene. Der Redner, der hier rühren will, muß selbst gerührt seyn oder wenigstens so erscheinen. Er muß ferner hier besonders auf Gemüth und Phantasie zu wirken trachten, folglich kräftig und lebhaft schildern und den leidenschaftlichen Gegenstand mehr im Ganzen zeigen, ohne die Aufmerksamkeit auf einzelne Theile und auf deutliche Vorstellungen zu richten, und ohne viel zu zergliedern und zu untersuchen. Er muß hier durch größere Massen das Herz bewegen, die Einbildungskraft entflammen. So kann die Rührung, wo der Zweck des Redners es erfordert, bis zur Erschütterung gesteigert werden.

§. 43.

Hauptgattungen der Rede.

Die eigentlichen Reden werden in geistliche und weltliche abgetheilt. Die geistliche Rede (Predigt, Kan-

zelrede, Kanzelvortrag) hat die Beförderung der Religion zum Zwecke; die übrigen Redegattungen werden die weltlichen genannt.

Beyde sind:

a) lehrende, so fern sie Erkenntnisse;

b) erweckende, so fern sie Gefühle;

c) bewegende, wenn sie Begierden oder Verabscheuungen annehmen wollen.

Die lehrenden Reden sind wieder entweder

a) dogmatische, so fern sie allgemeine Wahrheiten lehren, oder

b) historische, wenn sie individuelle Wahrheiten, nähmlich Thatsachen, lehren.

Die historischen Reden sind dann wieder entweder

a) erzählende, wenn sie Begebenheiten;

b) beschreibende, wenn sie solche Thatsachen vortragen, die keine Begebenheiten sind.

Außerdem unterscheidet man noch unter den weltlichen Reden die gerichtlichen, die unterhaltenden, und die gemischten; ferner: die Anrede (harangue), Schulreden, Lobreden ꝛc.

§. 44.

Die geistliche (religiöse) Rede.

Die geistlichen Reden werden hier ausführlicher behandelt, da sie, ihrer hohen Bestimmung wegen, von vorzüglicher Wichtigkeit sind, und den höchsten Gegenstand: das Glück dieses und die Seligkeit des ewigen Lebens, behandeln.

Die Theile der geistlichen Rede sind: 1. das Gebeth; 2. der Eingang; 3. der Übergang; 4. das Thema, der Hauptsatz; 5. die Eintheilung; 6. die Ausführung; 7. der Schluß.

Das Gebeth am Anfang einer geistlichen Rede bewirkt in den Zuhörern die feyerliche Stimmung durch Erhebung des Gemüthes zu Gott. Es muß nicht nur mit dem Inhalt der Rede in Verbindung stehen, sondern insbesondere auch den Cha-

rakter ehrfurchtsvoller Demuth, kindlichen Vertrauens und feyerlicher Würde haben. Es muß mit tiefer Rührung des Gefühls einen einfachen natürlichen Ausdruck und die Sprache des Herzens vereinigen. Es kann auch am Schlusse der Rede sehr wirksam angebracht werden.

Der Eingang sey insbesondere einfach, leicht faßlich, und dem Thema angemessen. Der Übergang zu dem letztern sey ungezwungen, ohne hervorragende Schönheit der Gedanken und Ausdrücke.

Das Thema fordert nebst der logischen Bestimmtheit eine vorzügliche Klarheit und Deutlichkeit des Ausdrucks, damit es dem Zuschauer ganz verständlich werde, dessen Fassungskraft auch bey der Wahl des Thema zu berücksichtigen ist. Nebst dem muß sich dasselbe auch auf die Veranlassung der geistlichen Rede beziehen, oder von ihr hergenommen seyn. Die Veranlassungen sind aber entweder:

a) ordentliche, wie die Sonn- und Festtage, mit dem für dieselben festgesetzten biblischen Texte, in deren Gemäßheit das jedesmahlige Thema gewählt werden muß;

b) außerordentliche, wie z. B. bey Antrittspredigten, Trauungen, Leichenbestattungen ꝛc.

Die Eintheilung dient zur nähern Auseinandersetzung der in der Proposition des Thema angegebenen Idee des Ganzen. Die Glieder der Eintheilung müssen daher unter der getheilten Idee wirklich vorhanden seyn, und zwar so, daß dieß leicht bemerkbar ist, und die getheilte Idee erschöpft wird. Übrigens gelten hier nicht nur die für die Eintheilung im Allgemeinen gegebenen Regeln, sondern auch die für die Proposition des Thema ertheilten Vorschriften.

Was nun die Ausführung betrifft, so erhält diese eine verschiedene Motivirung, je nachdem die geistliche Rede zur lehrenden, zur erweckenden, oder zur bewegenden Gattung gehört.

A) Regeln der Ausführung für die zur lehrenden Gattung gehörige geistliche Rede:

Der Zweck derselben ist entweder:

a) Erläuterung der Gedanken, welche das Thema enthält; oder

b) Beweis ihrer Wahrheit; oder

c) Beydes zugleich.

Die Erläuterung der Gedanken kann entweder synthetisch oder analytisch geschehen.

„Analytisch," sagt Maaß, „wird ein Gedanke erläutert, wenn man von dem Begriffe zu den einzelnen Merkmahlen durch Trennung übergeht; wenn man aber umgekehrt von den einzelnen Merkmahlen durch Zusammensetzung zu dem Begriffe übergeht, so ist die Erläuterung synthetisch. Bey der erstern wird der Begriff als gegeben betrachtet und in seine Bestandtheile aufgelöst. Bey der andern sieht man die Bestandtheile als gegeben an und setzet den Begriff daraus zusammen. Bey der analytischen Erläuterung kann man zuerst allerley Beyspiele oder Fälle in concreto vorlegen, wo der zu erläuternde Begriff vorkommt und auf bestimmte Gegenstände angewendet wird. Bey der synthetischen Erläuterung findet dieses Verfahren nicht Statt. Hier muß zuerst ein Nachdenken (reflexio) über die einzelnen Merkmahle des Begriffs veranlaßt und der Begriff durch Combination in der Seele der Zuhörer gleichsam erst erzeugt werden. Alsdann kann man daraus Fälle ableiten, auf welche der Begriff sich anwenden läßt, und kann ihn, durch Anwendung auf diese Fälle, lebhafter und anschaulicher machen. Sehr wohl wird es gethan seyn, wenn man die concreten Fälle, welche zum Behufe einer Erläuterung aufgestellt werden, aus dem Kreise des gemeinen Lebens hernimmt. Dergleichen Fälle, zumahl wenn sie unter den Zuhörern selbst wirklich gewesen oder noch wirklich sind, werden am klärsten gedacht und ziehen die Aufmerksamkeit am meisten an. Sie sind daher am besten dazu geschickt, der beabsichtigten Erläuterung zu Statten zu kommen. — Übrigens muß nach den gegebenen Umständen beurtheilt werden, welcher Weg bey einer vorzunehmenden Erläuterung einzuschlagen sey, der analytische oder der synthetische. Wenn die concreten Fälle, in welchen der zu er-

läuternde Begriff oder Satz gebraucht wird, sehr bekannt sind, so wird der analytische in der Regel den Vorzug haben; denn durch die Darstellung der concreten Fälle, wenn sie sonst zweckmäßig gewählt sind, wird sogleich die Aufmerksamkeit fixirt; welches bey dem synthetischen Wege schwerer zu erreichen ist, weil man hier mit der Betrachtung allgemeiner Merkmahle anfängt." —

Der geistliche Redner bedient sich sowohl rationeller als auch empirischer Beweise; nur müssen sich die letztern vorzüglich auf solche Erfahrungen gründen, welche die Zuhörer entweder selbst gemacht haben oder doch machen können. Werden Erzählungen aus der Bibel als Beweisgründe angeführt, so gelten sie gleich den empirischen, das ist, als unbezweifelte Thatsachen, aus welchen dann einleuchtende Folgerungen zu ziehen sind. Werden Denksprüche aus der Bibel als Beweisgründe angeführt, so ist darauf zu achten:

a) daß der zu beweisende Satz wirklich in der biblischen Stelle liege, worauf man ihn baut;

b) daß er leicht daraus zu erkennen sey.

B) Regeln der Ausführung für die zur erweckenden Gattung gehörige geistliche Rede.

In einer erweckenden geistlichen Rede, sie sey nun ganz oder nur zum Theil, mittelbar oder unmittelbar erweckend, sind hier drey Hauptfälle möglich, nähmlich:

1. Erweckung des Gefühls der Bewunderung und Verehrung Gottes;

2. die Erweckung des Wahrheitsgefühls;

3. die Erweckung des moralischen Gefühls.

Im ersten Falle darf der Redner nicht bloß allgemeine Begriffe von den göttlichen Vollkommenheiten geben, sondern er muß dieselben auch unter anschaulichen Bildern, oder in ihren Wirkungen darstellen, wozu ihm die Bibel die reichsten Quellen liefert.

Im zweyten Falle muß der Redner an dem Gedanken,

für welchen er das Wahrheitsgefühl erwecken will, dasjenige, worin seine Übereinstimmung oder Nichtübereinstimmung mit den Denkgesetzen eigentlich liegt, herausheben und so lebhaft als möglich bemerkbar machen.

Im dritten Falle muß der Redner an dem Gegenstande, für welchen er das moralische Gefühl erwecken will, dasjenige, was dem Sittengesetze gemäß oder entgegen ist, besonders auszeichnen und in das hellste Licht setzen.

C) Regeln der Ausführung für die geistliche Rede, welche zur bewegenden Gattung gehört.

Diese Rede muß zu Handlungen antreiben, welche moralischen Werth haben. Diesen Zweck zu erreichen, muß sie dem Menschen die ihm als Vernunftwesen zukommende Würde, und seine Erhabenheit über die übrige Natur, welche darin liegt, daß er nach den Gesetzen seiner eigenen Vernunft und um ihretwillen zu handeln vermag, so lebhaft als möglich fühlbar machen. Durch Anregung dieses Bewußtseyns, dieses Gefühls des in ihm liegenden göttlichen Funkens wird sie das Gemüth stärken und erheben, und dadurch bewirken, daß er das Gute thut, weil die Vernunft es verlangt.

Die bewegende geistliche Rede muß ferner in dem Zuhörer die edlere Selbstliebe erregen, die ihn auf sein wahres eigenes Wohl aufmerksam macht, nebst dem aber auch die allgemeine Menschenliebe entflammen, damit er für das Wohl Anderer handeln möge, und seinen schönen Einfluß auf sie erkenne. Die Rede darf daher alle jene Leidenschaften und Affecte, welche zu solchen guten Zwecken lenken, wie z. B. Muth, Ehrbegierde, Mitleid ꝛc. erregen, nur nicht in einem so hohen Grade, daß die dadurch bewirkten Handlungen ganz allein aus der Leidenschaft und gar nicht aus rein sittlichen Triebfedern entspringen, weil sie dann keinen moralischen Werth hätten.

Der Schluß der geistlichen Rede kann verschieden seyn. Es werden hier nur einige Hauptarten desselben angeführt. Diese sind:

a) der Redner macht darin von den vorgetragenen Wahrheiten die Anwendung auf die Zuhörer; oder

b) er wiederhohlt die Hauptgedanken der Ausführung lebhaft und in gedrängter Kürze, und endigt dann mit einem vorzüglich kräftigen und schönen Gedanken, oder mit einem ergreifenden biblischen Denkspruche, welcher die vorgetragenen Haupt-Ideen in sich enthält und nochmahl auflodern läßt; oder

c) er veranlaßt die Zuhörer, in Absicht auf die vorgetragenen Wahrheiten eine Selbstprüfung anzustellen; oder

d) er fügt fromme Wünsche, Ermahnungen, Bitten ꝛc. bey.

Im Ausdrucke muß die geistliche Rede Würde und Popularität verbinden, folglich in Hinsicht auf die erste alles Gemeine, Platte und Niedrige, in Hinsicht auf die letztere alles zu Hohe, Gelehrte und Fremdartige oder zu wenig Bekannte vermeiden. Zu diesen beyden Eigenschaften muß noch die Wärme des Vortrags hinzukommen.

Übrigens ist dem geistlichen Redner, bey den eigentlichen Kanzelvorträgen insbesondere noch zu empfehlen:

a) Daß er auf die Einheit der Predigt bedacht sey, das heißt, daß in derselben ein Hauptpunct vorherrsche, auf welchen sich Alles bezieht, wodurch sie den bestimmtesten Eindruck hervorbringt.

b) Er wolle nicht Alles sagen, was sich über einen Gegenstand sagen läßt, sondern wähle nur das Treffendste und Eindringlichste. Er muß daher Manches als bekannt voraussetzen, Manches nur kurz berühren, sonst geräth er in die Gefahr, seinen Vortrag zu überladen.

c) Er suche das, was er sagt, dem Zuhörer, indem er sich gleichsam in dessen Stelle und Lage versetzt, so ans Herz zu legen, daß jeder glauben mag, die Rede sey an ihn besonders gerichtet.

d) Er hüte sich, in den Ton eines Schriftstellers zu fallen, und vergesse nie, daß er das lebendige Wort zu einer Gemeinde spricht, daher er alles Speculative und Abstracte zu vermeiden hat.

e) Er bedenke stets, zu welchen Zuhörern er zu sprechen hat, und richte seine Anleitungen und Ermahnungen hiernach ein; es ist daher das Studium des Lebens und des Herzens vorzüglich zu empfehlen.

§. 45.

Die weltliche Rede.

Sie nimmt ihren Stoff aus den Angelegenheiten des öffentlichen und bürgerlichen Lebens. In dieser Hinsicht sind die zwey Hauptgattungen der weltlichen Rede:

a) Die gerichtliche (anklagend oder vertheidigend);

b) Staatsreden, bey feyerlichen Gelegenheiten, z. B. bey Thronbesteigungen, Einweihungen neuer Institute oder Behörden, Friedens-Congressen, Bundesversammlungen, Parlamentsreden.

§. 46.

Gerichtliche Reden.

Bey gerichtlichen Reden ist der Redner auf die Gesetze und bürgerlichen Verordnungen eingeschränkt. Die Anwendung derselben auf den Gegenstand der Verhandlung ist hier sein einziges Geschäft, und verwehrt jede Einmischung der Phantasie. Der Redner kann sich daher in diesem Falle die — an und für sich classischen, gerichtlichen Reden des Alterthums schon deßhalb nicht zu Mustern eigentlicher Nachahmung nehmen (selbst die Meisterwerke eines Demosthenes und Cicero nicht), weil das Gerichtswesen in Griechenland und Rom eine von der neu-europäischen ganz verschiedene Einrichtung hatte, indem daselbst die Entscheidung von Rechtsstreiten größern Theils der Billigkeit und den Einsichten der Richter überlassen blieb, folglich die Redner mehr der Beredsamkeit als der strengen Rechtswissenschaft huldigten; es existirten sogar eigene sogenannte Pragmatici, deren Geschäft es war, für oder wider eine Sache die Rechtsgründe zu

sammeln, und selbe dem Redner zu liefern, der sie dann mit allem Schmucke der Beredsamkeit für den oratorischen Vortrag ausstattete, ja sogar manches wagen konnte, was jetzt als Theatercoup gar nicht gestattet würde.

Dem neuern Sachwalter ist vor allem eine gründliche Kenntniß der bürgerlichen Gesetze nöthig, ohne diese würde alles rednerische Talent ihm wenig nützen. Ausgerüstet mit jener Rechtskenntniß, muß er sich die ihm übertragene Streitsache in ihrem ganzen Umfange, mit allen Umständen und Beziehungen, vollkommen eigen machen.

Cicero erzählt im zweyten Buche seines Werkes vom Redner: er pflege sich mit jedem, der ihm die Führung eines Rechtshandels übertrage, in ein umständliches Gespräch einzulassen, wobey er die Vorsicht gebrauche, jeden Dritten von solchen Unterredungen fern zu halten, damit sein Client sich desto offener erkläre; er selbst fasse dann jeden Einwurf, der sich ihm darbiethe, auf, und übernehme gewisser Maßen die Rolle des Gegners, um dadurch desto mehr der Wahrheit auf die Spur zu kommen und auf jeden Punct der Untersuchung hinlänglich vorbereitet zu seyn. Nachdem der Client sich entfernt habe, pflege er alles, was dieser ihm vorgetragen, nochmahl zu überdenken, und zwar in drey ganz verschiedenen Beziehungen, indem er sich aus seinem eigenen Gesichtspuncte zugleich in den des Richters und des gegenseitigen Sachwalters versetze.

Das Bestreben der gerichtlichen Beredsamkeit muß vorzüglich dahin gehen: die Aufmerksamkeit fest zu halten, die gebrauchten Gründe in ihr volles Licht zu setzen, ihnen das gehörige Gewicht zu geben und zu verhindern, daß nichts unbemerkt vorüber gehe. Die gerichtliche Beredsamkeit fordert daher die schärfste Präcision der Gedanken in einem gemäßigten, nicht zu lebhaften Ausdrucke. Der Redner enthalte sich aller überflüssigen Wortfülle, aller langen und verwickelten Perioden, sondern suche mit wenigen Worten viel zu sagen.

Die Präcision, deren sich der gerichtliche Redner zu befleißigen hat, ist dreyfach:

a) in der deutlichen Darstellung des eigentlichen Streitpunctes;

b) in der Angabe und Fixirung der Umstände, welche zugegeben und welche widersprochen werden;

c) in der Anordnung und Verbindung aller Theile des Vortrags.

In der Erzählung von Thatsachen sey der Sachwalter ja nie umständlicher, als es absolut nothwendig ist, vermeide alle überflüssigen Nebenumstände, und beschränke sich immerzu auf die wesentlichen. Die Rede gewinnt dadurch Übersicht des Erzählten, Stärke und bleibenderen Eindruck. Die meiste Ausführlichkeit ist dem Redner bey der Beweisführung gestattet, indem er die Beweisgründe so entwickeln und erörtern muß, daß sie vollkommen aufgefaßt werden und die Beschauung aus verschiedenen Gesichtspuncten vertragen. Bey Widerlegung der vom Gegner angeführten Gründe hüte sich der Redner, diese durch Verdrehen oder Lächerlichmachen entkräften zu wollen. Kämpft er mit so zweydeutigen Waffen, so geräth er in die Gefahr, Mißtrauen gegen die Ehrlichkeit seiner Person und gegen die Gerechtigkeit seiner Sache, folglich ein ungünstiges Vorurtheil gegen beyde zu erwecken. Er wird besser thun, die Gründe, welche der Gegner vorbringt, sogar selbst genau und aufrichtig anzugeben, indem er dadurch die Vermuthung erregt, daß er in die Güte seiner Sache volles Zutrauen setzt und es gar nicht für nöthig hält, sich durch Kniffe und Schleichwege zu helfen. Den Witz kann er demnach höchstens nur da spielen lassen, wo es sich darum handelt, die Absurdität der Gründe des Gegners in ein grelles Licht zu stellen.

Eine gewisse Wärme steht dem Sachwalter bey der Führung rechtlicher Verhandlungen allerdings wohl an, da er die Stelle seines Clienten einnimmt und dessen ganzes Interesse vertheidigt; doch hüte er sich, auch hierin nicht zu weit zu gehen und mit dem Gefühl der Theilnahme zu verschwenderisch zu seyn. Dabey vergesse er nie, die Würde seines Charakters zu behaupten und selbe stets durchleuchten zu lassen.

Was übrigens von den Theilen einer Rede überhaupt gesagt worden ist, muß hier nach Beschaffenheit der Sache seine Anwendung finden.

§. 47.

Die historische Rede.

macht individuelle Thatsachen und ihre Folgen so anschaulich, daß die Einbildungskraft dieselben leicht auffassen und zu einem klaren Bilde zusammenstellen kann; dabey aber muß insbesondere dafür gesorgt seyn, daß der Verstand das Daseyn oder Entstehen der Thatsachen begreifen, und ihren Zusammenhang mit ihren Ursachen einsehen könne. Den Verstand beschäftigt die historische Rede überdieß auch noch dadurch, daß sie zweckmäßige Betrachtungen entweder ausdrücklich einwebt, oder dieselben nur so veranlaßt, daß sie sich von selbst ergeben.

Daß die historische Rede übrigens als stylistisches Product die, der historischen Schreibart überhaupt zukommenden Eigenschaften: Klarheit, Lebhaftigkeit, Kürze, Einfachheit, mäßigen Gebrauch der Figuren, Würde ꝛc. haben muß, versteht sich selbst.

§. 48.

Die dogmatische oder lehrende Rede.

Sie ist bestimmt, unmittelbar auf den Verstand zu wirken, indem sie allgemeine Wahrheiten darstellt, und ihre Hauptgedanken größten Theils abstract sind. Der Geschmack hat demnach in der Darstellung hier kein anderes Geschäft, als, so weit es dem Zweck des Ganzen nicht entgegen ist, Nebenvorstellungen einzuflechten, welche die Anschaulichkeit befördern, und dadurch zugleich die Schönheit im Ausdrucke; beyde müssen folglich dem Hauptzwecke untergeordnet, also auch aufgeopfert werden, sobald die logische Vollkommenheit der Rede dadurch im geringsten gefährdet würde. Dieß wäre z. B. der Fall, wenn die stylistische Schönheit die Aufmerksamkeit zu sehr auf sich zöge

und dieselbe vom Inhalte auf die Form ablenkte. Ist die lehrende Lehre nicht eine gelehrte, sondern populär, so muß der Redner darauf sehen, das Denkgeschäft den Zuhörern zu erleichtern, und zu diesem Zwecke aus dem ganzen Umfange der Begriffe vorzugsweise diejenigen ausheben, welche sie am schnellsten und hellsten auffassen, also solche, die im Leben nicht selten sind. Auch wird er wohl thun, die wichtigsten Vorstellungen der Empfindung nahe zu rücken.

Hier ist auch das bestimmt ausgesprochene Gefühl des Redners von seiner eigenen Überzeugung, von großer Wirksamkeit auf die Zuhörer.

Hierher gehören auch die Schul- und Lobreden.

§. 49.

Die unterhaltende Rede.

Sie beschäftigt sich insbesondere mit Schilderung interessanter Gegenstände, und benöthigt Schönheit und Reichthum, um auf die Einbildungskraft der Zuschauer anziehend zu wirken. Oft bedient sich der Redner hier auch des Witzes, des Scharfsinnes und der Laune mit Glück; Unterricht und Rührung dürfen aber nur nebenbey in's Spiel kommen. Zu dieser Art gehören z. B. Lucians Rede auf einen schönen Saal, und dessen Lobrede auf die Fliege. In den Werken von Jean Paul (Friedrich Richter) findet man treffliche humoristische Reden eingeflochten.

§. 50.

Die Anrede (Harangue).

Sie verhält sich zur eigentlichen Rede von größerm Umfange und regelrechter Form, wie das Miniatur-Bild zu einem Gemählde in Lebensgröße. Sie erklärt sich über einen Gegenstand in irgend einer besondern Absicht, und bey einer besondern einzelnen Gelegenheit in zweckmäßiger Kürze. So z. B. hält ein Feldherr vor der Schlacht eine Anrede an seine Soldaten, ein

Lehrer an seine Schüler bey Eröffnung des Lehrkurses, ein Vorgesetzter beym Antritte seiner Ehrenstelle an die ihm untergeordneten Beamten, ein Gesandter bey der Überreichung seines Creditivs. Hier schreitet der Redner, ohne eigentlichen Eingang, sogleich zu dem Gegenstande selbst, den er, ohne ihn erschöpfen zu wollen, ja selbst ohne alle Ausführlichkeit, in gedrungener Kürze mit wenigen kräftigen Zügen darstellt.

§. 51.

Der Monolog (Selbstgespräch).

Die Monologe sind entweder wirkliche oder nachgeahmte. Die letztern werden hier betrachtet, in so fern sie stylistische Darstellungen sind. Sie fordern die genaueste Individualisirung der in einer gewissen Situation dargestellten Person, und gehören theils in das Gebieth der Poesie, theils in jenes der Beredsamkeit. In letzterer Hinsicht erscheint der Monolog als ein für sich bestehendes Ganzes, da er als poetisches Product nur Theil eines Ganzen ist, wie z. B. im dramatischen Gedichte.

In jedem Falle aber ist der leidenschaftliche Monolog von dem reflectirenden zu unterscheiden. In letzterer Hinsicht gibt es auch philosophische Monologe, wie z. B. die von Schleyermacher. In jedem Monologe aber muß ein Hauptgedanke, oder eine Hauptleidenschaft, oder ein Haupt-Affect als vorherrschend festgehalten und durchgeführt werden; denn eben durch jene Einheit entsteht die Gewalt, welche sich des innern Menschen so bemächtiget, daß seine Ideen und Gefühle in Worte ausbrechen.

In jedem Monologe muß sich auch ein Kampf zwischen den Vorstellungen, Gefühlen und Trieben offenbaren, da Phantasie, Gefühls- und Begehrungs-Vermögen in solchen Gemüthsstimmungen, welche den Monolog veranlassen, sich stets in vorragender Thätigkeit zeigen. Eben deßwegen kann

der Witz im Monolog nur höchst selten und in sehr geringem Antheile Statt finden, weil der innere Zustand, welcher ihn veranlaßt, mit der subjectiven Stimmung des Monologirenden wenig, oder nur in raschem Vorüberfluge vereinbart werden kann.

Für den nachgeahmten Monolog, das ist, für den Monolog als Product der stylischen Darstellung hat man folgende Regeln aufgestellt:

a) Die Gedankenfolge muß bloß durch innere Gründe bestimmt seyn, nähmlich durch solche, die in den Vorstellungen selbst liegen.

b) Im reflectirenden oder Verstandes-Monolog müssen die Vorstellungen so folgen, wie es nöthig ist, um den Hauptgedanken immer klärer und lebhafter zu machen, oder so, daß man zur Betrachtung seiner Gründe oder Folgen fortschreitet und Anwendungen macht.

c) Liegt dem Monolog ein Bild der Phantasie zum Grunde, so werden, wenn nicht Betrachtungen des Verstandes hinzu kommen, entweder die Merkmahle jenes Bildes nach einander vorgestellt, oder es folgen andere Vorstellungen, wie sie mit jenem Bilde sich associren.

d) Die Gedanken, welche ein Monolog enthält, müssen so wichtig und interessant seyn, daß dadurch deutlich wird, wie sie es vermochten, die Seele desjenigen, der in ein Gespräch mit sich selbst ausbrach, in dem dazu erforderlichen Grad der Stärke zu exaltiren.

e) Unbedeutende Nebenvorstellungen müssen, so viel möglich, ganz wegbleiben.

f) Die Hauptgedanken selbst müssen gedrängt, und mit kurzen kräftigen Zügen so ausgedrückt werden, wie die Natur des Monologs, der nie von langer Dauer seyn kann, es nothwendig macht.

g) Man vermeide im Ausdrucke Alles, was Absicht verrathen würde: alle gesucht-schönen Worte, alle künstlichen Wendungen u. dgl.

§. 52.

Der Dialog.

Da der Dialog (das Gespräch), als stylistisches Product, eine Nachahmung der mündlichen Unterredung ist, so versteht sich vor allem, daß er eben so natürlich seyn muß, wie dieses, nur mehr gefeilt, weil dem Schreibenden mehr Zeit bleibt, den Ausdruck zu bedenken.

Man hat im Dialog auf zwey Hauptsachen zu sehen:

a) Auf die Gedankenfolge.

b) Auf den Charakter des Sprechenden.

Was die Gedankenfolge betrifft, so wird diese nicht, wie im Monolog, durch innere, sondern hauptsächlich durch äußere Gründe, nähmlich durch die Fragen und Antworten der Sprechenden, bestimmt.

In Hinsicht auf den Charakter der Personen des Gespräches ist für richtige Zeichnung und Haltung zu sorgen, damit alles, was die Personen sagen, demselben angemessen ist, und aus demselben erklärbar wird.

Wird das Gespräch von mehreren Personen geführt, so ist auch auf die Mannigfaltigkeit der Charaktere zu sehen, damit nicht bloße Nahmen oder personificirte Ideen erscheinen, sondern wirkliche Menschen, indem das Gespräch sonst zu einer Abhandlung in Fragen und Antworten, oder ein dialogisirtes Agregat von Behauptungen und Einwendungen, Gründen und Gegengründen, würde.

Der Stylist, welcher ein Gespräch über einen wissenschaftlichen Gegenstand verfassen will, hat nebst den allgemeinen Vorschriften insbesondere noch zwey specielle Regeln zu beobachten:

a) Ordnung und Genauigkeit in der Stellung der Begriffe und in der Wahl der Ausdrücke.

b) Die Nachbildung eines mündlichen Gespräches, damit der Leser in der Täuschung erhalten werde, als höre er

wirklich zwey oder meyrere Menschen von verschiedener Individualität ihre Meinungen und Ansichten über einen interessanten Gegenstand entwickeln. Alle Gegenstände, über welche keine Verschiedenheit der Meinungen und Ansichten Statt finden kann, eignen sich, der Regel nach, zur dialogischen Behandlung, als einer redneriſchen Darstellung, nicht.

Die philosophischen Gespräche nehmen zweyerley Formen an, nähmlich:

a) Die Form einer Unterredung, bey welcher niemand erscheint, als die sprechenden Personen selbst.

b) Die Form als Erzählung einer Statt gehabten Unterredung, wo der Verfasser zugleich mit auftritt, und von dem Inhalte des Gespräches Nachricht gibt.

Der ersten Form hat sich größten Theils Plato bedient, der letztern Cicero. Plato's Gespräche sind zugleich sehr geistreich und sehr charakteristisch; doch verliert sich der Philosoph manchmahl in den Dichter. Cicero's Gespräche, wie z. B. das Große vom Redner, vom Alter, über die Freundschaft ꝛc., zeigen uns einige der ersten und ausgezeichnetsten Männer des alten Roms, in sehr interessanten gesellschaftlichen Unterredungen.

Sokratische Gespräche werden noch jetzt diejenigen genannt, die, nach der Methode des Sokrates, in Fragen und Antworten so eingekleidet sind, daß der Befragte durch den Fragenden dahin geleitet wird, in seiner Seele diejenigen Vorstellungen, die der Fragende in ihm hervor bringen will, selbst zu entwickeln.

Muster im leichten und launigen satyrischen Dialog ist Lucian; viele Gespräche dieses eben so witzigen als beredten Schriftstellers, haben ungeachtet ihrer gefälligen Einkleidung eine philosophische Tendenz. Wieland hat uns eine vortreffliche Übersetzung derselben geliefert. Lucians Gespräche im Reiche der Todten haben die französischen des Fontenelle und die englischen des Lyttleton veranlaßt. Echt philosophische Dialogen sind die moralischen von Hurd und Berkeley's

Gespräche über das Daseyn der Materie, worin abstracte Gegenstände sehr klar und verständlich vorgetragen werden.

Unter uns Deutschen haben Lessing, Mendelssohn, Engel, Herder, Wieland ꝛc. sehr schätzbare wissenschaftliche Dialogen geliefert.

Übrigens findet der Dialog nicht nur in den Romanen überhaupt, sondern vorzugsweise im philosophischen Roman Statt.

§. 53.

Der mündliche Vortrag.

Ist die eigentliche Rede auch noch so trefflich gearbeitet, so kommt noch viel auf den mündlichen Vortrag an, die Declamation oder sogenannte körperliche Beredsamkeit.

Als wesentliche Erfordernisse eines guten Declamators werden angegeben:

a) Ein geschmeidiges, durch Übung und Kunstpflege ausgebildetes Organ.

b) Eine reine, deutliche Aussprache aller Wörter, die weder übereilt, noch dehnt und zurückhält.

c) Richtige Betonung.

d) Genaue Beobachtung der Interpunction.

e) Anstand der körperlichen Haltung.

f) Sicherheit, Festigkeit und Würde, ohne Anmaßung: Bescheidenheit ohne Schüchternheit; Lebhaftigkeit ohne Übertreibung der Beweglichkeit.

Die körperliche Beredsamkeit besteht demnach aus den zwey Haupttheilen;

1. Declamationskunst.
2. Geberdenkunst.

§. 54.

Declamation.

Sie erfordert vor allem eine gute Stimme, das ist, eine solche, die nicht nur wohlklingend, sondern auch

so biegsam ist, daß sie alle zur Schönheit des Vortrages nöthigen Modificationen mit Leichtigkeit annehmen kann; widrigen Falls heißt sie eintönig oder klanglos, rauh oder schneidend. Dem lebhaften Vortrage steht als Fehler der matte, schläfrige, gedehnte und schleppende gegenüber.

Der Redner muß seine Stimme größten Theils in den Mitteltönen, also weder zu hoch noch auch zu tief halten. Die Mitteltöne haben für sich, daß sie nicht nur die natürlichsten, und im Leben die gewöhnlichsten, sondern zugleich die angenehmsten sind. Überdieß hüte sich der Redner sorgsam vor jener Gemeinheit des Tones, welche manchen Menschen eigen ist, und bemühe sich vielmehr, seiner Stimme jenes einschmeichelnde, gefällige Wesen zu geben, von dem man sagt, daß es an das Herz dringe und Herzen gewinne.

Der mündliche Vortrag muß auch fließend seyn, das heißt, die Töne müssen mit einer, dem Zuhörer bemerkbaren Leichtigkeit auf einander folgen. Nebstdem erfordert die Stimme auch die gehörige Verbindung von Mannigfaltigkeit und Einheit. Die Mannigfaltigkeit besteht in dem zweckmäßigen Wechsel der hohen, mittlern und tiefen Töne, wie auch in den Graden der Geschwindigkeit, womit die Worte ausgesprochen werden und einander folgen, und den Graden der Stärke und Schwäche der Töne. Bey aller dieser Mannigfaltigkeit muß doch auch eine gewisse Einheit in dem Tone der Stimme herrschen, nähmlich eine gewisse Gleichförmigkeit (nicht Einförmigkeit) sowohl im Haupttone, womit die Rede vorgetragen wird, als auch in den Graden der Geschwindigkeit, Stärke und Schwäche. Der Redner muß daher alle plötzlichen Übergänge in dieser Hinsicht vermeiden; er würde sich sogar lächerlich machen, wenn er z. B. jetzt eine Reihe von Worten in den höchsten Tönen vortrüge, und auf einmahl in die tiefsten hinab fiele, oder wenn er einige Sätze wie im Fluge forteilen, die unmittelbar folgenden aber, in bleyernen Fesseln sich schwerfällig dahin schleppend, langsam fortkriechen ließe.

Diese Beschaffenheit der Stimme muß sich in der Anwendung vorzüglich darin bewähren, daß sie den Redner fähig macht, den mündlichen Vortrag mit dem Inhalte der Rede (Gedanken und Ausdrücken) in die innigste Zusammenstimmung und Harmonie zu setzen.

Von besonderer Wichtigkeit für den Declamator ist der Accent, nähmlich jene Modification der Stimme, wodurch ein Wort vor den übrigen bemerkbar ausgezeichnet wird, um die Aufmerksamkeit der Zuhörer auf dasselbe hinzulenken, und der dadurch ausgedrückten Idee einen vorzüglichen Grad der Klarheit zu verschaffen.

Jene Modification der Stimme, welche die Accentuirung bewirkt, kann auf mehrfache Weise geschehen, nähmlich:

a) durch das Steigen oder Fallen der Stimme;

b) durch den Wechsel des Tones, z. B. eines rauhen statt des bisherigen sanften;

c) durch Verstärkung oder Schwächung der Stimme; endlich

d) dadurch, daß man dem Tone, womit ein Wort vorgetragen wird, eine verhältnißmäßig längere Dauer gibt.

Überdieß unterscheidet man den Wort-Accent und den Rede-Accent. Der erstere besteht darin, daß in einem einzelnen Worte eine Sylbe vor der andern ausgezeichnet wird. Nach der grammaticalischen Regel trifft dieser Accent stets die Stammsylbe des Wortes. Rede-Accent heißt derjenige, den ein Wort im Zusammenhang der Rede bekommt.

Von großer Wirkung ist das Steigen und Fallen der Stimme im mündlichen Vortrag. Es werden deßhalb hier einige der vorzüglichsten Fälle angeführt, worin die Stimme steigen oder fallen muß: und zwar:

1. Gedanken, welche in den Zuschauern eine Erwartung erregen sollen, werden mit steigender Stimme ausgedrückt.

2. In den Perioden wird der Vordersatz gewöhnlich mit steigender, der Nachsatz mit sinkender Stimme vorgetragen.

3. Eben so verlangt die Frage eine steigende, die Antwort eine sinkende Stimme.

4. Alle Gedanken, welche nur einen geringern Grad der Aufmerksamkeit verlangen, werden mit gesunkener Stimme und etwas schneller als die übrigen vorgetragen.

Hinsichtlich der Pausen gilt die Hauptregel: Je inniger die auf einander folgenden Gedanken und Sätze unter sich verbunden sind, desto weniger Pausen dürfen im Vortrage gemacht werden; je weniger jene zusammen hängen, desto länger kann dazwischen abgesetzt werden. Am längsten können also die Pausen am Ende der Perioden dauern.

Werden die Pausen auf die Interpunctions-Zeichen angewendet, so bezeichnet der eigentliche Schlußpunct (.) den längsten Grad der Trennung durch das Absetzen der Stimme; dann folgt der Doppelpunct (:); eine noch geringere Trennung bezeichnet der Strichpunct (;), und die geringste Trennung der Beystrich (,). Die übrigen Interpunctionen, wie z. B. das Ausrufungszeichen (!), das Fragezeichen (?) ꝛc. haben keine Trennung zu bezeichnen.

Eine besondere Erwähnung gebührt noch der mahlenden Declamation. Diese stellt entweder hörbare, oder nicht hörbare, sinnliche Gegenstände, oder unsinnliche dar. Die declamatorische Mahlerey oder nachahmende Darstellung der Gegenstände kann aber auf zweyfache Art geschehen, nähmlich: entweder durch den Ton der Stimme, oder durch die Bewegung der Töne. Die Mahlerey der hörbaren Gegenstände kann auf beyderley Arten geschehen; so z. B. würde das Gebrause der Wogen durch den Ton der Stimme, der Galopp eines Pferdes durch die schnellere oder langsamere Bewegung der Töne nachgeahmt werden müssen. Nicht hörbare Gegenstände können nur hinsichtlich des Aufeinanderfolgens in der Zeit, also nicht durch den Ton der Stimme, sondern nur durch die Bewegung der Töne declamatorisch ausgedrückt werden; wie z. B. das körperliche Betragen eines trägen oder eines cholerischen Menschen.

Bey der Mahlerey des Unsinnlichen kommt es insbesondere auf die wirkliche oder scheinbare Ähnlichkeit des Unsinn-

lichen mit einem sinnlichen Gegenstande an. Hier können demnach folgende Hauptfälle Statt finden:

a) Wird der sinnliche Gegenstand, mit welchem der unsinnliche eine wirkliche oder scheinbare Ähnlichkeit hat, durch den Ton der Stimme nachgeahmt, so muß dieß auch bey dem unsinnlichen geschehen; wie z. B. wenn man von der Charakterstärke und dem Muth eines Menschen spricht, der unter Gefahren und Unglücksfällen unerschütterlich dasteht, wie ein Fels im Meer, welchen die Stürme umheulen, Wogen umbrausen, Donnerkeile treffen.

b) Wird der sinnliche Gegenstand, dem ein unsinnlicher ähnlich ist, durch die Bewegung der Töne dargestellt, so gilt dieß auch bey dem Letztern, wie z. B. wenn die Flüchtigkeit der Zeit mahlerisch vorzutragen wäre.

c) Besteht die Ähnlichkeit, welche ein unsinnlicher Gegenstand mit einem sinnlichen hat, insbesondere in der Wirkung, so muß der unsinnliche Gegenstand vom Declamator eben so gemahlt werden, wie er den sinnlichen ausdrücken würde; dieß gilt auch in Fällen der zwischen einem hörbaren und einem nichthörbaren sinnlichen Gegenstande. Beyspiele wären: der Stolz eines brutalen Menschen, der sich beleidigt glaubt und Rache schnaubt; oder die Ähnlichkeit zwischen sanften Farben und weichen Tönen.

§. 55.

Darstellung der Affecte.

Wir fügen, zum Behufe der Declamation, hier insbesondere noch die Grundzüge einer kurzen Anleitung zur Modulation der Stimme bey der Darstellung einiger vorzüglichen Affecte, wobey wir uns jedoch nur auf die praktische Anweisung beschränken müssen, weil theoretische Entwickelung zu viel Raum einnehmen würde.

Der Affect der Bewunderung fordert einen langsamen feyerlichen Vortrag in tiefen Tönen; eben so auch die Verwunderung, nur ist die Stimme weniger tief, weil

ein Zusatz von Frage und Zweifel Statt findet. Bey dem Erstaunen, als dem höchsten Grade der Verwunderung, werden die Worte, gleichsam als wären die Sprachwerkzeuge gelähmt, sehr schwerfällig gesprochen; manchmahl geräth der Redner sogar ins Stocken.

Der Ton der Achtung nähert sich dem Tone der Bewunderung; der Verachtung ist ein etwas durch die Nase gehender Ton eigen. Die Entschlossenheit hat einen festen, nachdrücklichen Ton, ihrer innern Stimmung analog. Die Fröhlichkeit äußert sich durch einen höhern Wohllaut der Stimme, die sich mit lebhafter Bewegung über die Mitteltöne erhebt. Ihr gleicht die Zufriedenheit, doch sinkt ihre Stimme, da sie ein schlafferer Affect ist, mit einer langsameren Bewegung unter die Mitteltöne herab. Die Hoffnung theilt mit der Fröhlichkeit und der Zufriedenheit den sanften Wohllaut, unterscheidet sich aber durch das ihr eigene Dehnen des Tones, welches sie nur dann verliert, wenn die Hoffnung, den höchsten Grad erreichend, eigentliche Zuversicht wird.

Der Muth zeigt sich durch Stärke und Nachdruck der Stimme. Der Trotz spricht mit rauhen Tönen, hastig und kurz abstoßend; eben so die Drohung, welche noch dazu gern durch die geschlossenen Zähne spricht.

Die Traurigkeit spricht langsam, mit gedämpfter, weicher Stimme, manchmahl durch Seufzen und schweres Athmen unterbrochen oder gehemmt. Sinkt die Traurigkeit zur eigentlichen Schwermuth herab, so wird der Ton dumpf und hohl.

Die Furcht spricht kurz athmend, mit schwacher, beklommener, gepreßter, oft zitternder Stimme.

Der Stolz weilt mit der Stimme gern unter den Mitteltönen, spricht langsam und abgemessen, und pflegt scharf zu betonen. Der Hochmuth verbindet damit noch den Ton der Verachtung. Die Demuth dagegen spricht in den Mitteltönen, etwas langsam, mit dünner Stimme und ohne Betonung; die Scham ängstlich, oft stotternd.

Freundlich, doch sanft-ernsthaft klingt der Ton des Wohlwollens, freundlich, leise und ohne Ernst, lieblich, oft bis zu leichttändelndem Wesen, der Ton der Zärtlichkeit. Liebe modificirt in ihrem Ausdruck die Stimme von beyden, mit einem Zusatz schmachtender Sehnsucht. Stark und heftig äußert sich der Haß; schnell sprechend, hämisch und in den höhern Tönen der Spott, und die Schadenfreude spitz und schnippisch, wo sie Geringschätzung ihres Gegenstandes zeigt, ernsthaft und bitter, wenn sie jenes nicht kann. Der Zorn ergießt sich in einer kreischenden Stimme mit heftiger Bewegung.

§. 56.

Die Geberden.

Die Geberden müssen vor allem dem Inhalte der vorzutragenden Rede angemessen seyn. Außerdem gehört zur Vollkommenheit des Geberdenspiels:

a) Wahrheit und Natürlichkeit der Geberden, indem diese die äußern, an unserem Körper hervor gebrachten Zeichen des innern Gemüthszustandes sind. Unwahr sind demnach alle Geberden, die weder der Natur und Stimmung des Sprechenden, noch dem Inhalt des Gesprochenen gemäß erscheinen.

b) Deutlichkeit der Geberden, das heißt: die Geberden müssen so beschaffen seyn, daß sie nicht nur leicht erkannt, sondern auch wohl von einander können unterschieden werden.

c) Lebhaftigkeit, welche nicht nur als Zeichen einer höhern Lebenskraft überhaupt Wohlgefallen erregt, sondern auch als ein Beweis, daß der Redende selbst von seinem Stoff ergriffen sey, für den Redner und seinen Vortrag Theilnahme erweckt und einnimmt.

d) Haltung und Stätigkeit der Geberden; das heißt: die Geberden müssen zum Charakter des Ganzen passen, ja selbst die Pausen und Ruhepuncte müssen zur Rede gehörig erscheinen, da derselben immer ein vorherrschender Haupt-Gemüths-

zustand zum Grunde liegt, und wir den Redner, wenn er auch schweigt, doch immer vor uns sehen.

e) Mannigfaltigkeit und Einheit der Geberden. Die erstere fordert Abwechslung in den Stellungen und Bewegungen; die letztere aber gebiethet ihre Unterordnung in den Hauptcharakter des Ganzen, und ist zu vergleichen der Hauptfarbe eines Gemähldes, oder der Tonart, in welcher ein Musikstück gesetzt ist. Jene beyden Eigenschaften zusammen geben die Harmonie des Geberdenspiels.

f) Anstand und Würde, welche im ersten Grade schon durch die Vermeidung des Gemeinen und alles dessen, was Mangel an geistiger, sittlicher und geselliger Bildung verräth, in einem höhern Grade aber durch edlen Anstand und durch ein gewisses — nicht stolzes und doch imposantes Wesen erreicht wird.

g) Schönheit der Geberden, wodurch nicht nur alles vermieden wird, was einen unangenehmen sinnlichen Eindruck macht (z. B. weites Mundaufsperren oder eckige Bewegungen mit den Armen), sondern auch das, was dem Auge wohlgefällig erscheint, wie z. B. alle wellenförmigen Bewegungen, beobachtet wird.

h) Ökonomie der Geberden, das ist: stufenweises Fortschreiten. Der Redner steigere also sein Geberdenspiel bey starken Stellen nicht auf den höchsten Grad, wenn noch stärkere folgen.

So wie es eine Mahlerey durch den Ton, die Bewegung und Stärke der Stimme gibt, eben so kann sich der Redner mahlender Geberden bedienen, welche jedoch unmittelbar nur zur Darstellung sichtbarer Gegenstände geeignet sind, und vorzugsweise ihrer Form; so z. B. kann das Aufwärtsblicken des erhobenen Kopfes und das Emporstrecken des Armes die Höhe eines Berges oder Hauses mahlen, das Niedersenken der Hände einen Fall ꝛc. Am besten lassen sich Bewegung und Stellung durch mahlende Geberden nachahmend ausdrücken.

Will der Redner etwas Unsinnliches durch Geberden-

Mahlerey darstellen (z. B. die Gedankenverwirrung eines von Gefahr bedrohten Menschen), so muß er dieß immer figürlich thun, durch das Mahlen eines sinnlichen Gegenstandes, welcher mit jenem Ähnlichkeit hat. So z. B. würde er die geistige Unthätigkeit durch gänzliche Ruhe des bewegungslosen Körpers mahlen können, durch schlaffes Hängenlassen der Arme, gedankenloses Hinschauen ꝛc.

Um das bisher Gesagte dem Ungeübten begreiflicher und anschaulicher zu machen, führen wir nun einige praktische Beyspiele von mimischer Darstellung verschiedener Affecte an, nach der psychologisch richtigen Angabe von Engel, Maaß, Lessing, Sainte Albine, Lairesse, Eberhard, Le Brün, und andern bewährten Schriftstellern:

Bewunderung.

Die Erweiterung des Gemüths bey der Bewunderung des Großen und Erhabenen offenbart sich auch in dem Geberdenspiele. Weit geöffnet schaut das Auge den Gegenstand an; die erweiterten, übrigens ruhigen Gesichtszüge verkünden die gefühlte Freude; auch der Mund bleibt nicht verschlossen. Die ausgedehnte Brust strebt empor; die Arme werden aufgehoben und ausgebreitet; der ganze Körper hebt sich. Die Bewegungen geschehen langsam und feyerlich. Ist der Gegenstand nur groß, nicht erhaben, so daß wir ihn in der Anschauung fassen zu können fühlen, so neigt sich der Körper vorwärts, und vorwärts streben die ausgebreiteten Arme, als wenn wir den Gegenstand umfassen wollten. Ist aber das Object erhaben, und also die erregte Idee für die Anschauung unerreichbar, so werden die Arme mehr zurück gezogen, mehr in gerader Linie ausgebreitet, und mehr in die Höhe, als vorwärts, bewegt; der Kopf, und oft der ganze Körper, biegt sich rückwärts und das Auge schaut in die endlose Höhe des Himmels hinauf, um der Einbildungskraft, welche der erregten Idee des Unendlichen eine Anschauung unterlegen will, zu Hülfe zu kommen, oder wenigstens um so eher den Gegenstand zu ermessen und an ihm hinauf zu schauen. In beyden Fällen, vorzüglich aber wenn das Object nur groß

ist, findet sich die beschriebene Bewegung und Stellung der Arme meist nur in den ersten Augenblicken des Affects, wo wir noch den Gegenstand erst zu fassen streben; hernach, wenn wir ihn schon genießen, sinken sie langsam herunter.

Bey den geringsten Graden der Bewunderung erheben sich die herunter hängenden Arme nicht, sondern bloß die Hände; die Arme werden nur ein wenig vom Körper gedrückt. Bey den nächst folgenden Graden des Affects erhebt sich bloß der eine Arm.

Achtung und Verachtung.

Die Achtung zeigt sich im Geberdenspiele, wie die Verwunderung, mit einem offenen Blicke, mit ruhigen, erweiterten Gesichtszügen, und langsamen Bewegungen, die sich dem Gegenstande zu nähern streben. Die Verachtung dagegen verengt das Auge und die Gesichtszüge, und zieht die Bewegung von dem Gegenstande weg. Wird eine Sache als böse, als moralisch schlecht, verachtet, so macht die Hand eine Bewegung, oder begibt sich in jene Stellung, als wenn sie die Sache wegschieben oder von sich abhalten wollte. Auch wird wohl das Gesicht abgewandt und der Kopf nach der andern Seite gedreht. Wenn man dagegen eine Sache als klein, geringfügig, nichtswürdig, verachtet, so macht die Hand, die innere Fläche aufwärts gekehrt, eine leichte Bewegung, so, als wenn man eine geringe, in der Hand liegende Kleinigkeit fortwürfe. Auch wird die Hand in der beschriebenen Stellung still gehalten, und leicht darüber hingeblasen, als wenn man aus ihr etwas weghauchen wollte; eine Mahlerey, wodurch ebenfalls die Geringfügigkeit des Objects versinnlicht werden soll. Mit dieser Geberde hängt es auch vielleicht zusammen, daß eine vorhängende, oder vielmehr vorgedrückte Unterlippe auch Verachtung ankündiget. Ein äußerst kränkender Ausdruck der Verachtung einer Person ist es, wenn man sie geflissentlich gar nicht bemerkt, es gar nicht zu sehen oder zu hören scheint, wenn sie etwas thut oder sagt. Wir zeigen dadurch, daß wir es schlechterdings nicht der Mühe werth halten, sie zu beobachten. Ein solches Betragen, zumahl wenn

der Verachtete schon im Affect ist, ist das empfindlichste von der Welt.

Billigung und Mißbilligung.

Der mimische Charakter der Billigung überhaupt ist Annäherung an den Gegenstand, oder Bestreben darnach, so wie Entfernung von dem Gegenstande, oder Bestreben nach demselben, der Mißbilligung eigen ist. Bey jener suchen wir den Gegenstand uns, oder uns dem Gegenstande zu nähern. Daher ist das Neigen des Kopfes (das Nicken mit dem Kopfe) ein Zeichen der Billigung überhaupt und der Bejahung insbesondere, denn es ist ein Hinneigen zu dem Gegenstande. Das Kopfschütteln dagegen ist ein Ausdruck der Mißbilligung überhaupt und der Verneinung insbesondere, weil es ein Wegwenden von der Sache ist.

Die Fröhlichkeit oder lebhafte Freude äußert sich im Geberdenspiel auf folgende Weise: die erweiterten Mienen sind vollkommen freundlich, das ist, in dem Zustande, der beym Lächeln oder zunächst vorher wirklich ist. Eben so freundlich schaut das lichtvolle Auge offen und funkelnd umher; die Brust strebt empor, das Haupt schwillt sanft aus den Schultern, aufrecht und kraftvoll wird der Körper getragen, die Bewegungen geschehen leicht, hüpfend und schnell. Die Hände insbesondere schweifen voll Leben und Thätigkeit in der Luft umher, und werden, vermöge eben dieser Kraftäußerung, oft zusammen geschlagen, und fahren elastisch wieder aus einander. So entsteht das Händeklatschen, als ein Ausdruck der Freude, obgleich bey manchen Arten der Freude das ihnen eigene Bestreben nach Geräusch und Lärm auch Antheil daran haben mag. Als Ausbruch der Freude ist das Händeklatschen auch ein Zeichen des Beyfalls. Durch die in allen Theilen belebten Kräfte werden auch die Wangen mit einem sanften Roth gefärbt, und so sind alle Erscheinungen der Fröhlichkeit oder der belebten Freude überhaupt schön und anmuthig, ein Ebenbild von dem Gemüthszustande selbst. Bey dem Enthusiasmus der Freude

scheint die ganze Gestalt zu schweben und der Fuß kaum den Boden zu berühren.

Der Zorn rüstet alle äußere Glieder mit Kraft, vorzüglich aber waffnet er diejenigen, die zum Angreifen, zum Fassen und Zerstören geschickt sind. Wenn überhaupt die mit Blut und Säften überfüllten äußern Theile strotzen und zittern, und die gerötheten rollenden Augen Blicke wie Feuerstrahlen schießen, so äußert sich besonders in Händen und Zähnen eine Art von Empörung und Unruhe; jene ziehen sich krampfhaft zusammen, diese werden gefletscht und knirschen. Überdem schwellen noch, besonders in der Gegend des Halses, der Schläfe und der Stirne die Adern. Das ganze Gesicht erscheint wie eine Gluth: alle Bewegungen sind eckig und von der äußersten Heftigkeit; der Schritt ist schwer, gestoßen, erschüttert.

Bey dem Affecte der Hoffnung verkündigen das erheiterte Gesicht und das offene Auge die in der Seele herrschende Freude. Der Blick sieht in die Ferne, gleichsam in die Zukunft hin, die das gehoffte Gut noch in ihrem Schooße trägt, oder er wird gegen Himmel gerichtet, zu dem, von dem alles Gute kommt. Je ungewisser aber die Hoffnung ist, desto mehr vermischt sich ihr Ausdruck mit dem Ausdrucke der Ungewißheit, welcher sich besonders durch einen nicht fixirten, umher irrenden Blick zeigt. Wenn aber die Hoffnung zur Zuversicht wird, so verliert sich das Zweifelnde in den Geberden, und die Ausdrücke bekommen das Feste, Bestimmte und Fixirte, wie bey der Überzeugung überhaupt, wohin z. B. die senkrechte Stellung des Körpers, als Zeichen der Festigkeit, ein Schlag mit der flachen Hand gegen das Herz, als den scheinbaren Sitz des Gefühls der Überzeugung ꝛc., gehört.

Bey der Furcht flieht die Seele gleichsam in sich selbst zurück, um sich von dem gefürchteten Gegenstande zu entfernen, und ist überwältiget vom Gefühle ihrer Ohnmacht, jenem Gegenstande widerstehen zu können. Nach der Analogie dieses Zustandes kriecht auch der Körper in sich zusammen und zittert;

das Gesicht erbleicht, die Brust wird beengt und beklommen, das Herz pocht vom zusammen gepreßten Blute.

Beym Schrecken öffnet sich das stiere Auge, so wie der Mund.

Diese Beyspiele mögen genügen, um die Wahrheit in der mimischen Darstellung der Affecte bemerken nnd durch fleißige Übung treffen zu lernen. Zum Schlusse dieser Materie folge hier eine wichtige Bemerkung, welche Maaß in Betreff des Überganges aus affectlosen Zuständen in affectvolle, und aus einem Affecte in den andern mittheilt:

Da die menschliche Seele, wie die Natur überhaupt, keine Sprünge macht, sondern aus jedem gegebenen Zustande in einen andern durch eine stäte Fortschreitung übergeht, obgleich die Zwischenveränderung oft so schnell geschieht, und so unmerklich ist, daß sie sich aller Wahrnehmung entzieht: so kann sie auch aus Ruhe in Affect, und aus Affect in Ruhe niemahls unmittelbar und plötzlich, sondern nur mittelbar und allmählig übergehen. Der vorige Zustand dauert noch zum Theile fort, indeß der folgende schon anfängt, und das gibt einen gemischten Mittelzustand, durch den die Seele erst hindurch muß, ehe der folgende ganz rein existiren kann. So wie ein kalter Körper nicht mit einem Mahle, sondern nur nach und nach glühend wird, wenn wan ein Feuer anzündet, und ein glühender nicht plötzlich, sondern nur allmählig wieder kalt wird, wenn man das Feuer auslöscht: so geräth auch die kalte ruhige Seele nicht mit einem Mahle in Gluth, wenn sich das Feuer eines Affects entzündet, und wird, wenn sie in Gluth ist, nicht plötzlich wieder kalt und ruhig, wenn auch die Ursache des Affects aufhört. Nach diesem Gesetze der Seele muß sich die körperliche Beredsamkeit genau richten. Der Redner darf also nicht aus einem affectlosen Ausdrucke plötzlich in einen affectvollen herüber, oder aus diesem in jenen zurück fallen, sondern muß beyde durch einen stätigen Übergang verbinden. Indem der folgende Ausdruck anfängt, muß von dem vorigen noch etwas übrig seyn, und so ein gemischter Mittelzustand

entstehen, der den voraus gehenden mit dem nachfolgenden ohne Sprung verbindet, obgleich dieser Zwischenausdruck im höchsten Grade kurz und unmerklich seyn kann. Wer z. B. in einem ruhigen Gespräche mit jemandem begriffen ist, und unvermuthet auf das empfindlichste von ihm beleidiget wird, der wird in Declamation und Geberdenspiel nicht mit einem Mahle die ganze Flamme des Zornes auflodern lassen, sondern nach und nach. Nicht gleich beym ersten Ausbruche wird der Ton pfeifen, kreischen, in einem gewaltsam gestoßenen Rhythmus forteilen, sondern er steigt ungefähr (in den gewöhnlichen Fällen) in Terzen in die Höhe, wächst ungefähr in eben dem Verhältniß an Stärke, ist anfänglich noch mehr gehalten, mild und gebunden, und wird ungefähr in dem vorigen Verhältnisse gestoßener, rauher, unordentlicher, schneller. Eben so im Geberdenspiele. Zuerst ändert sich das Auge, funkelt und rollt im Kopfe herum; die Lippen fangen an zu zucken und sich zu verziehen, und erst dann verbreitet sich die krampfhafte Unruhe über die übrigen Gesichtszüge, in die Hände und den übrigen Körper. Also im Geberdenspiele sowohl als in der Declamation herrscht in den ersten Augenblicken noch etwas von der Ruhe des vorausgehenden Zustandes, wenn schon der Sturm des nachfolgenden zu toben angefangen hat.

Wie hier, so in allen Fällen. Allemahl bleiben von dem vorausgehenden Zustande diejenigen Ausdrücke am längsten zurück, die in den weniger reizbaren Theilen liegen, oder überhaupt weniger von der Willkühr abhängen. Die reizbareren, empfindlicheren, ausdrucksvolleren Theile zeigen den Ausdruck des nachfolgenden Zustandes zuerst. Bey einem Wechsel von Traurigkeit und Freude lächelt oft das Auge schon, wenn die Züge um den Mund herum noch weinen.

Affecte können verwandte heißen, so fern die Seele leicht aus dem einen in den andern übergeht; entfernte, so fern das nicht ist, ungefähr so wie man die körperlichen Stoffe verwandt nennt, wenn sie einander anziehen. Je entfernter nun die Affecten sind, die ein Redner gleich nach ein-

ander darstellen soll, desto sorgfältiger hat er auf einen vermittelnden Zwischenausdruck zu sehen, wenn sein Spiel keinen Sprung machen, keine, wenigstens scheinbare, Widernatürlichkeit enthalten soll. Ein Verstoß gegen diese Regel ist ungefähr eben das, was in der Musik eine verbothene Quinten- oder Octaven-Folge ist. Diese ist auch ein nicht stätiger Übergang aus einer Harmonie in die andere. Es frägt sich also, wovon die größere oder geringere Verwandtschaft der Affecten abhänge, und woran sie erkannt werde?

Affecten sind um so näher verwandt, je mehr der Ton und die Bewegung des einen dem Tone und der Bewegung des andern ähnlich ist; und sie sind um so entfernter, je mehr Ton und Rhythmus unähnlich sind; denn ein Affect kann um so leichter entstehen, je mehr er in Ton und Bewegung einem schon vorhandenen ähnlich ist, und sein Entstehen wird um so mehr erschwert, oder verhindert, je mehr sein Ton und seine Bewegung von jenen des vorhandenen Affectes abweicht, und je weniger die Seele für ihn gestimmt ist.

Bey der Verwandtschaft zweyer Affecten kommt also nichts darauf an, ob sie beyde angenehm, unangenehm, gemischt, oder in dieser Absicht ganz verschieden sind. Der angenehmste Affect kann mit dem unangenehmsten sehr nahe verwandt seyn, wenn sie nur in Ton und Bewegung, oder auch in der letztern allein, sehr ähnlich sind. So geht z. B. die ausschweifendste Freude sehr leicht in den wildesten Zorn über, wovon die oft blutigen Händel bey Trink- oder andern Freudengelagen Zeugniß geben; denn Zorn und ausschweifende Freude sind einander ähnlich in der wild fortströmenden Bewegung und in der brausenden Heftigkeit des Tones, der alle Fibern spannt und den Klang jeder berührten Saite in der Seele verdoppelt. Eine Pause, in der Declamation wenigstens, kann oft den Übergang aus einem Affecte in den andern erleichtern, sie darf aber nur gebraucht werden, wenn sie natürlich ist.

Zum Schlusse höre der angehende Redner noch die Stimmen einiger Tiefdenker, alter und neuerer Zeit, welche, theils

tüchtige Theoretiker, theils als Redner selbst berühmt, ihm wichtige Bemerkungen über die körperliche Beredsamkeit mittheilen werden.

Zuerst Quintilian:

„Wie am Körper selbst, so ist auch beym Geberdenspiel der Kopf der vorzüglichste Theil. Er muß gerade und in seiner natürlichen Richtung stehen. Gebückt, verräth er Niederträchtigkeit; rückwärts geworfen, Stolz; auf eine Seite gelehnt, Trägheit; zu unbiegsam und steif, eine gewisse Störrigkeit der Seele. Außerdem muß der Kopf mit den übrigen Geberden harmoniren, insbesondere mit den Händen und Schultern. Der Blick sey immer dahin gerichtet, wohin die Bewegung der Hand geht, ausgenommen da, wo der Redner etwas verwerfen, oder nicht gestatten, oder von sich entfernen will. In diesem Fall wird durch das Abwenden des Gesichts und durch das Abhalten mit den Händen der Widerwille ausgedrückt. — Mit dem Kopfe allein Geberden machen, ist ein Fehler. Auch das häufige Nicken läßt nicht gut; ihn gar werfen und drehen, und die Haare schütteln, ist phantastisch.

Am meisten wirkt die Miene. Sie bittet, droht, schmeichelt; sie spricht Schmerz und Freude aus; nach ihr beurtheilt man den Redner, nach ihr richtet man den Blick, noch ehe jener spricht; sie verrichtet oft den Dienst der Worte.

Im Gesichte selbst vermögen die Augen das meiste. Durch sie fließt die Seele sichtbar hervor; sie verklären sich, wenn jene Freude fühlt, sie hüllen sich in Wolken, wenn jenes betrübt ist. Ihnen gab die Natur die Verräther der Seele, die Thränen. Verschlossen und zugedrückt möchte sie wohl nur ein ganz roher und dummer Mensch beym Reden haben.

Auch mit den Augenbraunen kann man viel sagen. Sie bilden gewisser Maßen die Augen, und gebiethen der Stirne. Ein Fehler bey den Augenbraunen ist es, wenn sie entweder unbeweglich, oder zu beweglich sind. Zieht man sie zusammen, so bedeutet dieß Betrübniß; aus einander, Fröhlichkeit; herab, Schamhaftigkeit. Beym Zuwinken oder Zu-

rückwinken werden sie niedergelassen, oder ein wenig in die Höhe gezogen.

Nase und Lippen darf man ohne Beleidigung des Wohlstandes fast gar nicht gebrauchen, wenn gleich höhnisches Lachen, Verachtung, und Ekel dadurch angezeigt werden. Alles Bewegen der Nase ist unschicklich; dasselbe gilt auch größten Theils von den Lippen; wie z. B. das Hinaufziehen derselben, das Ausdehnen, Herabsenken, ꝛc.

Der Nacken sey in gerader Haltung, nicht steif, nicht übergelehnt. Entstellend ist das Zusammenziehen oder Spannen des Halses; nebstdem wird dadurch auch die Stimme geschwächt und ermüdet. Drückt man das Kinn an die Brust, so macht das die Stimme undeutlich und durch den Druck der Kehle schlaff.

Das Erheben oder Zusammenziehen der Schultern ist selten schicklich. Ein mäßiges Hervorstrecken des Arms paßt zu langen und ohne Erhebung fortlaufenden Perioden. Beym Vortrage von reich ausgeschmückten Parthien aber breitet sich der Arm zur Seite weit aus, und die Rede ergießt sich gewisser Maßen mit dieser Bewegung. Kaum aber ist's möglich, zu sagen, wie viele Bewegungen der Hände, ohne welche alles Geberdenspiel hölzern und ohne Wirkung ist, Statt finden, da sie beynahe die Menge der Wörter erreichen. Am besten fängt die Hand von der linken Seite an und wird zur rechten niedergelassen, doch ohne daß sie dabey schlage. Am Ende eines Absatzes kann sie wohl auch fallen, doch muß sie sich schnell wieder erheben. Sie soll mit jedem vollen Gedanken anfangen und niedergelassen werden, sonst würde ihre Bewegung entweder vor der Stimme hergehen, oder ihr nachfolgen müssen; beydes wäre unschicklich. Die Hand sey weder zu lange müßig, noch unaufhörlich fechtend. Sie werde nicht bis über die Augen erhoben, noch bis unter die Brust herab gelassen. So hält man es auch für fehlerhaft, vom Kopfe herab bis an den Unterleib damit nieder zu fahren. Die linke Hand allein macht nie eine gute Wirkung; sie richte sich größten Theils nach

der rechten. Bey geringfügigen, traurigen, oder sanften Gegenständen sey die Bewegung der Hände kurz; bey großen, freudigen, oder fürchterlichen weiter ausgedehnt.

Brust und Bauch lasse der Redner nicht sich vordrängen, den Rücken nicht sich krümmen. Die Schultern werfe man nicht hin und her. Demosthenes verbesserte diesen Fehler an sich dadurch, daß er in einem engen Behältnisse stehend sprach, worin eine Stange angebracht war, an die er mit der Schulter stieß, sobald er sich nach den Seiten warf. Der Stoß machte ihm bemerkbar, daß er sich vom Feuer des Geberdenspiels zu sehr hinreißen lasse.

Der Redner muß bey der Einrichtung seines Geberdenspiels fünf Hauptsachen bedenken: 1) das Ganze der Rede, den Hauptton derselben und den Total-Eindruck, welchen sie hervorbringen soll; 2) das Eigenthümliche in den einzelnen Theilen der Rede, Eingang, Erzählung, Beweise, Schluß; 3) den Inhalt oder die Gedanken und Empfindungen jeder Art; 4) die Worte selbst, wobey es wohl fehlerhaft wäre, alles durch Geberden ausdrücken zu wollen, aber auch kraftlos, wenn nicht einiges durch Mienen und Geberden gehoben würde; 5) die Personen, in deren Gegenwart er redet.

Ehe der Redner anfängt, mag er kurze Zeit verweilend schweigen, ohne sogleich gegen den Zuhörer gewendet loszubrechen. Er mag in ruhiger Stellung die Augen entweder senken oder sanft aufwärts richten; er hüte sich hier ja vor gewissen unschicklichen Dingen, wie z. B. nicht herum zu gaffen, trotzige Mienen zu machen, sich laut zu räuspern, steif oder gekrümmt zu stehen ꝛc. Der Eingang werde mit sanfter Stimme und mit ruhigen Geberden vorgetragen; dieß fordert die Bescheidenheit. Nur in seltnen Fällen findet eine Ausnahme Statt. Die Erzählung fordert schon mehr Lebhaftigkeit; die Beweisführung geschehe mit Besonnenheit und Nachdruck; der Schluß mit mehr Feuer, um zu erheben oder zu rühren. Bey allem aber vergesse der Redner nie den Anstand, und hüte sich vor Grimassen und Gesticulation, und bedenke, um stets das rechte

Maß zu halten, ja nie, daß er Redner — nicht aber Schauspieler sey.

Cicero erklärt sich im dritten Buche seines Werkes vom Redner über Declamation und Mimik auf folgende Weise:

Erst durch den guten äußerlichen Vortrag können die übrigen Vorzüge an dem Redner hervor schimmern. Der äußere Vortrag ist in der Beredsamkeit von der größten Wichtigkeit. Ohne ihn kann der vorzüglichste Redner in keine Betrachtung kommen, durch ihn der mittelmäßigste oft über die besten Redner obsiegen. Ihm soll Demosthenes den ersten Preis zuerkannt haben, als er gefragt wurde, was er in der Beredsamkeit für das Vorzüglichste halte, ihm den zweyten, ihm den dritten.

Unstreitig äußert in allen Fällen die wahre Empfindung eine stärkere Wirkung, als die erkünstelte; aber wenn es die Wahrheit der Empfindung allein schon ausmachte, so würden wir der Kunstregeln nicht bedürfen. Da indessen die Leidenschaft, die wir insbesondere durch das Äußere im Vortrage ausdrücken, oder nachahmen sollen, oft so ungestüm tobt, daß ihre Sprache undeutlich und beynahe unterdrückt wird: so müssen wir beym äußern Vortrage dasjenige verschmähen, was Verwirrung erregen würde, und nur das Ausdrucksvolle und leicht Verständliche nachahmen; denn jede Gemüthsbewegung äußert sich durch eigene Töne, Mienen und Geberden, und der ganze Körper des Menschen, sein Gesicht und seine Stimme, sind in ihrem Tone, wie die Saiten der Harfe von dem Anschlagen, so auch von der Berührung der Leidenschaft abhängig. Die Töne, z. B., sind wie ausgespannte Saiten, die nach dem Grade der jedesmahligen Berührung anklingen, bald hoch, bald tief, bald schnell, bald langsam, bald stark, bald schwach. Doch gibt es auch wieder bey allen Gattungen von Tönen einen gewissen Mittelton. Aus diesen sind nun wieder mehrere andere Gattungen von Tönen entstanden, sanfte und rauhe, abgekürzte und gedehnte, mit angehaltenem und nachgelassenem Athem hervorgebrachte Töne, weiche und lispelnde,

klagende und zärtliche, heftige und stürmische; denn alle ähnlichen Töne lassen sich doch durch die Kunst mannigfaltig abändern. Diese Töne muß der Redner, wie der Mahler die Farben, nach dem jedesmahligen Bedürfniß auswählen und abändern können. Eine eigene Gattung des Tones nimmt z. B. der Zorn an, einen hohen, heftigen, oft abgebrochenen. Einen andern Ton erfordert die Wehklage und Trauer, einen wehmüthigen, vollen, abgebrochenen, weinerlichen Ton. Leise, stotternd und kraftlos redet die Furcht. Sanft, zart, heiter und gelassen ist der Ton der Freude. Der Ton des Verdrusses hat, ohne jammernd zu seyn, etwas Schwerfälliges, Einförmiges und Dumpfes.

Für alle diese Gemüthsbewegungen ist auch ein passendes Geberdenspiel nothwendig, nicht ein dem Schauspieler nachgeahmtes, sondern ein solches, das Sachen und Gedanken ausdrückt, ein Geberdenspiel, das nicht auf die Sache hinweiset, sondern geschickt auf sie hindeutet; unterstützt von starken und männlichen Wendungen des Körpers, die nicht von der Schaubühne und den Schauspielern, sondern aus der Waffenschule und von fertigen Ringern entlehnt sind. Die Bewegung der Hand muß aber nicht gar zu kunstmäßig seyn; sie muß die Worte mit den Fingern begleiten, aber nicht durch Nachahmung ihren Sinn ausdrücken. Der Arm muß sich frey bewegen, und gleichsam die Waffe seyn, womit der Redner kämpft. Das Wesentlichste aber beym Geberdenspiel ist immer das Gesicht, und in dem Gesichte sind die Augen das Ausdrucksvollste; denn die Seele soll sich in dem ganzen äußerlichen Vortrage ausdrücken; das Gesicht aber ist das Bild der Seele, und ihre Dollmetscher sind die Augen. Dieß ist der einzige Theil des Körpers, der alle Arten der Gemüthsbewegungen durch eben so viele Bezeichnungen und Abänderungen ausdrücken kann. Wer aber das Auge unverwandt auf einen Gegenstand richtet, bey dem kann es nicht ausdrucksvoll seyn.

In die Augen können wir also viel Ausdruck legen; denn die Züge des Mundes dürfen wir nicht gar zu sehr verändern;

unsere Geberden möchten uns sonst lächerlich machen oder verunstalten. Die Augen sind es, die durch Lebhaftigkeit, Ermattung, durch Blick und Heiterkeit, die Gemüthsbewegungen, übereinstimmend mit der Art des Vortrages selbst, ausdrücken. Denn der äußerliche Vortrag ist gleichsam die Rede des Körpers, und muß daher mit der Seele harmoniren. Die Augen aber sind uns, wie dem Pferde und Löwen die Mähnen, der Schweif und die Ohren, von der Natur gegeben, um unsere Gemüthsbewegungen anzuzeigen. Folglich ist in unserm äußerlichen Vortrage nach der Stimme die Miene immer das Wichtigste, und diese ist von den Augen abhängig.

Dasjenige indessen, wodurch wir bey dem äußerlichen Vortrage die meiste Wirkung erwarten, und uns am meisten auszeichnen können, ist wohl unstreitig die Stimme, die wir uns erstlich so wohlklingend, als möglich, erwerben, und dann auf jeden Fall erhalten müssen. Um die Stimme immer wohlklingend zu erhalten, ist nichts nützlicher, als häufige Veränderung, und nichts schädlicher, als ohne Unterbrechung immer mit voller Anstrengung fortreden.

Jede Stimme hat einen gewissen Mittelton, der ihr eigenthümlich ist. Daß von diesem die Stimme allmählich aufsteige, ist zugleich nützlich und angenehm. Denn gleich vom Anfange an zu schreyen, ist bäurisch; aber die Stimme allmählig steigen lassen, ist auch zu ihrer Stärkung heilsam. Ferner gibt es auch in der Erhebung derselben ein Äußerstes, welches doch noch unter dem lautesten Schreytone ist. Eben so gibt es auf der andern Seite in ihrer Senkung einen tiefsten Ton, bis zu welchem man gleichsam auf der Stufenleiter der Töne hinab steigt. Diese Abwechslung, dieses Auf- und Niedersteigen durch alle Tonarten wird sowohl die Stimme selbst erhalten, als auch die Lieblichkeit des äußerlichen Vortrages erhöhen.

Wir wollen nun auch die Bemerkungen neuerer Schriftsteller hören, deren praktische Anleitungen dem angehenden

Redner von großem Nutzen seyn werden. Zuerst spreche Hugo Blair.

„Der Hauptpunct, worauf der Redner beym öffentlichen Vortrage sein Augenmerk zu richten hat, ist: erstlich, so zu sprechen, daß er von allen, die ihn hören, leicht und vollkommen verstanden wird; zweytens, mit Anmuth und Nachdruck zu sprechen, um die Zuhörer einzunehmen, und auf ihre Empfindung zu wirken. Um leicht und vollkommen verstanden zu werden, kommt es auf folgende vier Stücke an: einen gehörigen Grad von Vernehmlichkeit der Stimme, Deutlichkeit, Langsamkeit und Reinheit der Aussprache.

Vernehmlichkeit der Stimme:

Der Redner muß sich bemühen, den Raum, in welchem sich die Versammlung befindet, mit seiner Stimme auszufüllen. Man hält diese Kraft der Stimme gewöhnlich für eine bloße Gabe der Natur. Sie ist es allerdings in beträchtlichem Maße; aber sie kann auch durch Kunst merklich ausgebildet werden. Sehr viel kommt hierbey auf den, einer jeden Stimme eigenthümlichen Umfang und auf ihre Biegsamkeit an. Jeder Mensch hat drey natürliche Abstufungen seiner Stimme; er spricht in einem höhern, mittlern und tiefen Tone. Der höhere ist derjenige, dessen man sich bedient, wenn man Jemanden aus der Entfernung zuruft; der tiefe gränzt nahe an das Flistern. Der mittlere ist derjenige, dessen wir uns im gewöhnlichen Gespräche bedienen, und den man auch bey öffentlichen Vorträgen gewöhnlich zu gebrauchen hat. Es ist ein großer Irrthum, sich einzubilden, man müsse seine Stimme in ihrer größten Höhe nehmen, um von einer großen Versammlung wohl verstanden zu werden. Man verwechselt hierbey zwey Dinge mit einander, die ganz verschieden sind: das Laute oder die Stärke des Schalles, und den höhern oder tiefern Ton, in dem wir sprechen. Ein Redner kann seine Stimme stärker hören lassen, ohne den Ton zu verändern. Auch ist es eine sichere Erfahrung, daß der Umfang der Stimme, innerhalb dessen wir gewöhnlich sprechen, derjenige ist, dem wir

den meisten Körper und die anhaltendste Stärke des Schalles zu geben vermögen. Umgekehrt hingegen, wird derjenige, welcher in der größten Höhe zu sprechen sucht, deren seine Stimme fähig ist, sich nicht nur in Ansehung des Umfanges beschränkt, sondern auch die Kraft derselben, ehe er zu Ende kommt, erschöpft und ermattet finden. Die Folge davon ist, daß er sich Gewalt anthun und zu einer ihm selbst peinlichen Anstrengung seine Zuflucht nehmen muß.

Aber wer mit Anstrengung und Beschwerde spricht, wird auch von den Zuhörern nicht ohne Anstrengung und peinliches Gefühl vernommen. Man gebe also seiner Stimme ihre volle, jeden Laut gehörig anschwellende Stärke; aber man halte sich dabey stets in dem Umfange des Tones, aus dem man im gemeinen Leben zu sprechen gewohnt ist. Auch mache man es sich zum Gesetze, nie eine größere Anzahl von Worten zusammen auszusprechen, als man ohne Zwang und besondere Anstrengung auszusprechen vermag. So lange man sich in diesen Gränzen hält, werden die sämmtlichen Werkzeuge der Stimme ihre verschiedenen Geschäfte mit Leichtigkeit ausüben, und wir die Stimme immer in unserer Gewalt behalten. Wenn wir aber über jene Gränzen hinaus gehen, kann es nicht fehlen, daß wir den Organen gleichsam den Zügel schießen lassen, und unserer Herrschaft über dieselben verlustig werden.

Ein zweytes Mittel, um gut gehört und vollkommen verstanden zu werden, ist Deutlichkeit der Aussprache, welche hierzu noch mehr beyträgt, als die bloße Stärke des Schalles. Das Maß der Stimme, welches zur Ausfüllung selbst eines beträchtlichen Raumes erfordert wird, ist geringer, als man sich gemeiniglich einbildet; und derjenige, welcher sich einer deutlichen Aussprache befleißiget, wird mit einer an sich schwachen Stimme weiter reichen, als die stärkste Stimme, ohne jene, vermag. Jeder, der einen öffentlichen Vortrag hält, muß also dieß sorgfältig beobachten; er muß jedem Laute; den er hervor bringt, sein gehöriges Verhältniß geben, und jede

Sylbe, ja fast Buchstaben des auszusprechenden Wortes, bestimmt hören lassen, ohne irgend einen der eigenthümlichen Töne zu unterdrücken, oder zu verunstalten.

Drittens wird zur deutlichen Articulation eine gehörige Mäßigung in Ansehung der Geschwindigkeit der Aussprache erfordert. Zu schnelles Herausstoßen der Töne verhindert die Bestimmtheit der Aussprache, und läßt dem Zuhörer nicht Zeit, den Sinn zu fassen. Man kann hier eben so wohl auf der entgegen gesetzten Seite zu weit gehen. Es ist einleuchtend, daß eine leblose, schleppende Aussprache, welche den Zuhörer mit seinen Gedanken immer merklich vor dem Redner vorausläßt, einen Vortrag langweilig und ermüdend machen muß. Doch der Fehler des zu geschwinden Sprechens ist weit gewöhnlicher, und erfordert um so mehr, daß man dagegen auf seiner Hut sey, weil, wenn er uns einmahl zur Fertigkeit geworden ist, wenige Fehler sich schwerer ablegen lassen, als dieser. Die Aussprache mit dem gehörigen Grade der Langsamkeit gewährt dem Redner viele Vortheile: insbesondere eine große Erleichterung der Stimme durch die Pausen und Ruhepuncte, welche sie von selbst herbey führt; auch setzt sie den Sprechenden in den Stand, seinen Tönen mehr Fülle, Wohlklang und Rundung zu geben. Endlich dient sie auch dazu, den Redner in den gehörigen Schranken der nöthigen Selbstbeherrschung zu erhalten; da hingegen ein übereilter und hastiger Vortrag nur zu leicht jene unruhige Bewegung der Lebensgeister hervor bringt, welche den Erfordernissen der ausübenden Beredsamkeit gerade am meisten zuwider ist.

Viertens muß der Redner auch auf die Reinigkeit der Aussprache Bedacht nehmen, das heißt, er muß jedem Worte, oder vielmehr jeder Sylbe denjenigen Laut geben, welchen der Gebrauch der echten und feineren Aussprache, im Gegensatze der unechten, gemeinen oder provinciellen, mit sich bringt. Als Beyspiel stehe hier eine einzelne Bemerkung: Jedes Wort, das aus mehr als einer Sylbe besteht, hat eine Sylbe, die sich vor den übrigen durch den Accent unterscheidet. Dieser Accent

liegt bisweilen auf dem Consonanten, bisweilen auf dem Vocal. Die accentuirte Sylbe muß man in der Aussprache durch mehr Nachdruck bezeichnen und sie vor den übrigen, über die man leichter hinweg geht, heraus heben. Vorausgesetzt also, daß man die grammaticalische Tonstimmung der Worte (Accentuirung) inne hat, ist es eine Hauptregel, bey öffentlichen Vorträgen jedem Worte denselben Accent zu geben, den es in der Sprache des gemeinen Lebens hat. Wirklich wird gegen diese Regel sehr häufig gefehlt. Viele Personen sprechen, wenn sie öffentlich und mit Feyerlichkeit reden, die Sylben auf eine ganz verschiedene Weise aus, als sie sonst zu thun gewohnt sind. Sie verweilen auf ihnen, dehnen sie über die Gebühr aus, und vervielfältigen die Accente auf einem und demselben Worte; und das alles in der irrigen Meinung, ihrer Rede mehr Kraft und Nachdruck zu geben und die Feyerlichkeit des öffentlichen Vortrags dadurch zu erhöhen. Allein es ist dieß einer der größten Fehler, die man gegen die gute Aussprache begehen kann. Man verfällt dadurch in eine falsche, theatralische Manier, und die Sprache bekommt ein erkünsteltes, unnatürliches Ansehen, wodurch sie an Anmuth und Eindringlichkeit gleich sehr verliert.

Es erfordert bey öffentlich zu haltenden Reden keinen geringen Grad von Sorgfalt, den Athem immer dergestalt in seiner Gewalt zu haben, daß man nie genöthiget wird, Worte von einander zu trennen, welche in einer so genauen Verbindung stehen, daß sie in einem Zuge, und ohne die geringste Trennung ausgesprochen werden müssen. Mancher Gedanke wird bloß dadurch verstümmelt, und seines ganzen Nachdruckes beraubt, daß die Theilung an der unrechten Stelle angebracht ist. Um dieß zu vermeiden, muß der Sprechende vorzüglich darauf bedacht seyn, immer einen hinlänglichen Vorrath von Athem für das, was er sagen will, in Bereitschaft zu haben. Es ist ein großer Irrthum, sich einzubilden, daß man bloß am Ende eines Perioden, wo die Stimme fallen darf, Athem hohlen könne. Es kann eben sowohl in den Zwischenräumen

des Perioden, wo die Stimme nur einen Augenblick inne hält, geschehen, und der Redner gewinnt dadurch den Vortheil, daß er immer mit hinreichendem Athem versehen ist, um selbst die längsten Perioden ohne alle unschickliche Unterbrechung vorzutragen. Überdieß muß der Ton der wirklichen Unterredung die Grundlage der öffentlichen Aussprache seyn; doch ist bey gewissen feyerlichen Gelegenheiten in öffentlichen Vorträgen die Aussprache etwas über den Ton der gewöhnlichen Rede zu erheben."

Nicht minder wichtig sind die Bemerkungen, welche Pölitz über die Declamation mittheilt:

„Der Wohlklang" sagt er „ist an zwey Bedingungen gebunden: an den Klang und an den Numerus.

Der Klang beruht theils auf den einzelnen Sylben und Wörtern, theils auf ihrer Stellung in dem rhetorischen Ganzen. Ob nun gleich der Stylist, und folglich auch der Redner, nicht im Stande ist, die Wörter selbst, welche einmahl in der Sprache vorhanden sind, zu verändern, so steht ihm doch nicht selten die Wahl der Wörter frey. Hier soll er nun dasjenige Wort wählen, das an sich schon wohlklingend ist, und die Eigenschaft des Wohlklangs auch nicht in seiner Verbindung mit andern Wörtern verliert. Hauptsächlich muß er darauf sehen, daß der declamatorische Accent (der zur Bezeichnung des Hauptwortes in einem Satze dient) nicht auf Wörter zu stehen komme, welchen der Wohlklang fehlt. Dieß ist aber bey Wörtern der Fall, die von harter und schwerer Aussprache sind.

Die Härte ist also das erste, was gegen den Wohlklang streitet. Sie rührt, in so fern sie die einzelnen Töne betrifft, gewöhnlich von der Häufung der Consonanten in den Wörtern her, besonders derer, welche schwer auszusprechen sind. Da nun die Melodie der Aussprache von der Menge der Vocale abhängig ist, so muß bey dem Wohlklange hauptsächlich darauf gesehen werden, daß die Vocale und Consonanten in den gewählten Wörtern in einem richtigen Verhältnisse stehen. Es dürfen also, wo möglich, die Consonanten überhaupt nicht ge-

häuft werden, besonders aber ein und derselbe Consonant nicht zu oft hinter einander folgen. Eben so wird der Wohlklang unterbrochen durch die zu häufige Aufeinanderfolge einsylbiger Wörter, deren Aussprache mit Schwierigkeiten verbunden ist, durch die Hinweglassung der Vocale entweder in der Mitte oder am Ende der Wörter, und durch Zusammenziehungen der Sylben, wenn auch gleich die gemeine Aussprache darauf hinführen sollte. Die Härte wird aber auch durch viele zusammen gesetzte Wörter befördert, die für die Aussprache mit Schwierigkeiten verbunden sind.

Gegen den Wohlklang streitet ferner der Gleichklang, wo mehrere nahe auf einander folgende Wörter, ohne daß es der stylistische Zusammenhang verlangt, einerley Klang haben. Dieser Gleichklang findet sowohl in der nahen Folge einzelner Buchstaben und Sylben, als ganzer Wörter Statt. In der letztern Hinsicht zeigt er sich, wenn zu viele Wörter von gleicher Sylbenlänge auf einander folgen; oder wenn mehrere Wörter dieselben Endsylben haben; oder wenn dieselben Wörter oft hinter einander gebraucht werden; oder auch, wenn in der Prosa durch Nachlässigkeit zufällige Reime in nahe stehenden Wörtern entstehen.

Gegen den Wohlklang verstößt aber auch die Eintönigkeit (Monotonie), wenn die Wörter einander sowohl in der Länge, als in dem Sylbenmaße zu sehr ähnlich sind. Dieß ist aber der Fall, wenn mehrere vielsylbige Wörter auf einander folgen; wenn man dieselbe Conjunction (z. B. und, also, auch) beständig wiederhohlt, und wenn man einerley Form in der Periodirung beständig gebraucht. Daß übrigens der Klang der Wörter nicht, wie bey der Musik, bloß von dem Schalle abhängt, sondern auch von dem Sinne derselben unterstützt, und durch denselben manches Mißverhältniß des erstern gehoben wird, versteht sich von selbst.

Der Numerus, der sehr verschieden ist vom Rhythmus in der Poesie, ist der Wohlklang, sobald er auf ganze Sätze und Perioden ausgedehnt wird. Er beruht dann auf dem

Ebenmaß aller einzelnen Theile einer Rede für die declamatorische Darstellung. Dahin gehört denn diejenige Stellung und Vertheilung der einzelnen Glieder und Theile einer Rede, nach welcher dieselbe, in Hinsicht auf das Ebenmaß aller ihrer Abschnitte, für das Ohr ein wohlklingendes Ganzes bildet. Besonders muß in den Perioden der Numerus sorgfältig für die Schlußworte berechnet werden.

Der Numerus betrifft aber nicht allein den Wohlkang in den einzelnen Perioden; er muß auch auf dem Ebenmaße in der Verbindung und dem Zusammenhange aller der Perioden beruhen, welche das Ganze einer Rede ausmachen. — Hauptsächlich muß man aber den prosaischen Numerus von dem poetischen Rhythmus unterscheiden, der unter ähnlichen Verhältnissen in den folgenden Zeilen (es mögen Hexameter, oder Jamben und Reime ꝛc. seyn) wieder kommt, statt daß beym Numerus eine beständige Abwechslung zwischen langen und kurzen Wörtern, und zwischen den einzelnen Theilen eines Perioden herrschen muß.

Die gute Declamation, zu welcher zunächst eine Darstellung gehört, welche dem Inhalt der Rede, das ist, dem Charakter des ganzen stylistischen Products, völlig angemessen ist, verlangt, wie zum Theil schon bemerkt worden ist, ein, durch ununterbrochene und zweckmäßige Übung ausgebildetes, vielseitiges und geschmeidiges Organ, einen Umfang der Stimme, eine laute, deutliche und reine Aussprache, eine Natürlichkeit, die alles Gezwungene und Übertriebene von sich entfernt, eine richtige Accentuirung und gefühlvolle Lebhaftigkeit. Überdieß aber besteht die große Kunst des Declamators noch insbesondere in der Sicherheit, mit welcher er den schicklichsten Ton für die Darstellung findet, diesen, als Haupt- und Grundton (gleich der Tonart, in welcher ein Musikstück gesetzt ist), und ihn in der, der Musik in den Vierteln, Achteln ꝛc. nachgebildeten Schattirung und Colorirung der einzelnen Sätze, Wörter und Sylben, nach einer langsamern oder geschwindern Bewegung, mit allen in den einzelnen Theilen des darzustellen-

den Stoffes begründeten Ausweichungen der Stimme aus dem Grundtone, gleichsam musikalisch durchführt. Von diesem Grundtone muß die ganze Melodie für die Darstellung ausgehen, und das Zeitmaß für die Darstellung, die geschwindere oder langsamere Bewegung der Stimme in der Folge der Worte und Sätze auf einander, und muß völlig dem Gegenstande der Darstellung angemessen seyn. Schocher (in seiner Abhandlung: Soll die Rede auf immer ein dunkler Gesang bleiben?) behauptet, daß in den fünf Vocalen, und zwar in folgender Ordnung derselben: u, o, e, a, i, die Tonleiter der menschlichen Sprachstimme enthalten sey; Kempelen, in seinem Werke über den Mechanismus der menschlichen Sprache, läßt, im Wesentlichen dasselbe behauptend, die Vocale mit einer geringen Veränderung auf einander folgen, nähmlich: u, o, a, e, i. Es versteht sich jedoch von selbst, daß man in der Anwendung der Theorie der Musik auf die Declamation nicht zu weit gehen müsse, da die Tonleiter der Declamation zwar der musikalischen analog, aber dennoch von ihr verschieden ist, und jene weder einen so weiten Umfang hat, noch auch so plötzliche Übergänge aus einem Tone in den andern erlaubt.

Hauptsächlich muß der Declamator den Unterschied berücksichtigen, ob er in seiner eigenen, oder in einer fremden Person auftritt. In dem letztern Falle ist er Schauspieler, er stehe auf der Bühne oder nicht, und er muß den fremden Charakter mit der größten Wahrheit, Stärke und Lebhaftigkeit zeichnen. In dem erstern Falle, wenn er in seiner eigenen Person auftritt, sind es entweder auch seine eigenen Gedanken, welche er einer Versammlung mittheilt, dann ist er Redner; oder es sind fremde, welche er derselben gleichsam erzählt, um sie damit zu unterhalten, dann ist er Vorleser. So sehr der Schauspieler bemüht seyn muß, seine Persönlichkeit zu verläugnen, so sehr muß sich hingegen der Redner bestreben, sie überall rein und von allem Fremdartigen abgesondert zu erhalten. Da aber jeder Redner als

Mann von Bildung und Geschmack, und mit einem gewissen Grade von Achtung gegen seine Zuhörer auftritt, so darf er sich selbst den Ausbrüchen seiner eigenen Leidenschaft nur in so fern überlassen, in wie fern sich dieselben mit seinem eigenen Charakter vertragen. Der Vorleser endlich muß sich schon deßwegen, weil er sich nicht der vollen Geberdensprache bedienen kann, mehr auf Skizzirung der Gefühle einschränken, als vollkommene Darstellung derselben liefern, obwohl der Grad der Lebhaftigkeit seines Ausdrucks im Allgemeinen nicht bestimmt werden kann, da er von individuellen Verhältnissen abhängt.

§. 56.

Literatur der Rhetorik und der Declamation.

Durch ihre Schriften über die Theorie der Beredsamkeit haben sich vorzüglich verdient gemacht und ausgezeichnet: Unter den Griechen: Aristoteles, durch drey Bücher der Redekunst, und Longin durch seine Abhandlung über das Erhabene. Unter den Römern sind vorzugsweise anzuführen: Cicero und Quintilian. Die rhetorischen Werke des erstern sind: De inventione; de oratore; de claris oratoribus; de optimo genere dicendi; de partitione oratoria; de optimo genere oratorum. Quintilians Werk de institutione oratoria ist in zwölf Büchern abgefaßt. Interessant ist auch die Abhandlung de oratoribus sive de causis corruptae eloquentiae, welche von Mehreren dem Tacitus beygelegt wird.

Unter den neueren Gelehrten haben rhetorische Compendien in lateinischer Sprache geliefert: Wiedeburg, Ernesti, Melanchton, Vossius und Joh. Matth. Geßner.

Unter den Engländern: Lawson, Vorlesungen über die Beredsamkeit; Dav. Hume, Versuch über die Beredsamkeit; Campbell, Philosophie der Rhetorik; Pristley, Vorlesungen über Beredsamkeit und Kritik; Hugo Blair, Vorlesungen über Rhetorik und schöne Wissenschaften; Wilson's Rhetorik.

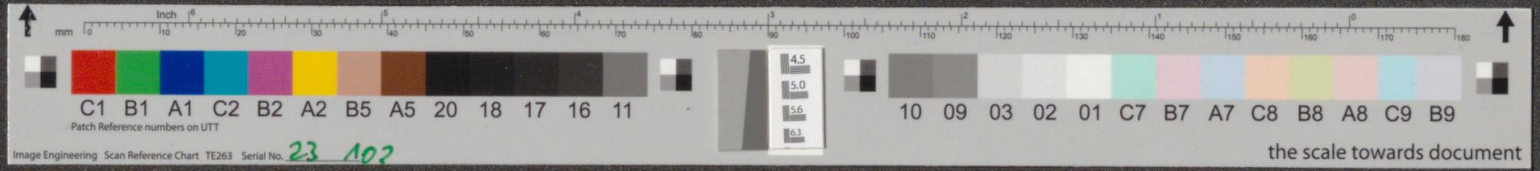
Unter den Franzosen: Fenelon's Betrachtungen über Rhetorik und Poesie; dessen Gespräche über die Beredsamkeit überhaupt, und über den Kanzelvortrag insbesondere. Büffier's philosophisch-praktische Abhandlung über die Beredsamkeit. Gilbert's Rhetorik, oder Regeln der Beredsamkeit. Gourdin's Grundsätze der Redekunst. Maller's Anleitung zur Lectüre der Redner. Fouquelin's Lehrbücher der Rhetorik. Lamy's Redekunst. Das Lyceum von La Harpe. Die Kunst zu Schreiben, von Condillac.

Unter den Italienern haben Bettinelli und Michelazzi über die Rhetorik geschrieben; unter den Spaniern: Capmany, Mayans y Siscar, und Gracian. Unter den Portugiesen: Rodriguez Lobo.

Unter den deutschen Werken über die Beredsamkeit zeichnen sich aus: Sulzers Theorie und Praktik der Beredsamkeit. Maaß: Grundriß der allgemeinen und besondern reinen Rhetorik. Pölitz: Versuch eines Systems des deutschen Styls. Fülleborns Rhetorik. Moriz: Vorlesungen über den Styl. Büsching: Grundriß der Beredsamkeit. Kinderling: Grundsätze der Beredsamkeit. Köhler: Vergleichung der alten und neuen Redekunst. Brigleb: Vom Unterschiede der Beredsamkeit der Alten und Neuern. Münter: Allgemeine Redekunst. Ammon: Anleitung zur Kanzel-Beredsamkeit. Thieß: Anleitung zur Amts-Beredsamkeit. Steinbart: Anweisung zur Amts-Beredsamkeit christlicher Lehrer. Bahrdt: Rhetorik für geistliche Redner. Marezoll: Über die Bestimmung des Kanzelredners. Schmid: Anleitung zum populären Kanzelvortrag. Außerdem finden sich noch Theorien der Rhetorik in Eschenburgs Entwurf einer Theorie und Literatur der schönen Redekünste, und in Eberhard's Ästhetik, dritten und vierten Bande.

Zur Belehrung für Declamation und Geberdenspiel sind insbesondere zu empfehlen: Löbel's Anleitung zur Bildung des mündlichen Vortrags. Franke: Über Declamation. Cludius: Grundriß der körperlichen Beredsamkeit. Pfannenberg: Über rednerische Action. Engel's Ideen zu einer Mimik. Lindemann's

Accentuations-System der deutschen Sprache. Rambach's Fragmente über Declamation. Bielfeld: Über Declamation als Wissenschaft. Nellstab: Versuch über die Vereinigung der musikalischen und oratorischen Declamation. Schmiedtgen: Versuch über die Euphonie oder den Wohllaut auf der Kanzel. Unter den Engländern haben Sheridan, Mason und Walker treffliche Werke über die Declamations-Kunst geschrieben; unter den Franzosen hat sich Riccoboni durch seine Pensées sur la Declamation ausgezeichnet.


Inch
mm
C1 B1 A1 C2 B2 A2 B5 A5 20 18 17 16 11
Patch Reference numbers on UTT
4.5
5.0
5.6
6.3
10 09 03 02 01 C7 B7 A7 C8 B8 A8 C9 B9
Image Engineering Scan Reference Chart TE263 Serial No. 23 102
the scale towards document

107

Hugo Streisand
1 Berlin 30
Eislebener Str. 4